DEUTSCHE VOLKSMÄRCHEN AUS SCHWABEN

Digitized by Google

Deutsche

Volksmärchen

aus

Schwaben.

Aus dem Munde des Volks gesammelt

und herausgegeben

von

Dr. Ernst Meier,

außerordentlichem Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Tübingen.

Stuttgart,

C. P. Scheitlin's Verlagshandlung.

1852.

Digitized by Google

GR167
.S8M51

Gedruckt bei Blum und Vogel in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorrede.

Seit die Brüder Grimm vor vierzig Jahren in ihren Kinder- und Hausmärchen *) das unergründlich reiche Wesen des deutschen Volksmärchens uns wieder erschloßen und den schlichten, reinen Ton, in welchem diese epischen Nachklänge einer längst vergangenen Zeit erzählt sein wollen, in musterhafter Weise getroffen, seitdem hat sich die Liebe der Jungen und Alten von Jahr zu Jahr diesen Ueberlieferungen mehr zugewandt. Fast überall hat man nach solchen einfältigen Erzählungen gelauscht und eine nicht unbedeutende Zahl derselben dem Untergange entzogen. Indes bilden die eigentlichen Märchen immer nur eine verhältnismäßig kleine Beigabe zu den weit reicheren Sagensammlungen. Eine besondere Märchensammlung aus einer bestimmten Gegend Deutschlands besitzen wir außer der Grimm'schen Sammlung nicht; diese aber erstreckt sich, obgleich sie auch aus Süddeutschland einzelne Beiträge enthält, doch wesentlich auf Mittel- und Norddeutschland, speciell auf Heßen; und selbst die späteren Nachlesen deutscher Volksmärchen gehören fast ausschließlich den nord- und mitteldeutschen Gebieten an **). Nur im äußersten Norden, bei einem

*) 1. Bd. 1812. 2. Bd. 1814.

**) So z. B. Kuhns märkische Sagen und Märchen, 1843 (16 Märchen enthaltend), und desselben Verf. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, 1848 (mit 19 Märchen). Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus den Herzogthümern Schleswig-Holstein und Lauenburg, 1845 (mit 38 Märchen). E. Sommers Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, 1846 (mit 11 Märchen). Wolfs deutsche Sagen, 1845 (mit 40 Märchen). — Auch in Bechsteins deutschem Märchenbuche beschränken sich die neuen Stücke auf Thüringen. Darunter kommt aber manches entschieden Unechte und Selbsterfundene vor, wie ich hier nur beiläufig bemerken will. So ist

163330

Digitized by Google

nahverwandten Stamme, der einſt mit uns denſelben Götterhimmel theilte, iſt eine beſondere Sammlung erſchienen, die, unmittelbar aus friſcher Ueberlieferung geſchöpft, ſich der der Brüder Grimm würdig an die Seite ſtellt: ich meine die norwegiſchen Volksmärchen von Asbjörnſen und Moe, deutſch von Breſemann, 1847.

Der deutſche Süden dagegen, und namentlich der ſchwäbiſche Theil deſſelben, iſt bis jetzt faſt noch völlig unvertreten geblieben *). Und doch beſitzt er an Sagen, Märchen und andern alten Ueberlieferungen ſo reiche und ungeahnte Schätze wie nur irgend ein anderer deutſcher Landesſtrich.

In Beziehung auf Märchen mag die vorliegende Sammlung davon Zeugnis geben. Ich habe dieſelben, wie alle verwandten Volksüberlieferungen, mit wißenſchaftlichem Intereſſe geſammelt, daher Treue und Wahrheit mein höchſtes Ziel war **). Ich wollte nur wiedergeben, was ich hörte, und habe jeden verſchönernden Zuſatz, jeden ausfüllenden Zug ſelbſt bei offenbaren Lücken, ſorgfältig vermieden.

Was außerdem die Darſtellung betrifft, ſo konnte ich einzelne Stücke, die ein Blinder in Bühl erzählte, bei einem ziem-

---

z. B. die Roſenkönigin, S. 35, wohl erſt durch die bezauberte Roſe von Ernſt Schulze veranlaßt worden. Ebenſo iſt das Märchen S. 39, wie der Teufel den Branntewein erfunden, ein modern-didaktiſches und gewiß nicht volksthümliches Stück.

*) Dieſe Worte, die ich ſchon im Jahr 1850 geſchrieben, paſſen jetzt nicht ganz mehr, indem wir kürzlich durch J. W. Wolf eine treffliche Sammlung von 51 Märchen, hauptſächlich aus dem Odenwalde, erhalten haben. Allein von Schwaben, dem eigentlichen Herzen Süddeutſchlands, gelten ſie noch heute.

**) Vgl. meine deutſchen Kinderreime und Kinderſpiele aus Schwaben. Tüb. 1851; ferner: Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, die demnächſt in 2 Bänden zu Stuttgart erſcheinen werden. Auch eine Sammlung ſchwäbiſcher Volkslieder habe ich vorbereitet.

Digitized by Google

lich langſamen und wiederholten Vortrage faſt wörtlich nachſchreiben. Alle übrigen Märchen ſind wenigſtens immer unmittelbar nach der mündlichen Mittheilung aufgezeichnet und zwar mit möglichſter Beibehaltung des Ausdrucks und der eigenthümlichen, ſtehenden Wendungen.

Die ganze Ausdrucksweiſe, der das Volk bei dieſen Erzählungen ſich bedient, iſt immer ſo gehalten, wie man etwa Kindern dieſelben vortragen würde, und dieſen Maaßſtab muß meiner Meinung nach auch der ſchreibende Nacherzähler im Allgemeinen vor Augen haben. Dabei hält das Volk ſich einfach an die Handlung und entwickelt raſch und ſchmucklos in echt epiſcher Weiſe nur dieſe, ohne Lob oder Tadel darüber auszuſprechen, und noch weniger ergeht es ſich in breiter, hochtrabender Ausmalung des Gefühls und des ſubjectiven Eindrucks, wie dieß z. B. noch in Bechſteins Märchenbuche nicht ſelten vorkommt. Da lieſt man in der bezauberten Prinzeſſin Sätze wie folgende, S. 29.:

> „Nachdenklich und mit hochſchlagendem Herzen ſchritt der ehrliche Meiſter über die vom Abenddämmer umſponnene Heimathflur ſeinem Dörflein zu. Schon ſah er in Gedanken ſeinen älteſten Sohn, Hellmerich, den er ungleich mehr liebte als ſeinen andern, Hans, im Königsſchloß, und die holde Prinzeſſin als ſeine hochverehrteſte Schnur.“

Und ſo geht es fort. Würde ein mündlicher Erzähler in dieſem überladenen Tone ein wirkliches Märchen vortragen, es müßte die Kinder im höchſten Grade langweilen und die Erwachſenen zum Lachen nöthigen; beim Leſen bleibt es vollends ohne Wirkung. Form und Inhalt widerſprechen ſich hier, indem die Einfachheit und Wahrheit, die Kindlichkeit und Unſchuld einer echt epiſchen Erzählung unter ſolch falſchem Schmucke zur Karikatur verzerrt wird und nothwendig verloren gehen muß. Es entſteht hierdurch eine widerwärtige Zwittergattung in der ſchönen Literatur, eine Gattung, die den Inhalt der Volks- oder Naturpoeſie mit dem äußerlich abgeborgten Schmucke der Rhetorik und

Digitized by Google

Kunſtpoeſie behängt und auf die Art weder der Volksdichtung noch der Kunſtdichtung ein Genüge thut. Zu dieſer Gattung gehören ſowohl die innerlich höchſt lebloſen, ſelbſterfundenen oder zuſammengeleimten Märchen, als namentlich auch alle novellenartig zugeſtutzten und modern ausgeſponnenen Volksſagen. Daß übrigens ſelbſtſtändige Dichtungen, wie z. B. Fouque's Undine und Chamiſſo's Peter Schlemihl nicht zu dieſer Zwittergattung gehören, verſteht ſich von ſelbſt; denn in dieſen Stücken haben Form und Inhalt, Körper und Geiſt zu vollkommener Befriedigung ſich durchdrungen und vermählt.

Was die epiſchen Stoffe betrifft, welche dieſen ſchwäbiſchen Märchen zur Grundlage dienen, ſo gehören ſie bekanntlich einem großen Theile nach der mythiſchen Götter- und Heldenſage an und müßen ein uraltes Gemeingut aller deutſchen Stämme geweſen ſein. Deshalb finden ſich auch hier die altheidniſchen Elemente und ſelbſt die ſtehenden Charaktere der Grimm'ſchen Märchen in ähnlicher Weiſe wieder, aber vielfach eigenthümlich und mit neuen, überraſchenden Zügen. Auf's mannigfaltigſte und immer neu iſt z. B. das bekannte Thema behandelt, wie ein Jüngling, gewöhnlich der jüngſte und anſcheinend dümmſte von drei Brüdern, eine Jungfrau, die entweder dem Teufel verfallen iſt, oder theils von einem Drachen, theils von drei Rieſen in Verwahrung gehalten wird, befreit, dann ſie heirathet und mit ihr unermeßliche Schätze gewinnt. So z. B. Nr. 1, der Schäfer und die drei Rieſen; Nr. 5, der kranke König und ſeine drei Söhne; Nr. 29, Hans und die Königstochter; Nr. 58, der Drachentödter u. ſ. w. Siegfried (der nordiſche Sigurd), der göttliche Held voll unbewußter Hoheit, der die Kriemhild vom Drachen erlöſt, blickt hier überall deutlich durch. Umgekehrt werden auch Männer durch kühne Jungfrauen aus der Gewalt böſer Mächte befreit. Die Schweſter zieht aus, um die zu Raben verwünſchten Brüder zu ſuchen und zu erlöſen und beſteht glücklich alle Gefahren; oder es gelingt ihr, einen Schatz zu gewinnen, den die Brüder nicht hatten heben können, und deshalb

Digitized by Google

einer feindlichen, dämoniſchen Gewalt verfallen waren, aus der ſie nun durch die Schweſter befreit werden; vgl. Nr. 72. Verwandt iſt damit die Erlöſung durch Liebe überhaupt, wie in Nr. 57.

Im Einzelnen finden ſich hier die echt mythiſchen Erzählungen vom Glasberge (dem glänzenden Götterberge), Nr. 49, 73; vom Kraut des Lebens, oder von Früchten, die dem kranken König allein helfen können, Nr. 5; von Jungfrauen, die ein Schwanenkleid haben und damit fortfliegen (Schwanen-Jungfrauen), Nr. 7; von Wunſchdingen, z. B. von dem Fläſchlein, das jeden Wunſch gewährt, Nr. 22, und beſonders eigenthümlich in dem Märchen von einem Hahn mit Goldfedern, Nr. 75. Auch die Sagen von dem Sack, von dem Ranzen, in den man Alles hineinwünſchen kann, gehören hieher; vgl. Nr. 78. Mythiſch iſt ferner der weißagende Vogel in Nr. 72; die goldene Ente, an der Alles hängen bleibt, Nr. 17; der Stab, vor dem die Höllenthür ſich aufthut, Nr. 16; das Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht, Nr. 31, und anderes, was ſchon die Brüder Grimm in den Anmerkungen zu ihrer Sammlung genauer nachgewieſen haben.

Außer viel Bekanntem und Verwandtem wird man in der vorliegenden Sammlung auch Einiges finden, das völlig neu iſt. Dahin gehört unter andern das merkwürdige Stück Nr. 6, Donner, Blitz und Wetter, worin altmythiſche Erinnerungen, namentlich an Donar, klar vorliegen. Ferner die ſchönen Märchen Nr. 25, der Sohn des Kohlenbrenners, und Nr. 42, der Sohn des Kaufmanns, die meines Wißens ſonſt nicht vorkommen*). Wo ſich ähnliche Märchen bei Grimm finden, habe ich dieß angegeben und gelegentlich auch einige andre Sammlungen berückſichtigt.

---

*) Dieß letzte Märchen findet ſich jetzt auch in der Wolf'ſchen Sammlung aus dem Odenwalde: des Todten Dank, S. 243. Auch ſonſt enthält ſie manches Verwandte, das aber in der ſchwäbiſchen Ueberlieferung, wie z. B. der goldene Hirſch, S. 73, bei mir Nr. 54: der luſtige Ferdinand, einfacher geblieben iſt.

Sehr merkwürdig sind die Berührungen mit Erzählungen in 1001 Nacht, auf die bereits Grimm bei 7 Märchen hingewiesen. — Seit den Kreuzzügen war der Verkehr mit den Arabern sehr lebhaft und so könnte durch mündliche Ueberlieferung (namentlich auch durch die spanischen Araber,) manches morgenländische Märchen uns zugeführt worden sein, wie ja auch die Erzählung von den sieben weisen Meistern und Einzelnes in andern Volksbüchern, z. B. im Herzog Ernst, nachweisbar dem Orient angehört. Andrerseits aber enthält jene arabische Märchensammlung, die als Schriftwerk erst spät unter uns bekannt geworden ist, nicht wenige Züge, die offenbar germanischen Ursprungs sind. Dahin möchte ich unter andern die Erwähnung von Schwanenjungfrauen rechnen. Einzelne weitere Berührungen mögen sich daraus erklären, daß der eigentlich mythische Haupttheil dieser Märchen den mit uns stammverwandten Indern angehört.

Eine besondere Eigenheit der schwäbischen Märchen ist es, daß einige noch, ganz wie die mehr geschichtlichen Sagen, sich an bestimmte Oertlichkeiten knüpfen. So z. B. Nr. 16, das Märchen vom Räuber Matthes; Nr. 22, Fläschlein, thu deine Pflicht; Nr. 59, der langnasige Riese und der Schloßergesell; Nr. 61, das Nebelmännle; Nr. 74, der Knabe, der zehn Jahre lang in der Hölle gedient, u. a. m. Ich habe deshalb einige Stücke der Art, z. B. die Befreiung der Jungfrau von einem Drachen, die sich an das Dorf und ehemalige Schloß Drackenstein knüpft, der Sagensammlung zugetheilt.

Mögen Kinder und Unverbildete an diesen anspruchlosen Märchen, die einen reichen Schatz echter Poesie enthalten, sich nicht minder erfreuen, als ich selbst beim Suchen und Sammeln derselben mich stets erfreut und erfrischt habe.

Tübingen, im Winter 1852.

Dr. Ernst Meier.

Inhalt.

Nr.		Seite
1.	Der Schäfer und die drei Riesen	1
2.	Das Vöglein auf der Eiche	10
3.	Der Räuber und die Hausthiere	11
4.	Aschengrittel	16
5.	Der kranke König und seine drei Söhne	20
6.	Donner, Blitz und Wetter	29
7.	Von drei Schwänen	39
8.	Die vier Brüder	42
9.	Die Schultheißen-Wahl	47
10.	Hans und der Teufel	48
11.	Christus und Petrus auf Reisen	50
12.	Die drei Schwestern	52
13.	Die Sonne wird dich verrathen	53
14.	Der Löwe, der Bär und die Schlange	54
15.	Der Spielmann und die Wanzen	56
16.	Der Räuber Matthes	57
17.	Die goldene Ente	62
18.	Der Büttel im Himmel	66

Digitized by Google

Nr.		Seite
19.	Das Posthorn	67
20.	Der Himmelsreisende	69
21.	Der dumme Hans	72
22.	Fläschlein, thu deine Pflicht!	76
23.	Der arme Fischer	80
24.	Die Rübe im Schwarzwalde	85
25.	Der Sohn des Kohlenbrenners	85
26.	Der Schäfer und die drei Jungfrauen	96
27.	So lieb wie das Salz	99
28.	Hans ohne Sorgen	99
29.	Hans und die Königstochter	101
30.	Die Brautschau	110
31.	Das Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht	111
32.	Die zwölf Geister im Schloße	118
33.	Der angeführte Teufel	120
34.	Der Schneider und die Sündflut	122
35.	Der Schneider im Himmel	123
36.	Die Tochter des Armen und das schwarze Männlein	124
37.	Das tapfere Schneiderlein	129
38.	König Blaubart	134
39.	Der Engel auf Erden	137
40.	Der Arme und der Reiche	139
41.	Der Müller Hillenbrand	141
42.	Der Sohn des Kaufmanns	143
43.	Eschenfidle	154
44.	Der erlöste Kapuziner	158
45.	Der Klosterbarbier	160

Digitized by Google

Nr.		Seite
46.	Die schwarzen Männlein	163
47.	Wie ein Schneider von Einer Elle Tuch fünf Viertel gestohlen hat	164
48.	Die junge Gräfin und die Waßerfrau	165
49.	Die drei Raben	174
50.	Der Schatz im Keller	179
51.	Der faule Frieder	182
52.	Hans holt sich eine Frau	183
53.	Simson, thu dich auf!	187
54.	Der lustige Ferdinand oder der Goldhirsch	188
55.	Der kluge Martin	194
56.	Die gescheidte Ziege	201
57.	Drei Rosen auf Einem Stiel	202
58.	Der Drachentödter	204
59.	Der langnasige Riese und der Schloßergesell	210
60.	Die Schlange und das Kind	212
61.	Das Nebelmännle	213
62.	Bruder Lustig	215
63.	Der Räuberhauptmann und die Müllerstöchter	224
64.	Die drei Handwerksburschen	230
65.	Die drei Wünsche	233
66.	Die Geschichte von einer Metzelsuppe	236
67.	Ei so beiß!	241
68.	Die fünf Handwerksburschen auf Reisen	242
69.	Die drei todten Schwestern	243
70.	Der Rathsherr und das Büble	244
71.	Der Tod des Hühnchens	245

Digitized by Google

Nr.		Seite
72.	Der König Auffahrer des Meeres	246
73.	Die drei Federn des Drachen	253
74.	Der Knabe, der zehn Jahre in der Hölle diente	257
75.	Der Hahn mit den Goldfedern	259
76.	Ein Lügen-Märchen	267
77.	Die zwei Mädchen und der Engel	268
78.	Hui in mein Sack!	270
79.	Die Reise zum Vogel Strauß	273
80.	Hähnle und Hühnle	279
81.	Kätzle und Mäusle	283
82.	Jokele	285
83.	Wie ein ehrliches Fräulein frühstückt	287
84.	Der Birnbaum auf der Haide	289
85.	Eine Kinder-Predigt	292
86.	Noch eine Predigt	293
87.	Kinder-Märlein	294
88.	Was die Gans Alles trägt	295
89.	Der Brief im Ei	296
90.	Die schmale Brücke	297
	Anmerkungen	301—322

Digitized by Google

1. Der Schäfer und die drei Riesen.

Es war einmal ein Edelmann, der besaß viel Geld und Gut und bekam immer noch mehr; das kam aber daher, weil er seine einzige Tochter dem Teufel versprochen hatte. Dieser Edelmann hielt sich auch eine große Heerde Schaafe und hatte beständig einen eigenen Hirten, der sie hüten mußte; allein mit seinen Schaafen wollt's ihm nicht glücken. Es waren nämlich in der Nähe des Schloßes drei Thäler, und wenn ein Hirt in eins derselben die Heerde trieb, so wurde sie jedesmal von einem Riesen zerrißen und auch der Hirt wurde umgebracht. So oft nun der Edelmann einen neuen Schäfer annahm, sagte er ihm zwar jedesmal: „Du darfst überall hüten, wo Du willst, nur nicht in den drei Thälern; denn da wird Dir's schlecht gehen!" Allein die Schäfer konnten es immer nicht laßen und wollten es doch wenigstens Einmal probiren, und trieben in eins der drei Thäler und kamen niemals wieder lebendig heraus.

So hatte der Edelmann auch einmal wieder seine ganze Schaafheerde mitsammt dem Schäfer verloren, kaufte sich aber sogleich eine andere und suchte nun einen Hirten

für dieselbe. Da meldete sich eines Tags ein junger hübscher Bursch bei ihm, und da derselbe ihm wohl gefiel, vertraute er ihm die Heerde an, sagte ihm aber zugleich, wie es seinen Vorgängern nun schon mehrmals ergangen sei und warnte ihn, daß er doch ja, so ihm sein Leben lieb wäre, die drei Thäler meiden möchte. Der Bursch sagte nein, er wolle auch nicht dahin „fahren" und hütete eine Weile anderswo mit seinen Schaafen, so daß ihm kein Leid geschah. Allein er mußte doch im Stillen immer an die drei Thäler denken und meinte: „Ich möchte doch sehen, wer mir da etwas thun könnte; wollt's Niemand rathen! es sollt' ihm übel bekommen!" Und so zog er eines Morgens ganz wohlgemuth in das eine Thal, fand vortreffliches Gras darin und hütete dort bis Mittag, ohne daß ihm etwas aufgestoßen wäre. Dann trieb er seine Heerde auf's Feld, wo er sein Nachtlager hatte, aß daselbst zu Mittag und führte nachher abermals seine Schaafe in das verbotene Thal und blieb darin bis gegen Abend.

Da kam mit einem Male ein gewaltiger Riese auf den Schäfer zu und sprach: „Was machst Du da mit Deinen Grasmücken?" „Das geht Dich nichts an!" sagte der Schäfer. „Das will ich Dir zeigen!" sprach der Riese und wollte sein Schwert ziehen und dem Hirten zu Leibe gehen; allein ehe er das Schwert aus der Scheide brachte, wobei er sich ein wenig bücken mußte, hob der Schäfer seine „Schippe" (Hirtenstecken) in die Höhe und schlug den Riesen auf den Kopf, daß er betäubt umfiel; dann gab er ihm noch ein paar Hiebe auf den Kopf, daß er vollends todt

war. Hierauf nahm er das Schwert und die Kleider des Riesen und warf den Leichnam in's Gebüsch.

Wie sich nun aber der Schäfer nach seiner Heerde umsah, erblickte er plötzlich ganz nahe ein schönes Schloß und gieng in dasselbe hinein und kam in ein prächtiges Zimmer, darin stand ein Tisch, der war gedeckt, und auf dem Tische stand eine Flasche Wein, woneben ein Zettel lag, und auf diesem Zettel standen die Worte:

Wer diese Flasche trinkt
Und dieses Schwert regiert,
Der zwingt den Teufel.

Das las der Schäfer, dachte aber nichts weiter dabei und ließ den Wein stehen, legte auch das Riesenschwert so wie die Kleider des Riesen in das Zimmer und besah sich das Schloß. Da fand er denn unten im Stalle einen prächtigen Schimmel, ließ aber Alles in dem Schloße und zog mit seinen Schaafen heim.

Weil's ihm nun das erste Mal so geglückt war, so konnte er's nicht laßen und zog am folgenden Morgen auch in das zweite Thal, nahm aber, um sich beßer wehren zu können, einen langen Spieß mit. Als er nun ein paar Stunden hier gehütet hatte, kam wieder ein Riese, der war noch größer als der erste und sprach: „Was machst Du da mit Deinen Grasmücken?" „Was geht's Dich an?" sprach der Schäfer. „Das will ich Dir gleich zeigen," sagte der Riese und zog sein Schwert; allein der Schäfer legte sogleich seinen Spieß ein und rannte auf den Riesen los, traf aber eine Rippe, so daß die Spitze nicht sehr tief eindrang und

der Riese schon sein Schwert schwang, um dem Schäfer den Kopf abzuschlagen; der aber zog schnell seinen Spieß heraus und sprang zurück, worauf der Riese den Hieb in die Luft that und zu Boden fiel. Sogleich sprang der Schäfer nun wieder herzu und bohrte ihm seinen Spieß tief in den Leib, daß er alsbald todt war. Dann zog er dem Riesen die Kleider aus, warf den Leichnam in's Gebüsch und wollte eben mit dem Schwerte fortgehen, als er wieder ein schönes Schloß vor sich sah. Er gieng hinein und fand ein Zimmer, darin war ein gedeckter Tisch, auf dem Tische aber stand eine Flasche Wein und daneben lag ein Zettel mit den Worten:

Wer diese Flasche trinkt
Und dieses Schwert regiert,
Der zwingt den Teufel.

Kurz, alles war hier gerade so wie in dem ersten Schloße. Der Schäfer legte wieder die Kleider und das Schwert des Riesen in das Zimmer und ließ den Wein stehen. Als er aber das Schloß besah, fand er hier ebenfalls ein Pferd unten im Stalle; dieß war aber ein Fuchs. Alsdann gieng er mit seiner Heerde heim.

Als der Schäfer am andern Morgen „ausfuhr," dachte er unterwegs: „Ei, ich möchte doch auch wißen, wie's in dem dritten Thale aussieht!" und zog auch sogleich mit seinen Schaafen dahin. Wie er aber in das Thal trat, kam ihm alsbald ein ungeheurer Riese entgegen; der hatte eine Haut, grad wie Eichenrinde sah sie aus, und langes Moos wuchs in seinem Gesichte, daß es dem Schäfer schier angst

ward; denn er hatte keine Waffen bei sich als bloß seine Schippe. Allein er besann sich nicht lange, sondern als der Riese brüllte: „was willst Du hier?“ sprach er: „das sollst Du schon sehen!“ und nahm rasch einen Stein auf die kleine Schaufel, die an der Schippe sich befindet, und warf nach dem Riesen. Der Stein aber traf nur den Bauch des Riesen, daß er's kaum spürte. Sogleich nahm der Schäfer einen zweiten Stein auf die Schippe und warf und traf die Brust des Riesen; allein das that ihm noch nichts; nun rückte er aber immer näher heran, und als er endlich schon ganz nahe war, da warf der Schäfer einen dritten Stein mit seiner Schippe, und der traf gerade die Stirn des Riesen, daß er umstürzte und mausetodt war. Sogleich stand auch wieder ein prächtiges Schloß da, in das trug der Schäfer das Schwert und die Kleider, die er dem Riesen abgenommen, und fand in einem Zimmer auch wieder eine Weinflasche mit dem Spruche: daß wer den Wein trinke und das Schwert führe, der könne den Teufel bezwingen, ganz so wie in den beiden andern Schlößern; allein er ließ alles stehen, rührte den Wein nicht an und sah bloß zu, ob in dem Stalle auch wieder ein Pferd stehe. Ja, es stand richtig eins darin, und war ein Rappe.

Darauf zog der Schäfer ganz vergnügt nach Haus, und als ihn nach einiger Zeit der Edelmann einmal fragte: „bist Du auch schon in den drei Thälern gewesen?“ Da antwortete er: „ja wohl, ich bin darin gewesen.“ Da ward der Edelmann bitterböse, und wollte den Burschen auf der Stelle fortjagen; weil er aber so sehr bat, daß der Edel-

mann ihn doch behalten möge, so gab er's endlich zu und sagte: „Nun, so magst Du bleiben und kannst dem Gärtner helfen und Mist und Waßer tragen; aber die Schaafe kann ich Dir nicht länger laßen.“ Das war dem Burschen ganz recht, und so half er dem Gärtner bei seiner Arbeit.

Da geschah es, daß die Zeit nahe war, wo der Edelmann seine Tochter dem Teufel übergeben sollte, wie der Böse sich's ausbedungen hatte. Darüber entstand große Trauer im Schloß, und der Edelmann hatte keine Ruhe und Rast, und klagte dem Gärtner seine Noth. Der aber wußte auch keinen Rath, und erzählte seinem Gehülfen die Geschichte und sagte: „morgen muß unser Herr seine Tochter dem Teufel übergeben und auf den Berg bringen; wer da helfen könnte, der hätte auch sein Glück gemacht.“ „Wie war das?“ fragte der junge Bursch und ließ sich die ganze Geschichte noch einmal genau erzählen. Darauf sagte er nichts mehr. Es fiel ihm wieder ein, was er in den drei Schlößern gelesen hatte, und er nahm sich auch sogleich vor, daß er die Jungfrau erlösen wollte; denn er hatte Mitleiden mit ihr, da er sie oftmals gesehen hatte, und sie so brav und wunderschön war. Deshalb begab er sich am folgenden Morgen in das nächste Thal, gieng in das Schloß und dann in das Zimmer, trank die Flasche Wein aus, nahm das Wammes des Riesen und hieng sich's um, obwohl es ihm viel zu weit und zu lang war, und wie ein Mantel auf die Erde hieng; endlich nahm er auch das Schwert, setzte sich auf den Schimmel und jagte davon dem Berge zu, wo der Teufel die Jungfrau holen wollte. Und wie er

dort hinkam, war's grad ein Uhr, und der Edelmann stand mit seiner Tochter schon da und meinte, es sei der Teufel, als er den Reiter erblickte. Der Teufel kam aber alsbald in der Gestalt einer Schlange und fuhr auf den Reiter los; der zog sein Schwert und kämpfte dreiviertel Stunden lang mit der Schlange und erlegte sie endlich; dann ritt er, ohne ein Wort zu reden, wieder fort nach dem Schloße, führte den Schimmel in seinen Stall, legte das Schwert und das Kleidungsstück des Riesen in das Zimmer, und begab sich nach Haus an seine Arbeit.

Nun meinte der Edelmann, seine Tochter sei erlöst und gieng vergnügt mit ihr heim; allein alsbald erschien der Teufel und sagte: „morgen Mittag um ein Uhr mußt Du mit Deiner Tochter wieder auf den Berg kommen!" Da jammerte alles auf's Neue in dem Schloße, und durch den Gärtner erfuhr es auch der Gehülfe, daß der Teufel noch nicht zufrieden sei, obwohl er heute schon von einem fremden Manne überwunden worden wäre.

Da begab sich der Gärtnerbursch am andern Morgen in das zweite Schloß, trank die Flasche aus, die auf dem Tische stand, hieng sich das Leibchen des Riesen und sein Schwert um, setzte sich auf den Fuchs und ritt wieder nach dem Berge. Alsbald erschien auch der Teufel als feuriger Drache und kämpfte mit dem Reiter, bis dieser endlich nach dreiviertel Stunden den Drachen besiegte und ihm mit dem Schwerte den Kopf abschlug. Dann wandte er sogleich sein Roß um und wollte es wieder in das Riesenschloß bringen, hörte aber noch, wie eine Stimme aus der Erde dem Edel-

mann zurief als dieser auch gerade fortwollte: „Du mußt morgen um dieselbe Zeit noch einmal mit Deiner Tochter hierher kommen!“ Das hörte der Bursch noch und dachte: „schon recht! ich werde auch dabei sein!“ und jagte davon, ohne sich dem Edelmann zu erkennen zu geben, und brachte Alles wieder an den Platz, wo er's genommen hatte.

Am folgenden Morgen zog er nun in das dritte Schloß, trank den Wein und bewaffnete sich mit der Riesenjacke und dem Riesenschwerte, und bestieg den Rappen und ritt dem Berge zu. Der Edelmann aber dachte: „zweimal ist deine Tochter jetzt erlöst worden; wer weiß, was beim dritten Male geschehen könnte!“ Deshalb war er entschlossen, daheim zu bleiben. Allein es befiel ihn alsbald eine große Angst und Unruhe, so daß er nicht länger in seinem Schloße zu bleiben wagte, und nun auch zum dritten Male seine Tochter dem Teufel entgegenführte. Dießmal aber kam der Teufel als ein feuriger Adler durch die Luft gefahren und schoß auf den Reiter so wild hernieder, daß es grausig anzusehen war wie dieser mit dem Ungethüme streiten mußte; aber nach dreiviertel Stunden war auch der Adler besiegt. In dem Augenblick aber, wo der Bursch dem Adler den Todesstoß gab, traf derselbe mit der einen Flügelspitze noch die Hand des Reiters, daß es eine große Wunde gab. Das sah der Edelmann noch und dankte Gott, als Alles glücklich überstanden war. Der Reiter aber eilte sogleich fort, brachte das Pferd in seinen Stall, und legte das Kleid so wie das Schwert in das Zimmer und kehrte zum Schloße des Edelmanns zurück, als ob nichts vorgefallen wäre. Allein am

andern Morgen, als er schon im Garten an der Arbeit war, that ihm die Hand so weh, daß er den Verband losmachte, um zu untersuchen, wie die Wunde aussähe. Dabei überraschte ihn der Edelmann und fragte sogleich, woher er die Wunde habe? Der Bursch wollte das lange nicht gestehen; allein der Edelmann ließ ihm keine Ruhe und nahm ihn sogleich mit in das Schloß, denn er vermuthete ganz fest, daß er der Retter seiner Tochter sei. Und da gestand ihm denn endlich der Bursch auch Alles, wie er die drei Riesen erlegt und durch den Wein und die Riesenschwerter den Teufel bezwungen habe, ganz wie es auf den Zetteln gestanden. Da dankte ihm der Edelmann tausendmal und sprach: „nun mußt Du auch meine Tochter heirathen!" Der Bursch aber sagte: „ja, wenn sie mich nur mag!" „O gewiß!" sprach der Vater und holte die Tochter her und sagte zu ihr: „sieh, das ist Dein Erretter, den sollst Du zum Manne haben!" „O mein Leben wollt' ich für ihn laßen!" rief die Tochter aus und herzte und küßte ihn, und ward seine liebe treue Gemahlin ihr Leben lang.

2. Das Vöglein auf der Eiche.

Ein Holzhauer arbeitete oftmals im Walde, und um keine Zeit zu verlieren, ließ er ſich von ſeiner Frau das Eßen in den Wald bringen. Da ſchlachtete die Frau eines Tags ihr eigen Kind und kochte es und brachte es dem Manne hinaus; der aß nun das Fleiſch ohne Arg. Als er aber heimgieng, hörte er im Walde auf einer Eiche ein Vöglein ſingen und verſtand ganz deutlich die Worte:

Zwick, zwick,
Ein ſchönes Vöglein bin ich!
Meine Mutter hat mich kocht,
Mein Vater hat mich geßt.

Als der Mann nach Hauſe kam, erzählte er ſeiner Frau, was er von dem Vöglein gehört hatte und fragte nach ſeinem Kinde. Die Frau ſagte: „Das Kind liegt ſchon im Bett und ſchläft; was Du mir aber da von dem Vöglein erzählſt, das kann ich nimmermehr glauben.“ Und obgleich der Mann es ihr ganz feſt verſicherte, daß er die Worte genau ſo gehört habe, ſo wollte ſie es doch nicht zugeben und ſagte, daß er ſich getäuſcht haben müße.

Am andern Morgen früh gieng der Mann wieder in den Wald, und wie er an die Eiche kam, ſang dort das Vöglein daſſelbe Lied, welches es geſtern geſungen hatte. Da verwunderte er ſich noch mehr und gieng auf der Stelle wieder heim, um ſeine Frau zu holen, damit ſie ſelbſt es hören möchte. Und ſo wie ſie nun mit einander an den Eichbaum kamen, da ſang das Vöglein:

Zwick, zwick,
Ein ſchönes Vöglein bin ich!
Meine Mutter hat mich kocht,
Mein Vater hat mich geßt.

Kaum aber war das Lied aus, ſo fiel der Eichbaum krachend um und ſchlug die böſe Frau todt. Dem Holzhauer aber geſchah kein Leid.

---

3. Der Räuber und die Hausthiere.

Da war einmal ein Müllerknecht, der hatte ſeinem Herrn ſchon viele Jahre lang treu und fleißig gedient, und war alt geworden in der Mühle, alſo, daß die ſchwere Arbeit, die er hier zu verrichten hatte, endlich über ſeine Kräfte gieng. Da ſprach er eines Morgens zu ſeinem Herrn: „Ich kann Dir nicht länger dienen, ich bin zu ſchwach; entlaß mich deshalb und gib mir meinen Lohn!“ Der Müller ſagte: „jetzt iſt nicht die Wanderzeit der Knechte; übrigens kannſt Du gehen, wenn Du willſt, aber Lohn bekommſt Du nicht.“ Da wollte der alte Knecht lieber ſeinen Lohn fahren laßen, als ſich noch länger in der Mühle ſo abquälen, und verabſchiedete ſich von ſeinem Herrn.

Ehe er aber das Haus verließ, gieng er noch zu den Thieren, die er bis dahin gefüttert und gepflegt hatte, um ihnen Lebewohl zu ſagen. Als er nun zuerſt von dem

Pferde Abschied nahm, sprach es zu ihm: „wo willst Du denn hin?“ „Ich muß fort,“ sagte er; „ich kann's hier nicht länger aushalten.“ Und wie er dann weiter gieng, so folgte das Pferd ihm nach. Darauf begab er sich zu dem Ochsen, streichelte ihn noch einmal und sprach: „jetzt b'hüt di Gott, Alter!“ „Wo willst Du denn hin?“ sprach der Ochs. „Ach, ich muß fort; ich kann's hier nicht länger aushalten,“ sagte der Müllerknecht und gieng traurig fort, um auch noch von dem Hunde Abschied zu nehmen. Der Ochs aber zog hinter ihm her wie das Pferd, und ebenso machten es die übrigen Hausthiere, denen er Adieu sagte, nämlich der Hund, der Hahn, die Katze und die Gans.

Als er nun draußen im Freien war und sah, daß die treuen Thiere ihm nachzogen, redete er ihnen freundlich zu, daß sie doch wieder umkehren und daheim bleiben möchten. „Ich habe jetzt selber nichts,“ sprach er, „und kann für euch nicht mehr sorgen.“ Allein die Thiere erklärten ihm, daß sie ihn nicht verlaßen würden und zogen vergnügt hinter ihm drein.

Da kamen sie nach etlichen Tagen in einen großen großen Wald; das Pferd und der Ochs fanden hier gutes Gras; auch die Gans und der Hahn ließen sich's schmecken; die andern Thiere aber, die Katze und der Hund, die mußten Hunger leiden wie der alte Müllerknecht, und knurrten und murrten nicht darüber. Endlich, als sie ganz tief in den Wald hineingekommen waren, sahen sie auf einmal ein schönes großes Haus vor sich stehen; das war aber fest zugeschloßen; nur ein Stall stand offen und war leer, und von

hieraus konnte man durch eine Scheuer in das eigentliche Haus kommen. Weil nun Niemand in dem Hause zu sehen war, so beschloß der Knecht, mit seinen Thieren daselbst zu bleiben, und wies einem jeden seinen Platz an. Das Pferd stellte er vorn in den Stall, den Ochsen führte er an die andere Seite; der Hahn bekam seinen Platz auf dem Dache, der Hund auf dem Miste, die Katze auf dem Feuerheerde, die Gans hinterm Ofen. Dann reichte er jedem sein Futter, das er in dem Hause reichlich vorfand, und er selbst aß und trank was er mochte, und legte sich dann schlafen in ein gutes Bett, das in der Kammer fertig dastand.

Als es nun schon Nacht war und er fest schlief, kam der Räuber, dem dieß Waldhaus gehörte, zurück. Wie der aber in den Hof trat, sprang sogleich der Hund wie wüthend auf ihn los und bellte ihn an; dann schrie der Hahn vom Dache herunter: „Kikeriki! Kikeriki!“ also, daß es dem Räuber angst und bange wurde; denn er hatte in seinem Leben noch keine Hausthiere gesehen, die mit dem Menschen zusammenleben, sondern kannte bloß die wilden Thiere des Waldes. Deshalb nahm er Reißaus und sprang eilig in den Stall; aber da schlug das Pferd hinten aus und traf ihn an die Seite, daß er um und um taumelte und sich nur mit Mühe noch in die hintere Seite des Stalles flüchten konnte. Kaum aber war er hier angekommen, so drehte sich auch schon der Ochs um und wollte ihn auf seine Hörner nehmen. Da bekam er einen neuen Schrecken und lief, was er konnte, durch die Scheuer hindurch und dann in die Küche, um ein Licht anzuzünden und zu sehen, was da los sei.

Wie er nun auf dem Heerde herumtaſtete und die Katze anrührte, fuhr die auf ihn los und kratzte ihn dermaßen mit ihren Tatzen, daß er halsüberkopf davonſprang und ſich eben in der Stube hinter den Ofen verkriechen wollte. Da wachte aber die Gans auf und ſchrie und ſchlug mit den Flügeln, daß es dem Räuber höllenangſt wurde und er ſich in die Kammer flüchtete. Da ſchnarchte nun der alte Müllerknecht in dem Bette ſo kräftig wie ein ſchnurrendes Spinnrad, daß der Räuber meinte, die ganze Kammer ſei mit fremden Leuten angefüllt. Da überfiel ihn ein arges Grauen und Grauſen, kannſt du glauben, und er lief ſchnell zum Hauſe hinaus und rannte in den Wald hinein, und ſtand nicht eher ſtill, als bis er ſeine Raubgeſellen gefunden hatte.

Da fieng er nun an zu erzählen: „Ich weiß nicht, was mit unſerm Hauſe vorgegangen iſt; es wohnt ein ganz fremdes Volk darin. Als ich in den Hof trat, ſprang ein großer wilder Mann auf mich zu und ſchalt und brüllte ſo grimmig, daß ich dachte, er würde mich umbringen. Ein anderer reizte ihn noch auf und rief vom Dache herunter: „gib'm au für mi! gib'm au für mi!“ (gib ihm auch für mich!) Da mir's der Erſte ſchon arg genug machte, ſo wollte ich nicht warten, bis ihrer etwa mehre über mich herfielen, und flüchtete mich in den Stall. Aber da hat ein Schuhknecht (Schuſter) mir einen Leiſten an die Seite geworfen, daß ich's noch ſpüre; und als ich dann hinten in den Stall kam, ſtand da ein Gabelmacher und wollte mich mit ſeiner Gabel aufſpießen; und als ich in die Küche

kam, saß da ein Hechelmacher und schlug mir seine Hechel in die Hand; und als ich in die Stube sprang und mich hinterm Ofen verstecken wollte, da schlug mich ein Schaufelmacher mit seiner Schaufel; als ich aber endlich in die Kammer lief, da schnarchten darin noch so viele andere, daß ich nur froh sein mußte, als ich lebendig wieder draußen war."

Als die Räuber dieß hörten, entsetzten sich alle so sehr, daß keiner Lust hatte, in das Haus zu gehen. Nein, sie meinten, die ganze Umgegend sei durch dieß fremde Volk unsicher geworden und zogen noch in selbiger Nacht fort, weit weg in ein anderes Land, und sind nie wieder gekommen.

Da lebte nun der Müllerknecht mit seinen treuen Thieren in Ruh und Frieden in dem Hause der Räuber, und brauchte sich nicht mehr zu plagen in seinen alten Tagen; denn der schöne Garten neben dem Hause trug ihm jährlich mehr Obst, Gemüse und allerlei Nahrung, als er und seine Thiere verzehren konnten.

4. Aſchengrittel.

Ein junges Mädchen hatte eine Stiefmutter und zwei Stiefſchweſtern, die es alle mit einander beſtändig zankten und quälten und neckten, alſo, daß das arme Kind ſchon früh recht viel zu leiden hatte. Es mußte alle Arbeiten im Hauſe thun, und ihre jüngern Schweſtern durften ihr befehlen, was ſie nur wollten; und das thaten ſie denn auch und gebrauchten ſie zu den niedrigſten Arbeiten, als ob ſie eine gewöhnliche Dienſtmagd wäre. Sie mußte Waßer holen, Schuhe und Kleider putzen, das Haus kehren, die Schüßeln ſpülen, und bekam immer alte, abgetragene Kleider. Aus Spott wurde ſie von der Stiefmutter und den Schweſtern bloß Aſchengrittel genannt; denn um ſie zu ärgern, warfen ſie zuweilen eine Handvoll Linſen in die Aſche und ſagten ihr, daß ſie ſie wieder herausleſen ſollte.

Da geſchah es, daß der Vater einmal eine Reiſe machen wollte und ſeine Töchter fragte, was ſie ſich wünſchten, daß er ihnen mitbringe. Da wünſchten ſich die beiden jüngſten ſchöne Kleider und goldene Ohrringe und Halsketten, die ihnen der Vater auch mitzubringen verſprach. Aſchengrittel aber wünſchte ſich bloß das erſte Zweiglein, welches der Vater unterwegs mit ſeinem Hute berühre. Die Schweſtern lachten und ſpotteten darüber, weil's ihnen gar zu dumm vorkam; allein Aſchengrittel kümmerte ſich nicht darum und war ganz vergnügt, als der Vater ihr einen kleinen Haſelzweig mitbrachte; denn der hatte wirklich

zuerst seinen Hut berührt. Aschengrittel steckte den Zweig aus Freude an seine Brust und trug ihn beständig bei sich. Als es nun am folgenden Tage zum Brunnen gieng, um Waßer zu schöpfen, da kam mit einem Male aus dem Brunnen ein „Zwergle," ein kleines altes Männlein, das hatte einen ganz weißen Bart und sagte zu Aschengrittel: es dürfe für sich drei gute und drei böse Wünsche thun, die sollten ihm gewährt werden. Da wollte aber Aschengrittel die bösen Wünsche nicht nehmen und wünschte sich zum ersten: daß doch ihre Mutter und die Schwestern künftig freundlich gegen sie sein möchten. Darüber verwunderte sich das Zwerglein und sagte: „ich sehe wohl, daß Du ein gutes Herz hast, und will Dir deshalb dieß goldne Stäblein schenken, das wird Dir Alles verschaffen, was Du Dir nur wünschen magst. Du darfst nur mit dem Stabe zum Brunnen gehen und damit auf den Brunnenrand klopfen und Deinen Wunsch aussprechen, so wird er alsbald Dir erfüllt werden." Und wie das Männlein dieß gesagt hatte, war es mit einem Male wieder verschwunden. Aschengrittel aber verwahrte das Stöcklein sehr wohl und war fröhlich und guter Dinge.

Da trug sich's zu, daß der junge König einen großen Ball veranstaltete; denn er gedachte sich zu vermählen und wollte gern sehen, welches wohl die schönste Jungfrau im Lande sein möchte. Auf diesen Ball giengen auch die Schwestern von Aschengrittel; aber Aschengrittel selbst durfte nicht hinkommen, weil es so zerrißene und schmutzige Kleider anhabe; sagten sie. Kaum aber waren alle fort, so that

Aschengrittel flink seine Hausarbeit, dann wusch und kämmte es sich, holte sein goldenes Stäblein hervor und gieng damit zum Brunnen und klopfte auf den Rand und wünschte sich ein schönes Ballkleid mit allem Schmuck, der dazu gehöre. Mit einem Male lag ein wunderschönes Kleid und der prächtigste Schmuck von Gold und Perlen daneben. Schnell legte Aschengrittel alles an und gieng in's Schloß auf den Ball. Da kannte nun Niemand das schöne Fräulein. Sie war aber so wunderschön anzusehen, daß man die Augen gar nicht von ihr wegwenden konnte, weshalb denn auch der junge König den ganzen Abend hindurch am meisten und am liebsten mit ihr tanzte und sehr vergnügt war. — Mit einem Male aber, noch ehe die andern fortgiengen, war Aschengrittel verschwunden. Dem Könige that das sehr leid, weil er gar nicht wußte, wer die Jungfrau war und wo sie wohnte. Deshalb veranstaltete er bald einen zweiten Ball. Da machte es Aschengrittel ebenso wie das erste Mal und hatte einen noch weit kostbareren Schmuck und schien so schön, daß der König sich ganz in sie verliebte und sie gar nicht mehr von seiner Seite ließ. Zuletzt bat er sich's sogar aus, daß er sie nach Haus begleiten dürfe; allein Aschengrittel wußte sich wieder allein fortzuschleichen. Nun hatte der junge König keine Ruhe mehr, bis daß der dritte Ball gegeben wurde. Da erschien auch Aschengrittel wieder und der König meinte, sie sei dießmal noch viel schöner als die beiden früheren Male, und war über die Maßen glücklich. Damit sie aber nicht noch einmal ihm entschlüpfe und damit er endlich erfahre, wo sie wohne, so

ließ er alle Thüren des Schloßes bis auf eine verschließen, an dieser einen aber die Schwelle mit Pech bestreichen. Nun gab er beständig Achtung auf Aschengrittel und gedachte sie nach Haus zu begleiten, und sah auch richtig, wie sie eben sich fortschleichen wollte. Da gieng er ihr nach; allein Aschengrittel hatte ihn auch gesehen und lief, was sie nur konnte, zu der Thür hinaus, und ließ lieber ihren einen goldenen Schuh, der an dem Pech stecken blieb, im Stich, als daß sie den König mit nach Haus genommen hätte.

Der junge König aber war doch froh, daß er wenigstens Etwas von dem lieben Mädchen bekommen hatte; und außerdem war der goldne Schuh so schön, so fein und zierlich, wie er noch nie einen gesehen hatte. Deshalb ließ er gleich am folgenden Tage bekannt machen: daß das Fräulein, welchem dieser Schuh passe, seine Gemahlin werden solle, und gieng selbst damit von Haus zu Haus, damit alle jungen Mädchen ihn anprobiren möchten.

Da kam er auch in das Haus, wo Aschengrittel wohnte, und die Stiefmutter führte sogleich ihre beiden Töchter in die Kammer, um den Schuh anzuprobiren, und beredete die eine, als sie nicht hineinkommen konnte, sich die große Zehe abzuschneiden, was sie auch that; allein es war umsonst. Die andere Schwester schnitt sich ein Stück von der Ferse ab; aber es half ihr auch nichts. — Den König aber hat es angeschauert, wie er in dem Schuh noch Blutflecken erblickte, und er sprach:

Gru, Gru!
Der Schuh ist voll Blut!
Das ist nicht die rechte Braut.

Als er sodann hörte, daß die Frau auch noch eine Stieftochter habe, so wollte er sie durchaus sehen, obwohl die Mutter ihm sagte, daß sie ein schmutziges und wüstes Ding sei und man sich ihrer schämen müße und sie nicht sehen laßen könne. Als nun endlich Aschengrittel hervorgeholt wurde und den kleinen Schuh anprobirte, so passte er ihr ganz genau, und der König erkannte, trotz der schlechten Kleider, auch sogleich seine Geliebte, und herzte und küsste sie und machte sie zur Königin.

---

5. Der kranke König und seine drei Söhne.

Da war einmal ein König von England, der war schon viele viele Jahre krank gewesen, und kein Doktor in ganz England konnte ihm helfen. Da träumte er einstmals in der Nacht: „weit weg in einem fremden Lande sei ein Garten, darin wüchsen die schönsten Früchte von der Welt, und wenn er von diesen Früchten welche eße, so würde er wieder gesund werden.“ Als er diesen Traum des Morgens seinen drei Söhnen erzählte, so waren sie auch sogleich bereit, den Garten aufzusuchen und Früchte daraus für ihren Vater zu holen. Zuerst wollte es der Aelteste versuchen.

Er ließ sich ein Pferd satteln, versah sich reichlich mit Gold und Silber und nahm Abschied von seinem Vater und sagte: „wenn ich heut über's Jahr nicht wieder da bin, so werde ich nimmer zurückkommen.“ Und damit reisete er ab.

Nach einiger Zeit kam er in einen großen Wald; da begegnete ihm ein alter Mann und bat um eine kleine Gabe, weil er so arg Hunger leide und kein Geld habe. Der Prinz aber schalt ihn aus und wies ihn fort, ohne ihm etwas zu geben, und ritt immer tiefer in den Wald hinein. Als er nun schon mehre Tage lang keinen Menschen mehr gesehen hatte, traf er plötzlich mitten im Walde ein großes Gasthaus und stieg ab; da konnte er von dem Wirthe alles bekommen, was er nur wünschte. Und als er nun durch Essen und Trinken sich erquickt hatte, traten einige wunderschöne Mädchen in's Zimmer, die brachten ein Kartenspiel mit und forderten ihn auf, zum Zeitvertreib mit ihnen ein Spiel zu machen. Ja, das war ihm ganz recht. Da dauerte es aber nicht lange, da hatte er all sein Geld, das er mitgenommen, verspielt; und weil er immer meinte, er müße und müße doch endlich gewinnen, so machte er Schulden, und als er zuletzt nicht bezahlen konnte, so wurde er eingesperrt und zugleich wurde ihm angekündigt, daß er zwei Jahre lang Frist haben solle, dann müße das Geld aber bezahlt sein. Uebrigens gestand der Prinz nicht, daß er ein Königssohn sei, weil er sich schämte.

Nachdem nun ein Jahr um war und der älteste Prinz nicht heimkehrte, so machte der zweite sich auf den Weg. Er kam auch alsbald in den Wald; da bat der alte Mann

um ein Almosen; aber der Prinz machte es wie sein Bruder, und speiste den Bettler mit unfreundlichen Worten ab und ritt weiter, bis er an das Wirthshaus mitten im Walde kam. Da stieg er ab, ließ Essen und Trinken sich schmecken, spielte dann Karten mit den schönen Mädchen, die dort waren, und verlor sein Geld und machte so viele Schulden, daß er ebenfalls wie sein Bruder eingesperrt wurde, und mit ihm in dasselbe Gefängnis kam.

Als wieder ein Jahr um war und auch der zweite Prinz nicht zurückkehrte, so wollte der jüngste, welcher Karl hieß, die Reise antreten und den Garten aufsuchen. Aber der Vater wollte ihn nicht ziehen laßen; er fürchtete, es möchte ihm ein Unglück zustoßen wie seinen Brüdern; denn er meinte nicht anders, als daß sie umgekommen seien. Weil aber dieser Sohn ihm keine Ruhe ließ und Tag aus Tag ein seine Bitten wiederholte, so gab es der Vater endlich zu und ließ ihn abreisen.

Nun schlug er dieselbe Straße ein wie seine Brüder und kam zuerst in den großen Wald. Da dauerte es nicht lange, da begegnete ihm der alte Bettler und sprach ihn um eine Gabe an. Sogleich griff er in die Tasche und gab dem alten Manne ein Goldstück und unterhielt sich freundlich mit ihm und erzählte ihm auch, weshalb er diese Reise unternommen. Sprach der Alte: „Es wird Dir schon gut gehen; nur hüte Dich ja und kaufe kein Galgenfleisch!“ Der Prinz aber wußte nicht, was der Mann damit sagen wollte und ritt weiter, bis er endlich auch an das Wirthshaus kam. Da nöthigte der Wirth ihn mit schönen Wor-

ten, daß er doch einkehren und sich ein wenig ausruhen möchte; allein er ließ sich nicht verleiten und aufhalten, sondern setzte ohne Unterbrechung seine Reise fort.

Nach langer langer Zeit kam er endlich in ein Land, in welchem er nichts als lauter große Affen antraf; aber nirgend war ein Mensch, noch eine Stadt, noch ein Dorf zu sehen. Nachdem die Affen ihn gefragt, was er wolle, und er es ihnen gesagt, brachten sie ihn zu ihrem Könige; der war ebenfalls ein Affe, und nahm den fremden Prinzen freundlich auf und sagte ihm genau, wo er den Garten finden, und wie er in denselben hineinkommen könne. „Mittags um elf Uhr wird eine goldene Brücke niedergelaßen, über die wirst Du in den Garten gelangen; rechts und links liegen zwei mächtige Löwen, aber die schlafen von elf bis zwölf und können Dir nichts thun. Während dieser Zeit mußt Du einige Früchte in dem Garten pflücken und noch vor dem Schlag zwölf wieder draußen sein, denn sonst kostet Dir's Dein Leben. Bringst Du aber die Früchte glücklich aus dem Garten, so wirst Du nicht bloß Deinen Vater wieder gesund machen, sondern wirst auch mich und mein ganzes Königreich nebst allen Bewohnern erlösen; denn wir sind alle mit einander verwünschte Menschen." Das sagte ihm der Affenkönig, und da machte der Prinz sich sogleich auf den Weg und kam auch richtig zu dem Garten. Da wartete er nun, und als es elf schlug ward eine goldene Brücke über den tiefen Graben herabgelaßen, und sogleich spazierte er hinüber und sah drüben die zwei grimmigen Löwen; die schliefen aber ganz fest. Dann trat er in den

Garten und konnte sich gar nicht satt sehen an den schönen Früchten, die auf allen Bäumen glänzten. Mitten in dem Garten stand ein prächtiges Schloß, in das gieng er hinein und erblickte unten in einem Zimmer ein so schönes Mädchen, wie ihm noch nie eins vor Augen gekommen war, und da das Mädchen gar freundlich gegen ihn war, so dauerte es nicht lange, da herzten und küßten sich die beiden und hatten sich lieb wie Mann und Frau. Aber plötzlich war das Mädchen aus seinen Armen verschwunden und war nirgend mehr zu sehen. Der Prinz sah nach der Uhr; da war's drei Viertel auf zwölf. Schnell schrieb er auf ein Blättchen Papier, das da lag: „ich heiße Karl und bin der jüngste Sohn des Königs von England. Wenn das schöne Fräulein in diesem Schloße ein kleines Kind bekommt, so bin ich der Vater." Dann lief er in den Garten, brach einige Früchte ab und machte, daß er über die Brücke kam; und wie er eben drüben war, schlug's zwölf, und sogleich wurde die goldene Brücke aufgezogen.

Nun ritt er rasch weiter und kam bald in die Gegend, wo er den Affenkönig verlaßen hatte. Wie der ihn kommen sah, zog er ihm entgegen, und kaum hatte der Prinz ihm einige von den schönen Früchten gegeben und er sie genoßen, so stand er wieder da als ein ordentlicher Mensch, und zu gleicher Zeit wurden auch alle seine Unterthanen aus Affen wieder in Menschen verwandelt, und die Städte und Dörfer, die versunken waren, stiegen aus der Erde hervor, und Straßen und Gärten und Alles ward wieder so, wie es vorher gewesen; aus allen Fenstern wehten weiße Fahnen

und die Freude und der Jubel wollten gar kein Ende nehmen; jeder wollte den Prinzen sehen und sich bedanken. Der König bot ihm an, was er nur wünsche, und wenn's sein Königreich sei; allein er wollte nichts nehmen und eilte weiter, um nun auch seinen Vater von der Krankheit zu erlösen.

Wie der Prinz nun ohne sich aufzuhalten seiner Heimath zureiste, kam er eines Tages in eine Stadt, da sah er zwei schwarze Fahnen auf dem Thurme wehen und fragte: was das zu bedeuten habe? Da erzählte ihm ein Mann: „in einem benachbarten Wirthshause haben zwei fremde Prinzen so viele Schulden gemacht, daß sie morgen sollen aufgehängt werden, weil sie nicht zahlen können und nicht sagen wollen, wo sie her sind." Sprach unser Prinz: „kann sie denn Niemand retten?" „O ja," sagte der Mann; „wenn Einer ihre Schulden bezahlen will, so wird man sie schon loslaßen." Da besann sich Karl nicht lange und bezahlte sogleich die Schulden für die Gefangenen, und die wurden frei und zogen mit ihm zur Stadt hinaus in den Wald. Karl aber erkannte sogleich, daß die Gefangenen seine Brüder waren; doch sie hatten ihn nicht erkannt.

Als sie nun eine gute Strecke mit einander gewandert waren, konnte Karl sich nicht mehr halten, und gab sich seinen Brüdern zu erkennen und erzählte ihnen Alles, wie es ihm ergangen war: wie er den Garten mit den herrlichen Früchten gefunden und den Affenkönig mitsamt seinem Reiche erlöset habe, und nun auch bald ihrem Vater Hülfe zu bringen hoffe. Das hörten die beiden Brüder mit heimlichem

Neide und faßten böse Gedanken in ihren Herzen; und wie sie bald darauf an eine tiefe Grube kamen, packten sie den Bruder und warfen ihn hinein, stachen sein Pferd todt und nahmen die Früchte und zogen fort, bis sie zu ihrem Vater kamen.

Da war die Freude groß, als er hörte, daß sie den Garten gefunden und Früchte daraus mitgebracht hatten; als sie ihm aber sagten, daß ihr jüngster Bruder umgekommen sein müße, weil sie sein Pferd unterwegs todt gefunden, da jammerte der Vater und war untröstlich; denn seinen jüngsten Sohn hatte er ganz besonders lieb gehabt. Von seiner Krankheit aber wurde er geheilt, so wie er nur ein wenig von den mitgebrachten Früchten gegeßen hatte. —

Nachdem Karl lange Zeit in der Grube gesteckt und umsonst versucht hatte, daraus hervorzusteigen, und schon glaubte, er werde elendiglich darin verhungern müßen, hörte er eines Tags eine Stimme, die rief in die Grube hinein: „Prinz, was machst Du da unten?“ Nun erzählte er, wie seine Brüder ihn in dieß Loch geworfen und bat, daß der Mann ihm doch heraushelfen möchte. Da sagte der Mann: „ich bin der Bettler, dem Du das Goldstück geschenkt. Hab' ich Dir nicht gesagt, Du solltest kein Galgenfleisch kaufen? Indes will ich Dich retten unter der Bedingung, daß Du nicht in Deine Heimath, sondern in ein anderes Land ziehst.“ Das versprach ihm der Prinz; dann half der Mann ihm aus der Grube und wünschte ihm Glück auf den Weg, als er weiter gieng. Darauf begab sich Karl in eine ganz abgelegene Gegend und verdingte sich bei einem Bauer und hütete ihm die Schweine.

Eines Tags, als der Prinz mit der Schweinheerde im Felde war, kam ein stattlicher Wagen dahergefahren, und in dem Wagen saß ein reicher englischer Kaufmann, der erkundigte sich bei dem Sauhirten nach Land und Leuten, und merkte bald aus den Antworten, die er bekam, daß der Sauhirt ein gar kluger junger Mann war, und vermuthete sogleich, daß er wohl einem höhern Stande angehören möchte, und beredete ihn, daß er seine Schweine verlaßen und mit ihm fahren und Kaufmann werden solle. Ja, das gefiel dem Prinzen auch beßer, und er fuhr mit nach England. Dem Kaufmann aber ward er bald so lieb, daß der ihn an Kindes Statt annahm und ihm sein ganzes Vermögen vermachte; denn er selbst hatte keine Kinder.

Nicht lange nachher geschah es, daß das schöne Fräulein, welches der Prinz in dem Garten getroffen und so lieb gewonnen hatte, einen Sohn kriegte. Da war dieß Fräulein, welches eine Prinzessin war, auch erlöset; denn sie war in das Schloß so lange verwünscht worden, bis ein fremder Prinz sie besuche und ihr einen Sohn schenke. An dem Zettel aber, den der Prinz beschrieben, erkannte sie, daß der jüngste Sohn des Königs von England der Vater ihres Kindes sei. Und wie sie nun frei war und wieder in ihre Heimath kam, da ruhte sie nicht und ließ ein mächtiges Kriegsheer rüsten und führte es selbst an, und machte sich mit ihrem Kinde auf den Weg nach England. Wie sie dort ankam, zog sie gerades Wegs auf die Hauptstadt los und lagerte sich eine Stunde weit vor derselben. Die Straße bis zur Stadt aber ließ sie mit scharlachrothem Tuche bele-

gen, und schickte Abgesandte zum Könige und ließ seinen jüngsten Sohn zu sich entbieten, denn sie betrachtete ihn als ihren rechtmäßigen Gemahl. Da entstand groß Jammern und Wehklagen in der Stadt, weil der Prinz nicht wieder gekommen war. Der König aber schickte seinen ältesten Sohn hinaus, um mit der Prinzessin zu reden. Wie der nun ganz schüchtern neben der Scharlachdecke herritt, so ritt die Prinzessin mit eingelegter Lanze ihm entgegen und hieß ihn weichen und heimgehen. Dann kam der zweite und machte es ebenso wie sein Bruder, und ritt gar ängstlich neben der rothen Decke her. Die Prinzessin aber hielt ihm den Speer entgegen und befahl, daß der jüngste Prinz kommen sollte, wo nicht, so werde sie nach drei Tagen die Hauptstadt von allen Seiten anzünden laßen.

Nun schickte der König in alle Gegenden seines Reichs reitende Eilboten, die sollten den Prinzen aufsuchen und Erkundigungen über ihn einziehen. Das hörte auch der reiche Kaufmann, der den Prinzen als Pflegsohn angenommen hatte, und beredete ihn, daß er sogleich mit zur Hauptstadt reiste. Er sagte aber nicht, was er mit ihm im Sinn hatte. So wie sie nun in der Residenz angekommen waren, ließ der Kaufmann sich beim Könige melden und entdeckte ihm seine Vermuthung, daß sein Pflegsohn wohl der verlorene Sohn sein möchte. Da begleitete der König sogleich den Kaufmann in's Wirthshaus, und da kannst du wohl denken, wie der alte Vater sich freute, als er seinen Sohn wieder sah und ihn umarmen und küssen konnte.

Am andern Morgen ritt nun der Prinz in königlichen

Kleidern in's Lager der Prinzeſſin; er ritt aber mitten auf der Scharlachdecke hin, und wie die Prinzeſſin ihn kommen ſah, kam ſie mit ihrem Kinde ihm entgegen, und da wollte das Herzen und Küſſen und der Jubel in dem Kriegsheere gar nicht wieder aufhören. Dann zog der Prinz mit ſeiner Gemahlin zu ſeinem Vater in die Hauptſtadt und erzählte Alles, was ihm begegnet war, und wie die eignen Brüder ihn hatten umbringen wollen. Da wurden die zwei gottloſen Prinzen von acht Stieren in Stücke zerrißen; Karl aber wurde König von England und lebte glücklich mit ſeiner Gemahlin bis an ſein Ende.

---

6. Donner, Blitz und Wetter.

Es war einmal ein alter König, der hatte einen Sohn und drei Töchter und verordnete, als er ſeinen letzten Willen ausſprach, daß die Töchter erſt ſechs Jahre nach ſeinem Tode heirathen ſollten. Dem Sohne aber legte er's recht an's Herz, dafür zu ſorgen, daß dieſer ſein letzter Wille genau vollzogen werde. Das verſprach ihm der Sohn denn auch. Und als ſpäter nach dem Tode des Königs gar viele Prinzen kamen, und die ſchönen Prinzeſſinnen heirathen wollten, ſo gab es der junge König nicht zu und ſagte, daß ſie warten müßten, bis die ſechs Jahre herum ſeien.

So waren ſchon drei Jahre vergangen, und mancher

Prinz war abgewiesen worden, da kamen eines Tags drei vornehme Brüder, von denen hieß der eine Donner, der andre Blitz und der dritte Wetter, und bewarben sich um die drei Schwestern. Allein sie erhielten dieselbe Antwort wie die früheren Freier; blieben aber doch in der Nähe des Schloßes wohnen und gaben sich Mühe, daß sie so oft als möglich die schönen Prinzessinnen zu sehen kriegten.

Da geschah es eines Tags, als der König eben vereist war, da drangen die drei Brüder in's Schloß, nahmen jeder eine der Schwestern, und dann gieng's zu Pferde und davon durch Felder und Wälder, daß Niemand wußte, wo sie geblieben waren. Der König aber war ganz untröstlich, als er heimkam und seine drei Schwestern nicht mehr da fand. Er machte sich sogleich auf den Weg, um sie zu suchen, und sollte er gehen bis an's Ende der Welt.

Nach langer langer Zeit kam er endlich in einen großen Wald, und gieng immer weiter fort, und sah sich überall nach seinen Schwestern um; konnte aber nirgends auch nur die geringste Spur von ihnen entdecken. — Auf einmal traf er ein schönes Schloß mitten im Walde, und wie er darauf zugieng, rief ihm aus dem Fenster eine Stimme entgegen: „O Bruder! zu einer unglücklichen Stunde bist Du ausgezogen und hieher gekommen! Mach, daß Du fortkommst. Es wohnt hier der Blitz, und der ist mein Mann. Wenn er heimkommt und Dich findet, wird er Dich umbringen.“ Und wie der König diese Worte hörte und genau hinsah, erkannte er seine älteste Schwester, und freute sich über die Maßen und wollte nicht von ihr weichen, sie mochte ihm

noch so viel zureden. Während die beiden nun so mit einander sprachen und sich gegenseitig erzählten, wie es ihnen seit der Trennung ergangen war, kam der Blitz nach Haus, begrüßte den König freundlich und lud ihn ein, da zu bleiben, so lange es ihm gefallen möge. Das that der König denn auch gern, um seiner Schwester willen.

Nun suchte der Blitz den König zu unterhalten und mit allerlei Spielen ihm die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich kegelten sie mit einander. Die Kegelbahn aber war eine Stunde lang; dabei hatte die Kugel die merkwürdige Eigenschaft, daß sie immer von selbst wieder zurückkam, und dazu brauchte sie jedesmal zwei volle Stunden. Der König konnte sich nicht genug darüber wundern, zumal der Blitz so heftig warf, daß die Kugel weit über das Ziel hinausgieng und tief in einen Felsen drang, und dennoch immer wieder zurückrollte. Indes nach acht Tagen reiste der König weiter, um seine andern beiden Schwestern aufzusuchen.

Er gieng immer gerades Wegs in dem Walde fort und kam endlich an ein Schloß, da rief ihm aus dem Fenster eine Stimme zu: „O Bruder, zu einer unglücklichen Stunde bist Du ausgezogen und hieher gekommen! Mach daß Du fortkommst! Es wohnt hier der Donner und der ist mein Mann; wenn der Dich hier fände, würde er Dich gewiß umbringen.“ Da freute sich der König, daß er sein zweites Schwesterlein wieder gefunden und ließ sich nicht bang machen und blieb da. Und als der Donner heimkam und den Bruder seiner Frau erblickte, war er freundlich gegen ihn und that ihm kein Leid an, bat ihn vielmehr, daß er

eine Weile da bleiben und ſich vergnügen möchte. Dann führte er ihn auf ſeine Kegelbahn, die war ebenſo lang wie die ſeines Bruders, und die Kugel kam auch nach jedem Wurfe von ſelbſt wieder zurück, dazu brauchte ſie aber immer zwei volle Stunden.

Nachdem der König acht Tage lang bei ſeinem Schwager, dem Donner, ſich aufgehalten hatte, zog er abermals weiter, um ſeine dritte Schweſter zu ſuchen, und traf ſchon nach einigen Tagen in demſelben Walde ein drittes Schloß, daraus rief ihm von ferne eine Stimme entgegen: „O Bruder! zu einer unglücklichen Stunde biſt Du ausgezogen und hieher gekommen. Rette Dich, ſo gut Du kannſt! Dieß Schloß gehört meinem Mann, der heißt Wetter, wenn der Dich hier fände, ſo würde er Dich umbringen.“ Der König aber beruhigte ſeine Schweſter und blieb getroſt bei ihr, bis ihr Gemahl kam; der freute ſich ebenfalls über den Beſuch des Königs, und ſuchte ihm den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und weil er ſelbſt die Jagd über Alles liebte, ſo lud er den König ein, daß er ihn begleiten und ihm jagen helfen möge. Das that denn der König auch gern.

Als ſie nun eines Tages im Walde jagten, erblickte der König plötzlich einen Hirſch, der war ſo wunderſchön, wie er noch nie einen geſehen zu haben meinte; deshalb gab er ſich alle Mühe, ihn zu erlegen. Allein der Hirſch ſchien ihn ordentlich zu necken. Er ließ den König immer ganz nah herankommen, und wenn dieſer dann ſeinen Pfeil abſchoß, ſo ſah er alsbald in der Ferne den Hirſch ganz munter weiter ſpazieren, und das gieng mehre Stunden lang

so fort, indem der König nicht merkte, daß er seinen Jagdgefährten schon lange verloren hatte. Plötzlich war auch der Hirsch verschwunden und der König wußte nicht, wo aus noch wo ein, bis er endlich auf einen großen freien Wiesgrund kam und daselbst einen Schäfer fand, der eine Heerde Schaafe hütete. Bei diesem erkundigte er sich nach dem Wege und hörte, wie weit er sich schon verirrt hatte. Und als er dem Schäfer die Geschichte mit dem Hirsch erzählte, sagte der: „das war kein gewöhnlicher Hirsch, sondern Wetter, Euer Schwager, war es, der diese Gestalt angenommen hatte, um Euch zu täuschen und irre zu führen."

Der König gedachte nun heimzugehen und ein großes Kriegsheer zu sammeln, und dann seine Schwestern zu befreien. Der Schäfer aber gab ihm Anweisung, wie er in sein Land kommen könne und sagte: „Ihr müßt durch jenen Wald, der gehört dem Wolfskönig und müßt diesem, so wie Ihr den Saum des Waldes betretet, rufen und ihm sagen: Wolfskönig, ich bringe Dir da ein Schaaf! sonst werdet Ihr von wilden Thieren zerrißen werden." Darauf schenkte der Schäfer dem König ein Schaaf und das brachte er dem Wolfskönig; der bedankte sich freundlich und hieß ihn ohne Furcht durch den Wald gehen und sagte: „wenn Dir je einmal ein Unfall zustößt und Du einer Hilfe bedarfst, so denke nur an mich, dann werde ich gleich Dir zu Diensten sein."

Das merkte sich der König und zog wohlgemuth weiter, und wie er nun so in dem Walde des Wolfskönigs fortgieng, kam er an einen See, da lag ein schöner rother Fisch

auf trockner Erde und schlug mit dem Schwanze. Der König nahm ihn voll Mitleid und setzte ihn wieder in's Waßer, worauf der Fisch sich bedankte und sprach: „wenn Du einmal in Noth bist, so denke nur an den Fischkönig; dann werde ich gleich zu Deiner Hilfe bereit sein."

Der König setzte dann ungehindert seine Reise fort. Da sah er am andern Tage vor seinen Füßen eine Horniß („Hurnauß") liegen, die konnte sich nicht allein in die Luft erheben, und weil er ein gutes Herz hatte, hob er sie auf und ließ sie fliegen. Ehe sie aber fortflog, sagte sie ihm noch: „ich bin der Hornißkönig! wenn Du je einmal in Noth bist, so denke nur an mich, dann werde ich gleich zu Deiner Hilfe bereit sein."

Nach mehren Tagen erreichte der König alsdann das Ende des Waldes; er kam auf eine Wiese, und fand daselbst eine Hütte und darin ein altes Mütterchen, das nahm ihn freundlich auf, und weil er müd und hungrig war, so blieb er da, um sich zu erholen. Diese alte Frau war aber eine Zauberin und war die Mutter von den drei Söhnen: Donner, Blitz und Wetter; die kamen in der Nacht zu ihr. Und weil sie meinten, daß der König schon fest schliefe, so sprachen sie in dem Nebenzimmer ganz laut mit einander, und der König hörte Alles, was sie da redeten. Da sagte denn das alte Mütterchen: „wenn wir dem König nicht eine Arbeit aufgeben, die er nicht ausführen kann, so ist es um uns und unsere Herrschaft geschehen." Dann sagte sie weiter, daß der König in den nächsten Nächten ihre Pferde hüten solle und bat ihre Söhne: „versteckt Euch aber im

Wolfswalde nur recht, daß Euch Niemand finden kann, denn sonst ist es aus mit uns."

Das Alles hatte sich der König wohl gemerkt. Und als nun am andern Morgen das alte Mütterchen ihm sagte: für das Nachtquartier, das sie ihm gegeben, müße er in den nächsten drei Nächten ihre Pferde hüten, so sagte der König ja, das wollte er wohl thun und blieb da und bekam am Abend drei prächtige Pferde, die sollte er auf der Wiese weiden laßen. „Sieh aber wohl zu, daß Dir keins verloren geht!" sagte das alte Mütterchen, und der König meinte, er wolle wohl Acht geben, trieb die Pferde auf die Wiese und wandte kein Auge von ihnen ab.

So weideten die Pferde einige Stunden lang ganz ruhig, indem der König immer dicht bei ihnen blieb; aber auf einmal waren alle drei verschwunden und nirgends mehr zu sehen noch zu hören. „Wie wird dir's gehen?" dachte der König, und suchte die Pferde überall bis daß der Tag anbrach. Da überfiel ihn eine große Angst und er seufzte: „wenn jetzt nur der Wolfskönig da wäre und dir helfen könnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so stand der Wolfskönig auch schon da und fragte ihn, was er wünsche. Der König klagte ihm seine Noth; der Wolfskönig aber beruhigte ihn und gieng fort und sandte sechstausend Diener aus, die mußten den ganzen Wolfswald durchlaufen und durchsuchen; fanden aber die Pferde nicht und kamen leer wieder heim. Darauf schickte der Wolfskönig zwölftausend Diener aus und befahl ihnen streng, daß sie die Pferde finden müßten und nicht ohne dieselben wieder heimkommen

dürften. Und da dauerte es auch nicht lange, da fanden ſie tief in einer Felſenhöhle die drei Pferde und brachten ſie ihrem Herrn, und der führte ſie dem Könige zu.

Das alte Mütterchen aber ſtaunte nicht wenig, als der König ihr die Pferde wieder brachte; dann legte er ſich in ſein Bett, um ein wenig auszuruhen und hörte alsbald, wie die Frau mit ihren Söhnen zankte, daß ſie nicht beßer ſich verſteckt hätten; denn die drei Pferde waren eben ihre Söhne Donner, Blitz und Wetter, die ſie in dieſe Thiere verwandelt hatte. Die Söhne aber ſagten: „hätte der Wolfskönig nicht zwölftauſend Diener ausgeſchickt, ſo hätte uns gewiß Niemand gefunden.“ Dann ſagte die Mutter: „ſo verſteckt Euch in der folgenden Nacht tief im Waßer, da können die Boten des Wolfskönigs Euch nicht ſuchen.“

Am Abend bekam der König wieder die drei Pferde, und das Mütterchen ſagte, daß er ja keins verlieren möchte, und der König meinte, er wolle wohl Acht geben und die Pferde wieder heimbringen. Darauf gieng es ihm aber gerade ſo wie in der erſten Nacht. Ein paar Stunden lang weideten die Pferde und er hatte ſie beſtändig vor Augen; dann aber waren ſie plötzlich wie der Blitz verſchwunden. Der König aber blieb ganz ruhig und dachte: der Fiſchkönig wird dir wohl helfen; und kaum hatte er dieß ſtill gedacht, ſo war der Fiſchkönig auch ſchon da und fragte ihn, was er wünſche. Nachdem der König es ihm geſagt, entbot er alle Fiſche, die mußten alle Gewäßer durchſchwimmen und durchſuchen, und fanden am Ende auch richtig tief auf dem Grunde des Meers unter einem gewaltigen Steine die

drei Pferde und brachten sie dem Fischkönig, der übergab sie dem König der sie hatte hüten müßen und der sie nun wohlgemuth dem alten Mütterchen zuführte.

Der König legte sich dann wieder in's Bett, um auszuruhen und hörte, wie die Mutter ihre Söhne schalt, daß sie nicht beßer sich verborgen hätten; sie aber sagten: der Fischkönig hat ihm geholfen. „So versteckt Euch in der nächsten Nacht," sagte die Mutter, „hoch in den Wolken, denn dahin kann der Fischkönig nicht kommen. Ich bitte Euch aber, laßt Euch dießmal nicht finden, denn sonst hat unsre Macht ein Ende."

Der König, der alle diese Reden wohl vernommen hatte, bekam am Abend wieder die drei Pferde zu hüten und trieb sie auf die Wiese, und sah ihnen mehre Stunden lang zu wie sie fraßen; aber auf einmal waren sie wieder spurlos verschwunden. Nun wußte der König schon, wo sie zu suchen waren und dachte: da wird dir der Hornißkönig wohl aushelfen können, und kaum hatte er dieß gedacht, so war der Hornißkönig auch schon da und fragte, wie er ihm dienen könne. Und als er erfuhr, daß er die drei Pferde vermiße, so befahl er allen Hornißen, sie sollten die Luft durchstreifen und alle Wolken durchsuchen, bis sie die drei Pferde fänden. Das thaten sie auch; und nachdem sie lange vergeblich umhergeschwärmt, fanden sie endlich hoch oben in einer dichten Wolke die drei Rosse und brachten sie ihrem Herrn und Meister, und der übergab sie dem Könige. Als dieser sie heimführte und dem alten Mütterchen auslieferte, ward sie sehr traurig und sagte: „zum Lohn für Deine

Dienſte will ich Dir da ein anderes merkwürdiges Pferd ſchenken, auf dem Du heimreiten kannſt."

Dieß Pferd, was die alte Frau ihm zeigte, hatte vier Köpfe und war ein hölzernes Bildwerk; die Köpfe aber ſtellten eigentlich ihre drei Söhne vor, und der ihrige war der vierte. Wie der König nun das ſeltſame Gebilde betrachtete, ſo rief ihm eine Stimme vom Himmel zu: „nimm das Schwert, welches das eine Pferd im Munde hält, und haue dem Zauberthier die vier Köpfe ab, ſo werden Deine Schweſtern erlöſt ſein." Das that denn der König auch auf der Stelle, und ſo wie er den letzten Kopf abgeſchlagen, ſtand ein wirkliches wunderſchönes Pferd da, das beſtieg er und ritt eilig zurück zu ſeinen Schweſtern.

Da war die Freude groß; alle waren frei und ſahen und hörten nichts mehr von den drei Brüdern, die ſie entführt hatten. Der König aber nahm unermeßliche Schätze aus den drei Schlößern mit in ſeine Heimath, alſo, daß er der reichſte König in der Welt geworden, und behielt ſeine drei Schweſtern bei ſich bis an ihr Ende.

7. Von drei Schwänen.

Es war einmal ein Jäger, der war sehr betrübt, weil ihm seine Frau gestorben war, und gieng oft ganz allein im Walde herum und dachte, ob er wohl noch eine zweite Frau finden möchte, die er eben so lieb haben könnte, als seine erste. Da gieng er einsmals mit seinem Gewehr an der Seite einen ganzen Tag lang immer weiter in den Wald hinein und wußte selbst nicht, wo er hin wollte, und kam endlich an eine Strohhütte. In die trat er hinein und fand darin einen alten Mann, der hatte ein Kreuzbild vor sich liegen. Er grüßte den Mann, worauf derselbe ihn freundlich aufnahm und ihn fragte, was ihn in diese Waldhütte führe? Da klagte ihm der Jäger sein Leid, daß er seine Frau verloren habe und nun so einsam lebe und nicht wiße, ob er wohl noch einmal glücklich sein werde. Sprach zu ihm der Alte: „dieser Noth wird wohl zu helfen sein. Es werden alsbald drei „Schwane" hieher kommen, die betrachte Dir recht genau! Und wenn sie dann in den Weiher fliegen, so mußt Du heimlich hingehen und ohne daß er es merkt, dem einen Schwan sein Kleid nehmen und gleich damit zurückkommen!" Und wie der Alte dieß gesagt hatte, da flogen drei schneeweiße Schwäne daher zu der Strohhütte, und nachdem der Jäger sie sich angesehen hatte, flogen sie weiter in einen benachbarten Weiher.

Da schlich der Jäger hin und nahm ganz heimlich den Rock, den der eine Schwan ausgezogen und an's Ufer gelegt hatte und brachte ihn zu der Hütte des Alten. Als darauf

die Schwäne ſich wieder anziehen wollten, hatte der eine nur noch ſein Hemd, und kam ſogleich als eine ſchöne Jungfrau zu dem Jäger, der ihren Rock hatte, und zog mit ihm in ſein Haus und ward ſeine liebe Frau.

Ehe der Jäger jedoch den alten Mann verließ, ſagte ihm derſelbe noch: „Du mußt aber das Schwanenkleid ſorgfältig vor Deiner Frau verbergen, daß ſie es ja nicht wieder findet!“ Das that der Jäger denn auch und ſo lebte er fünfzehn Jahre lang mit ſeiner zweiten Frau und ſie gebar ihm mehre Kinder, und beide Eheleute waren recht glücklich mit einander.

Da geſchah es, daß der Mann eines Morgens ausgieng und zu ſeiner Frau ſagte: „ich komme zum Mittagseßen wieder!“ Und als er fortgieng, ſah die Frau ihm nach, und wie er nun im Walde war, gieng ſie auf die Bühne, welche der Mann dießmal nicht verſchloßen hatte, machte den Koffer auf, worin das Schwanenkleid lag, und zog es an und flog als Schwan wieder davon, weit weit weg. — Als der Mann nun zum Eßen kam, war die Frau verſchwunden, und auch ſeine Kinder konnten nicht ſagen, wo ſie geblieben war, denn ſie hatten nichts von ihr geſehen.

Da begab ſich der Jäger wieder in den Wald zu dem alten Mann und klagte ihm ſein Unglück, daß er abermals ſeine Frau verloren habe und nicht wiße, wo ſie hingekommen ſei. Da ſagte der Mann: Du haſt das Kleid nicht gehörig verwahrt; das hat ſie gefunden und iſt damit fortgeflogen.

„Ach, ſagte der Jäger ganz traurig, iſt es denn gar nicht mehr möglich, daß ich ſie noch einmal wieder bekomme?“

„Möglich iſt es wohl, ſprach der Alte; aber jetzt iſt es gefährlich; es kann Dir leicht das Leben koſten.“ Der Jäger aber wollte ja gern Alles für ſeine Frau thun und ſo ſagte ihm der Alte: „Du mußt zuerſt ſuchen, in das Schloß zu kommen, wo Deine Frau jetzt lebt, und das wird am beſten ſo gehen: ſie hält Eſel, die jeden Tag von einem Müller Mehl holen; da geh alſo zu dem Müller und bitte ihn, daß er Dich in einen Mehlſack ſteckt. Das Weitere wirſt Du dann ſchon von Deiner Frau erfahren.“ — Darauf begab ſich der Jäger zu dem Müller und beredete ihn und ließ ſich in einen Sack ſtecken und von einem Eſel weit weg in ein prächtiges Schloß tragen, und wie er dort ankam, fand er auch ſogleich ſeine Frau daſelbſt, und da konnte Niemand eine größere Freude haben als ſie, und ſie dankte ihrem Manne herzlich, daß er gekommen ſei, um ſie zu erlöſen. Sie ſagte ihm aber: „ehe wir glücklich mit einander leben können, mußt Du mit drei Drachen, die hier ſind, kämpfen; ſie werden an drei Tagen in verſchiedenen Geſtalten zu Dir kommen und Dich eine Stunde lang peinigen und quälen; aber wenn Du es aushältſt und keinen Laut von Dir gibſt, ſo können ſie Dir nichts anhaben und ich werde frei; redeſt Du aber nur ein einziges Wort, ſo werden ſie Dich umbringen.“ Da verſprach ihr der Jäger, daß er ſie gewißlich erlöſen wolle.

Darauf kamen am erſten Tage drei mächtige Schlangen und wanden ſich dem Jäger um die Füße, daß er nicht

aus und nicht ein konnte, und quälten ihn eine ganze Stunde lang. Weil er's aber still ertrug, giengen sie fort, ohne ihn zu beschädigen. Am folgenden Tage kamen die Drachen als „Krotten" (Kröten) und schoßen in Einem fort feurige Kugeln auf den Jäger ab, daß es schier nicht mehr zum Aushalten war; aber er hielt es doch aus und gab keinen Laut von sich, so daß sie nach einer Stunde ihn wieder verließen. — Am dritten Tage endlich kamen sie wieder als ungeheure Schlangen und nahmen den ganzen Jäger frei in ihren Rachen, daß es ihm höllenangst wurde und er meinte, er müße schreien und könne es nicht länger ertragen; aber aus Liebe zu seiner Frau ertrug er's doch. Und als die dritte Stunde nun um war, da standen plötzlich statt der drei Schlangen drei vornehme Frauen da. Das waren die drei verwünschten Schwäne, die er jetzt mit einander erlöst hatte; und die blieben nun auch bei ihm und bei seiner Frau in dem Schloße, und Alle lebten in Frieden und Freude beisammen und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

---

8. Die vier Brüder.

Es waren einmal vier Brüder, die hießen Hans, Jörg, Jockel und Michel, davon war der erste ein Scharfschütz, der zweite ein Windbläser, der dritte ein Läufer und der vierte, der Michel, der war so stark, daß er die dicksten Eichen nur

ſo ſpielend wie Grashalme aus der Erde rupfen konnte. Alle vier Brüder aber waren mit einander in die Welt gegangen. Da traf einmal ein Forſtmann den Hans, der eben ſein Gewehr angelegt hatte, als wenn er in die Luft ſchießen wollte, weshalb ihn der Förſter fragte, wornach er denn ziele? Sprach jener: „hundert Stund von hier, auf einer Kirchthurmsſpitze in Berlin ſitzt ein Spatz, den will ich ſchießen," und in demſelben Augenblicke drückte er los und ſprach nach einer kleinen Weile: „da liegt er!" Der Förſter aber wollte nicht glauben, daß er etwas getroffen habe, worauf der Scharfſchütz den Schnellläufer herbeirief und ihn nach Berlin ſchickte, um den geſchoßenen Spatz zu holen. Der lief auch ſogleich hin und war nach zwei Stunden wieder da und brachte richtig den Spatz mit; der war aber ſo gut getroffen, daß der Kopf rechts, der Leib links von dem Kirchthurm herabgefallen war.

Darauf begleitete ſie der Förſter noch eine Strecke und traf den Jörg, der ſtand da bei ſieben Windmühlen und ſchien ganz müßig in die Luft zu ſchauen und hielt beſtändig ein Rohr vor ſeinen Mund. Sprach der Förſter: „Ei Kamerad, was machſt du da?" — „Nun, ſprach der Jörg, ich blaſe die Windmühlen an, daß ſie nicht ſtill ſtehen, weil heute der Wind nicht weht." —

Nicht weit davon traf der Förſter auch den Michel, der hatte ein großes Seil um ſiebenzig Morgen Wald geſpannt, daß der Förſter gar nicht wußte, was das bedeuten ſollte und ihn fragte, was er damit anfangen wolle? „Ach, ſagte der Michel, ich wollte mir nur ein Büſchele Holz holen, da-

mit ich mir auch ein Feuerle machen kann, wenn's etwa im Winter kalt werden möchte," und riß den ganzen Wald um, daß es krachte und trug ihn fort. Da mußte der Förster sich schier verwundern und eilte, daß er nach Haus kam. Die vier Brüder aber wanderten bald darauf nach Berlin.

Da geschah es, daß der König von Preußen schwer erkrankte und der Leibarzt desselben erklärte: der König müße sterben, wenn nicht das Kraut des Lebens, das auf dem Sankt Gotthardt in der Schweiz wachse, binnen acht Stunden herbeigeschafft werde. — Da ließ der König sogleich bekannt machen: „wer das Kraut des Lebens innerhalb acht Stunden vom Sankt Gotthardt aus der Schweiz holen könne, der solle so viel Geld haben, als er nur begehre." — Darauf meldete sich der Schnellläufer und erklärte sich bereit, das Kraut des Lebens holen zu wollen, wenn man ihm schriftlich den verheißenen Lohn zusichere. Das geschah denn auch. Darauf sprang der Jockel schnell davon und kam schon in zwei Stunden auf dem Gotthardt an und fand dort auch sogleich das Kraut des Lebens und eilte damit wieder zurück. Als er aber noch etwa hundert Stunden von Berlin entfernt war, setzte er sich, um ein wenig auszuruhen, unter eine Eiche und schlief ein. Da ward den übrigen Brüdern die Zeit etwas lang, weshalb der Scharfschütz nach ihm ausschaute und alsbald sah, wie er unter der Eiche saß und fest eingeschlafen war. Da nahm der Scharfschütz flink sein Gewehr und schoß mit einer Kugel nach dem Rockzipfel des Bruders. Dem kam es grad so vor, als ob ihn Jemand am Rock zupfte, also, daß er aufwachte und schnell nach

seiner Uhr sah. Da war's die höchste Zeit und er lief gleich fort und kam nach fünf viertel Stunden noch zeitig genug in Berlin an und übergab das Kraut; daraus wurde für den König eine Arzenei bereitet, durch welche er in wenigen Stunden vollkommen wieder gesund ward.

Nun war der König sehr froh und ließ dem Schnellläufer sagen, er möge nur kommen und seinen Lohn holen. Der aber ließ vorher einen Sack machen, zu dem gebrauchte er zweihundert Ellen Zwilch, und nahm zugleich seinen Bruder Michel, den Eichenumreißer, mit, daß er in dem Sack das Geld tragen sollte, was der König zu geben versprochen hatte, nämlich so viel als Einer tragen könnte, und so begaben sie sich zum König. Da führte sie der König in eine Schatzkammer und sagte: „hier nehmt Euch so viel als Einer tragen kann!" Da machte der Michel seinen großen Sack auf und nahm eine Tonne Goldes nach der andern wie einen Spielball in die Hand und warf sie hinein; aber der Sack war noch lange nicht voll und der Michel konnte noch viel mehr tragen. Deshalb begaben sie sich in eine zweite Schatzkammer und steckten ebenfalls alles Geld in den Sack, was sie dort vorfanden. Als sie darauf aber in die dritte giengen und noch immer nicht genug bekommen konnten, da ward der König bös und gab Befehl, daß zwei Regimenter Fußsoldaten und zwei Regimenter zu Pferd vor das Schloß rücken sollten. Das dauerte aber zwei Stunden, bis sie ankamen. Unterdessen hatte der Michel seinen Sack über die Schulter geworfen und war fortgegangen. Weil der Sack aber so dick und breit war, so konnte er nicht ganz ungehin-

dert damit aus dem Schloße kommen, ſondern mußte ein wenig ziehen; da gieng zwar der Sack hindurch, aber auch die ganze Schloßthür nebſt acht Säulen blieben daran hängen.

Darauf gieng der Michel ſeines Weges weiter, bis er zum Königsthore kam; da war wieder der Durchgang zu klein; allein er drückte herzhaft und hob das ganze Königsthor aus und trug's auf ſeinen Schultern von dannen nebſt den acht Säulen der Schloßthür und den vielen Tonnen Goldes. So kam er mit dieſer Laſt an einen See und ſprach: „Ich will doch ein Weilchen hier ausruhen, bis der Jockel und Jörg kommen; auch drückt mich das dumme Säckle ein wenig auf der Schulter.“ Und wie er's nun ablegte, da ſah er erſt, was Alles noch auf dem Sacke lag, und als die beiden Brüder jetzt ankamen, ſo mußten ſie über den ſtarken Michel recht herzlich lachen. — Es dauerte aber nicht lange, da rückten die vier Regimenter Soldaten an den See und wollten das Geld wieder holen. Da nahm aber der Jörg bloß ſein Windrohr und blies alle Soldaten in den See, daß ſie jämmerlich ums Leben kamen, und darauf zogen die vier Brüder in Frieden weiter, theilten unter ſich das Geld und lebten als reiche Leute vergnügt bis an ihr Ende.

9. Die Schultheißen-Wahl.

In einem Dorfe mußte ein neuer Schultheiß gewählt werden. Da wurde bekannt gemacht, daß wer den besten Reim machen könne, der solle Schultheiß werden. Darauf besannen sich drei Leute, ein Jäger, ein Bauer und ein Hirt lange Zeit, weil sie gar zu gern Schultheiß geworden wären, und brachten auch alle drei einen Reim heraus. Der Jäger wollte sagen:

Ich bin der Jäger Geil,
Ich führ' mein'n Hund am Seil.

Und der Bauer wollte sagen:

Ich bin ein Bauer stolz,
Ich führ' einen Wagen Holz.

Der Hirt aber hatte sich folgenden Reim ausgedacht:

Der April ist nicht so gut,
Er schneit dem Hirten auf den Hut.

Als nun der Tag da war, wo ein jeder seinen Reim vorbringen sollte, da sprach zuerst der Jäger:

Ich bin der Jäger Geil,
Ich führ' meinen Hund am Bändel.

„Ei, das ist ja gar kein Reim!" sprachen die Richter, worauf sich der Bauer erhob und sagte:

Ich bin ein Bauer stolz,
Ich führ' ein'n Wagen Scheiter.

„Das ist auch kein Reim!" riefen die Richter. Da kam die Reihe an den Hirten und der sprach:

Der April ist nicht so gut,
Er schneit dem Hirten auf sein Bareitle.

Da lachten die Richter und sagten, dieß sei gleichfalls kein Reim. Der Hirt aber besann sich schnell und sprach: „ei, so laßt mich doch nur ausreden!“ und dann fügte er hinzu:

Der Hans, der kriegt einen frohen Muth,
Der tanzt mit seinem Greitle.

Da meinten die Richter, daß dieß jetzt ein richtiger und guter Reim sei und machten den Hirten zum Schultheiß.

10. Hans und der Teufel.

Hans sollte wandern und hatte gar keine Lust dazu und sagte: „wenn doch nur der Teufel käm' und mir Geld brächte, daß ich nicht fort brauchte!“ Da stand sogleich ein schwarzes Männlein da und reichte ihm ein Säckchen voll Geld; das nahm Hans und stellte es bei Seite; dann aber packte er auch das schwarze Männlein und schob's in seinen Ranzen, schnürte ihn zu und hieng ihn auf den Rücken und fragte ein paar Bauern, die mit Dreschflegeln daher kamen: „was soll ich Euch geben, wenn Ihr einen Tag lang diesen Ranzen dreschen wollt?“ Die Bauern versprachen, es für billigen Lohn thun zu wollen, und schlugen dann den ganzen Tag hindurch aus allen Kräften darauf los.

Dann gieng Hans in ein zweites Dorf und ließ von einigen handfesten Burschen seinen Ranzen zum zweiten Mal

durchwalken, und zwar dieß Mal mit Waschschlegeln. (Waschklöpfeln.)

In einem dritten Dorfe gieng er endlich zu einem Schmid, legte seinen Ranzen auf den Ambos und sprach: „Nun Meister, schlaget doch ihr mit euren Gesellen so lange darauf los, bis ihr müde seid!“ was sie denn auch rechtschaffen thaten, so daß Hans ganz bestimmt glaubte, der Teufel müßte jämmerlich zu Tod geprügelt sein und deshalb den Ranzen aufschnürte. Aber kaum war der Ranzen halb geöffnet, so schlüpfte das schwarze Männlein heraus und lief gerades Wegs der Hölle zu. „O weh, rief Hans, jetzt ist der Teufel los!“

Hans hatte nun Geld genug, so lang er lebte und blieb lustig und liederlich bis an sein Ende. Als er aber nach seinem Tode vor die Himmelsthür kam, sagte Petrus: „o Dein Platz ist schon besetzt! Du gehörst dorthin in die Hölle!“ Da zog er vor das Höllenthor und klopfte an. Als aber der Teufel die Thür öffnete, schlug er sie schnell wieder zu und sagte zu den übrigen Teufeln: „laßt nur den nicht herein, sonst sind wir Alle hin!“ — Da gieng Hans ganz ärgerlich, weil er nirgends ein Unterkommen finden konnte, abermals zum Thor des Himmels, und da Petrus grade Jemand einließ, so warf Hans seine Mütze mit hinein, drängte sich dann selbst durch die Thür und setzte sich auf seine Mütze und sprach: „ich sitz' auf meinem Eigenthume, was geht's Euch an?“ Da mußte Petrus lachen und ließ ihn sitzen.

---

11. Christus und Petrus auf Reisen.

1.

Unser Herr Christus und der heilige Petrus übernachteten einmal bei einem groben Bauer in Schwaben. Wie nun der Tag eben graute, war der Bauer schon auf den Beinen, denn er wollte gerade sein Korn dreschen. Da weckte er seine Leute und gieng auch zu den Fremdlingen, die er beherbergte, und schrie: „Uff, zur Arbet! mer wöllet dreschа!" Aber die regten sich nicht und blieben ruhig in ihrem Bett liegen. Deshalb schrie der Bauer nach einer Weile zum zweiten Male: „Kotz Blitz Element! sind iahr no nit ussam Bett, ihr Drümmler iahr! haun i deretweagan ui b'halta, daß iahr faullenza söllet! I muoß jo huit, bim Blitz! meih schreia, as Gotts Willa is." — Als sie aber immer noch nicht aufstanden, nahm der Bauer seine Peitsche und haute den ersten, der vorn im Bett lag, — und das war der Petrus, — recht tüchtig durch. Allein weil der Meister nicht aufstand, so blieb auch Petrus liegen und verließ ihn nicht. — Da hörte Petrus auf's Neue den Bauer kommen und sagte: „ach lieber Meister, leg Du Dich vornhin, sonst krieg ich noch einmal Schläge!" — „Wie Du willst," sprach Christus, und ließ den Petrus hinten liegen.

Als der Bauer nun mit der Peitsche hereintrat, sprach er: „Hätt' i nu dia Schloafmützan it b'halta! Wött iahr bei-nem Baura schloafa, so deand au schaffa, sust geit's Stroafa! Vorig haun i's dem vordera gean, dees moal g'hairts dem hintera!" Und dabei schlug er auf den armen

Petrus los, der hinten lag, alſo, daß der beide Mal die Prügel bekam. — Als der Bauer fort war, ſprach Chriſtus zu Petrus: „an dieſen Schlägen biſt Du ſelber Schuld; Du willſt ja klüger ſein als ich.“

2.

Ein andres Mal wollte Chriſtus mit Petrus eine Kirchweih beſuchen. Da ſprach Petrus: „ich will vorher Sauhirt in dem Dorfe werden, dann krieg' ich den Kirchweihkuchen umſonſt,“ und verließ ſeinen Meiſter und gieng hin und hütete die Schweine, während ſich der Heiland auf die Kirchweih begab. — Wie Petrus nun hütete, pfiff der Heiland, worauf alle Schweine aus einander ſtoben und in die Kornfelder liefen, ohne daß Petrus ſie halten konnte. Da riefen die Bauern: „Das iſt uns ein ſauberer Sauhirt!“ und ſchlugen ihm den Buckel voll. Petrus aber ſchrie und rief: „Ach, liebſter Meiſter, hilf mir! ich will auch gewiß kein Sauhirt wieder werden und gern mit Dir auf die Kirchweih gehen!“ Allein der Meiſter kam nicht. Da ſuchte ihn Petrus auf und traf ihn in einem Wirthshauſe und klagte ihm ſeine Noth und ſagte: „Ach, lieber Heiland, ich habe wieder „Pumpes“ kriegt! Sprach Chriſtus: die haſt Du verdient, weil Du immer klüger ſein willſt als ich.“

12. Die drei Schweſtern.

Ein Vater hatte drei Töchter, von denen wünſchte ein Mann ſich eine zur Frau und zwar diejenige, welche der Vater ihm geben wollte. Darüber kamen nun die drei Schweſtern in Streit mit einander; denn die zwei älteſten hätten alle beide gern den Mann genommen; die jüngſte aber wehrte ſich ſo viel ſie nur konnte und ſagte: „ich brauche keinen Mann und will auch keinen Mann!“ — Da befahl endlich der Vater, die Töchter ſollten alle drei zu gleicher Zeit ihre Hände ins Waßer ſtecken und herausziehen, ohne ſie abzutrocknen. Diejenige nun, deren Hände zuerſt wieder trocken würden, die müße den Freier nehmen. Da gehorchten ſie alle. Während aber die zwei älteſten, damit das Waßer leicht ablaufe, ihre Hände ſtillſchweigend herabhängen ließen, ſo wiederholte die jüngſte in Einem fort und immer heftiger die Worte: „Ich brauche aber keinen Mann und will auch keinen Mann!“ Und dabei focht ſie ſo lebhaft mit ihren Händen in der Luft herum und ſchüttelte und ſchlenkerte ſie ſo eifrig, daß die Waßertropfen nach allen Seiten hin ſpritzten, woher es denn kam, daß gerade ihre Hände zuerſt trocken wurden und ſie den Mann heirathen mußte.

13. Die Sonne wird Dich verrathen.

Ein Schneider ſchlug einſt einen Juden todt, um ihn zu berauben. Der Jude aber ſagte, bevor er ſtarb, zu dem Schneider: „Die Sonne wird Dich noch verrathen!“ Und das waren ſeine letzten Worte.

Viele Jahre vergiengen und Niemand dachte mehr an den gemordeten Juden. Der Schneider nahm eine Frau und war glücklich und wohlhabend und geachtet von ſeinen Mitbürgern. — Da lag er eines Sonntagmorgens noch im Bett, als die Sonne ſchon hell durch's Fenſter ſchien und bis auf ſein Bett kam. Da mußte er laut lachen, daß die Frau gar nicht begreifen konnte, was ihrem Manne ſei und weshalb er lache, und ſie ließ ihm keine Ruhe, bis er ihr Alles entdeckte. „Ich habe, fieng er an, vor vielen Jahren einmal einen Juden umgebracht und der hat ſterbend geſagt: die Sonne werde mich noch verrathen. Und wie ſie nun eben da auf's Bett ſcheint, fällt mir die Geſchichte wieder ein und ich mußte lachen, indem ich dachte: die Sonne würde wohl gerne ſchwätzen; aber ſie hat ja keine Zunge!“

Der Frau war es entſetzlich, daß ihr Mann ein Mörder war und ſie konnte ihn nimmer lieb haben. Bald bekamen ſie Streit mit einander, und da ſie es nicht länger bei ihm aushalten konnte und ein Grauen vor ihm hatte, ſo zeigte ſie die ganze Sache dem Gerichte an. Nachdem der Schneider alsdann ſelbſt ſeine Schuld eingeſtanden, wurde

er hingerichtet. Bevor ihm aber der Kopf mit dem Schwerte abgeſchlagen wurde, ſagte er noch: „die Sonne hat mich doch noch verrathen!“

---

14. Der Löwe, der Bär und die Schlange.

Es war ein Kaufmann, der reiſte alle halbe Jahr durch einen Wald ſeiner Geſchäfte wegen. Da gieng einmal nicht weit vor ihm her der Bediente des Königs und ſtürzte in eine tiefe Grube und konnte ſich nicht wieder herausarbeiten. Als der Kaufmann herzukam, drehte er ein Seil und ließ das hinab und zog eine ſchwere Laſt herauf. Aber wie erſchrak er, als er ſtatt des Bedienten einen Löwen heraufgezogen hatte. Der ſprach zu ihm: „Ich danke Dir, und hier haſt Du auch Geld, daß Du mich befreit haſt; ich war ſchon lange da unten. Der aber, für welchen Du das Seil gemacht haſt, der iſt nicht werth, daß Du ihn heraufziehſt.“ — Indes ließ er doch noch einmal ſein Seil hinab und zog etwas Schweres herauf, aber nicht den Bedienten des Königs, ſondern einen Bären. Der bedankte ſich ebenfalls und gab ihm Geld und ſagte: „Der Löwe war mein nächſter Nachbar. Der aber, für welchen Du das Seil gemacht haſt, der iſt nicht werth, daß Du ihn heraufziehſt.“ — Als der Kaufmann nun zum dritten Male ſein Seil hinunterließ, da zog er eine Schlange herauf, die gab ihm gleichfalls Geld und ſagte, daß derjenige, für welchen er das Seil gedreht, es nicht verdiene,

daß er ihn heraufziehe. Dennoch ließ er sein Seil zum vierten Mal in die Thiergrube hinab und brachte dießmal richtig den Bedienten herauf.

Als dieser das viele Geld sah, so faßte er den gottlosen Entschluß, seinen Erretter zu verrathen und machte auch sogleich beim Gericht die Anzeige, daß dieser Kaufmann mehre Menschen, die man vermißte, gemordet und ausgeplündert und daher das viele Geld bekommen habe. Die Wahrheit aber war, daß eben dieser Bediente selbst jene Menschen gemordet und beraubt hatte. — Weil nun das Gericht den Kaufmann für den Mörder hielt, so wurde ihm zur Strafe die Haut abgezogen und auf eine Eiche gehängt; er selbst aber wurde mit Stricken an dem Baume festgebunden und sollte auf die Art elendiglich sterben. Da kamen jedoch der Löwe und der Bär, die er befreit hatte, und zernagten die Stricke und führten ihn in ihre Höhle und pflegten ihn hier, bis daß er geheilt war und beschenkten ihn dann, als er fortgieng, wiederum mit Geld und mit Kleidern. — Wie das Gericht aber sah, daß er entkommen und am Leben geblieben war, nahm man ihn zum zweiten Male gefangen und warf ihn in einen Thurm. — Da besuchte ihn die Schlange und sprach: „Bist Du auch einmal in Noth?“ — „Ach ja, sprach er, ich weiß mir nicht mehr zu helfen!“ Sprach die Schlange: „Nun, ich will Dir schon beistehen; ich habe so eben des Königs Tochter in die Stirn gestochen, also, daß Niemand ihr helfen kann. Hier aber bring' ich Dir ein Kraut, wenn Du damit ihre Stirn bestreichst, so wird sie in drei Stunden geheilt sein.“

Da ließ der Kaufmann durch den Gefangenwärter dem König ſagen, daß er ein ſicheres Mittel gegen den Schlangenbiß habe, worauf er alsbald zu der Prinzeſſin geführt wurde und ihre Stirn mit dem Safte des Heilkrautes beſtrich. Darnach war die Königstochter in drei Stunden wieder friſch und geſund, worüber der König, der ſie ſchon für verloren gehalten hatte, eine ſolche Freude empfand, daß er ſeinen Ring vom Finger zog und ihn dem Kaufmann gab, indem er ſprach: „Ich bin alt und verlaße gern den Thron; nimm Du ihn an meiner Stelle ein! Denn die Tochter, die Du mir wiedergegeben haſt, die iſt mir viel lieber als ein ganzes Königreich.“ So iſt der Kaufmann noch König geworden.

---

15. Der Spielmann und die Wanzen.

Ein Spielmann hatte ſo viele Wanzen in ſeinem Hauſe, daß es nicht zum Aushalten war; was er aber auch dagegen gebrauchen mochte, das war Alles umſonſt. Da ſteckte er endlich ſein Haus an, nahm ſeine Geige und ſpielte und ſang dazu:

Wenn das nicht gut für die Wanzen iſt,
Dann weiß ich nicht, was beßer iſt!

---

16. Der Räuber Matthes.

Vor vielen Jahren wollte einmal ein Fuhrmann die große Steige bei Haigerloch im Hechinger Ländchen mit einem schwer beladenen Fuhrwagen hinauffahren; da stand plötzlich das ganze Fuhrwerk still als ob's verhext wäre und kein Pferd wollte mehr anziehen. Der Fuhrmann versuchte es nun erst mit der Peitsche und schlug auf die Pferde los, um sie anzutreiben; aber es war umsonst. Dann betete er still; aber auch das half nichts. Endlich ward er zornig und fieng an zu wettern und zu fluchen, so arg er's nur konnte. Darauf trat ein buckeliger Jäger zu ihm hin und sagte: „was gibst Du mir, wenn ich Dir helfe?" — „Laß mal hören, was Du verlangst!" sprach der Bauer. Da sagte der Jäger: „Du mußt mir Etwas versprechen, was Du daheim besitzest, ohne es zu wißen."

Nun besann sich der Fuhrmann eine Weile und dachte: „Alles, was Werth hat in meinem Hause, das kenne ich ja; kenne ich etwas aber nicht, so hat's auch keinen Werth für mich," und dann sprach er zu dem Jäger: „Du magst es meinetwegen nehmen; hilf mir jetzt nur, daß ich weiter fahren kann." Da ließ sich der Jäger mit einem Blutstropfen diese Zusage verschreiben und dann konnten die Pferde ganz bequem den Wagen hinaufziehen.

Als der Bauer nun wißen wollte, was der Jäger gemeint hatte, so sprach er: „Deine Frau trägt ein Kindlein unter ihrem Herzen, davon Du noch nichts weißt, und wenn das geboren ist, so gehört's mein." Da wurde der Bauer

ſehr traurig und verlangte die Unterſchrift zurück; aber der Jäger lachte und machte daß er fortkam.

Seit der Zeit hatte der Bauer keine ruhige Stund' mehr in ſeinem Hauſe; er ſeufzte und weinte, mochte weder eßen noch trinken und konnte bei Nacht kein Auge zuthun. Da drang ſeine Frau ſo lange in ihn, bis er ihr endlich Alles geſtand und ſagte, daß er das Kind, das ſie bekommen werde, dem Teufel verſprochen und verſchrieben habe.

Da betete die Frau bei Tag und Nacht und weinte und jammerte; und als die Zeit nahe kam, wo ſie ihr Kind gebären ſollte, gieng ſie zu einem geiſtlichen Herrn ins Kloſter und klagte dem ihre Noth. Da behielt der Geiſtliche die Frau im Kloſter und tröſtete ſie; und als ſie hier einen Sohn geboren hatte, weihte ſie ihn dem Dienſte Gottes und ſeiner Kirche und ließ ihn zurück in dem Kloſter.

Hier wurde der Knabe nun früh zu allem Guten angehalten, und war ſo fromm und brav, daß der Böſe keine Gewalt über ihn hatte. Als er fünf Jahre alt war, lehrte man ihn ein Gebet, das mußte er alle Tage in der Kapelle der heiligen Jungfrau herſagen; und als er eben ſein zehntes Jahr erreicht hatte, erſchien ihm Maria und ſprach zu ihm: „in zwei Jahren will ich Dir einen Stab geben, mit dem mußt Du in die Hölle wandern und Deinen Namen, der einem böſen Geiſte verſchrieben iſt, zurückfordern."

Nach dieſer Zeit erſchien ihm Maria noch öfters in der Kapelle und gab ihm gute Lehren und offenbarte ihm Mancherlei. Und als die zwei Jahr herum waren, brachte ſie ihm den Stab, mit dem er ſeinen Namen aus der Hölle

holen ſollte und beſchrieb ihm genau alle Wege und Stege, die er zu gehen hatte, und ſagte ihm, wie er mit dem Stabe an die drei Höllenthore klopfen müße und wie ſie dann vor ihm aufſpringen würden und wie er die Unterſchrift ſeines Vaters von dem oberſten der Teufel ſich herausgeben laßen ſollte. Das Alles merkte ſich der Knabe wohl und trat gutes Muthes ſeine Reiſe an.

Wie er nun mutterſeel allein durch einen großen Wald gieng, kam er zu einem Baume, der hieng ganz voll von blutrothen Aepfeln und daneben kniete ein alter Mann auf dem Stumpfe eines abgehauenen Baumes und rief den Knaben an und ſprach zu ihm: „Wohin, mein Sohn?“ Sprach der Knabe: „Zur Hölle, um meinen Namen zurückzufordern.“ Sprach der Knieende: „Ach, ich warte ſchon lange darauf, daß Jemand zu mir kommt; vergiß doch nicht, Dich in der Hölle nach dem Bett des Räubers Matthes zu erkundigen, und gib mir auf dem Rückwege Nachricht, was Du davon erfahren haſt!“ Das verſprach ihm der Knabe und zog weiter und kam an das erſte eiſerne Höllenthor und klopfte mit ſeinem Stabe an daſſelbe, daß es von ſelbſt aufſprang. Da trat Lucifer, der Oberſte der böſen Geiſter, hervor und fragte den Knaben, was er wolle? Und als der Knabe ihm ſein Begehren geſagt, pfiff Lucifer, und alsbald erſchien ein großer Haufen ſchwarzer Männlein, die fragte er, ob einer unter ihnen ſei, der den Namen des Knaben habe? Nein, da war keiner, der ihn hatte.

Da zog der Knabe weiter bis an ein zweites Höllenthor, klopfte mit ſeinem Stabe an, daß es aufſprang, und

alsbald erſchien auch Lucifer hier und fragte ihn, was er wolle? Und nachdem er es ihm geſagt, pfiff Lucifer abermals einen Haufen ſchwarzer Männlein zuſammen und erkundigte ſich nach dem Namen des Knaben; aber auch hier hatte ihn keiner.

So mußte er zum dritten Höllenthor eingehen, und nachdem Lucifer hier einen dritten Haufen armer Teufel herbeigepfiffen und befragt hatte, fand ſich einer darunter, ein buckliger Jäger, der hatte die Handſchrift mit dem Namen des Knaben. Da befahl ihm Lucifer, die Handſchrift herauszugeben; er aber ſprach: „es ſoll mich eher eine Krott (Kröte) freßen, eh' ich das thue.“ Da drohte ihm Lucifer und ſagte: „gibſt Du nicht auf der Stelle den Namen heraus, ſo wirſt Du in das Bett gelegt, das für den Räuber Matthes da ſteht!“ Und dabei zeigte er auf ein leeres Bett, das beſtand aus nichts als aus Feuer und Flammen. Da gab der bucklige Jäger ſchnell die Unterſchrift her, und als er die hatte, trat der Knabe unverſehrt ſeine Rückreiſe an.

Unterwegs kam er auch wieder in den Wald und zu dem Baume, wo er den knieenden Mann auf der Hinreiſe geſehen hatte und traf ihn noch ebenſo dort an. So wie der Greis den Jüngling erblickte, rief er ihm entgegen: „Haſt Du das Bett des Räubers Matthes geſehen?“ — „Ja, ſprach der Knabe, ich habe es geſehn und mich entſetzt; das Bett war lauter Feuer und eine Flamme ſchlug über der andern empor.“ — „Das wird mein Bett einmal werden!“ ſeufzte der Greis. — Der Jüngling aber ſagte hierauf, Maria habe ihm in der Kapelle geoffenbart, daß

ſogar der Räuber Matthes nicht verloren ſein werde, wenn er ein aufrichtiges Bekenntnis ablege. Dann verſprach ihm der Jüngling, daß er wieder zu ihm kommen wolle, ſobald er Prieſter geworden ſei. Das dauerte aber noch zwölf Jahre.

Nach dieſer Zeit, als der junge Mann zum Prieſter geweiht war, machte er ſich auf den Weg zu dem Greiſe, und traf ihn noch ebenſo wie vor zwölf Jahren neben dem Apfelbaume auf einem abgehauenen Stumpf knieend, und forderte ihn auf, ſeine Sünden zu beichten. Da ſprach der greiſe Räuber mit zitternder Stimme: „ſo viel blutrothe Aepfel auf dem Baume da ſitzen, ſo viel himmelſchreiende Mordthaten hab ich begangen. Gott ſei mir armen Sünder gnädig!“ — Dann verhieß ihm der Prieſter, weil er ſo tiefe Reue zeigte, im Namen Gottes Vergebung, und nachdem er das heilige Abendmahl genoßen, ſank er plötzlich zu einem rauchenden Aſchenhaufen zuſammen; aus der Aſche aber ſtieg eine weiße Taube empor und flog gen Himmel, und das war die erlöſte Seele des Räubers Matthes.

17. Die goldene Ente.

Es war einmal eine Witfrau, die hatte drei Söhne, Namens Kasper, Melchior und Baltes, die erlernten alle drei ein Handwerk; der älteste wurde ein Weber, der andere ein Schuhmacher, der dritte ein Sattler. Und als sie ausgelernt hatten, sollten sie wandern und in der Fremde ihr Glück versuchen. Da schickte die Mutter zuerst den Aeltesten auf die Reise, und füllte ihm, wie es in dem Orte Sitte war, das Felleisen mit selbstgebackenen Küchlein, so viele nur zu dem Zeuge, das er mitnahm, noch hineingiengen, und sagte: „lieber Sohn, wenn Dir ein Armer begegnet, so theile ihm auch von diesen Küchlein mit!“ — Darauf zog er von dannen, und nachdem er einige Tage gewandert war, kam er in einen Wald; da begegnete ihm eine alte Frau und bat ihn, daß er ihr etwas zu eßen geben möchte; er aber sagte: „ich werde selbst noch brauchen, was ich habe.“ Da bewirkte die Frau, welche ein Zauberfräulein war, daß er nicht weiter konnte, und auf der Stelle nach Haus umkehren mußte.

Als nun die Zeit kam, wo der zweite Sohn seine Wanderreise antreten sollte, da that ihm die Mutter gleichfalls Küchlein in sein Felleisen und sprach: „nun will ich doch sehen, wie weit Du kommen wirst. Vergiß aber nicht, auch den Armen von deinen Küchlein abzugeben!“ — Da zog er dieselbe Straße wie sein älterer Bruder, und kam nach einigen Tagen in den Wald, wo das Zauberfräulein sich aufhielt. Das begegnete ihm alsbald und sagte: sie sei

hungrig, er möge ihr doch etwas zu eßen geben. Allein er ſagte: „die Küchlein eße ich ſelbſt gern“ und wollte weiter gehen. Da machte es aber das Zauberfräulein, daß er keinen Schritt mehr vorwärts thun konnte und auf der Stelle zu ſeiner Mutter zurückreiſen mußte.

Endlich ſchickte die Mutter ihren dritten Sohn auf Reiſen und ſagte: „wenn Dir's nur nicht ebenſo wie Deinen Brüdern geht; ich will ſehen, wie Du durchkommſt; ich habe Dir da auch Küchlein in Dein Felleiſen gelegt, die mußt Du aber nicht allein eßen, ſondern auch den Armen davon mittheilen.“ Dann trat er wohlgemuth ſeine Wanderſchaft an und kam nach wenigen Tagen in den Wald, wo ihm die alte Frau begegnete und ihn um etwas zu eßen bat. Da nahm er ſogleich ſein Felleiſen vom Rücken und machte es auf und ſchüttete der Frau alle Küchlein, die er noch hatte, in den Schooß, worauf das Fräulein ſehr vergnügt wurde und ihm ſagte: „weil Du ſo gut gegen mich geweſen biſt, ſo ſoll Dir's auch gut gehen. Da will ich Dir eine Ente ſchenken, die hat goldene Federn und heißt: „gute Gonda.“ Das mußt Du Dir merken; denn wenn Jemand ſie Dir ſtehlen oder ihr eine Feder ausziehen will, ſo brauchſt Du nur den Namen auszuſprechen und dabei zu ſagen: „es bleibe an dir hangen, was bei dir iſt!“ ſo kann es nicht fort, ſondern muß mit, wohin die Ente geht.“ Darauf bedankte er ſich und zog weiter durch den Wald und kam in ein Wirthshaus, wo er übernachten und ſein Abendbrod verzehren wollte. Die Ente aber durfte auch miteßen und fiſchte ſich beſonders die Fleiſchbrocken aus der

Schüßel heraus. Da guckten alle Leute groß auf, beſonders aber drei Frauenzimmer, die ebenfalls in dem Wirthshauſe übernachteten, und baten den jungen Sattler, daß er ihnen doch eine Feder von der Ente ſchenken ſolle. Allein das ſchlug er ihnen ab; denn er mochte die koſtbaren Federn ſeiner Ente nicht ausrupfen. Da beſprachen ſich die drei Mädchen mit dem Wirthe, daß er ſie mit dem Sattler in demſelben Zimmer zuſammen ſchlafen laßen möge, was der Wirth auch zugab. Als es nun Nacht war und ſie meinten, daß der Sattler feſt ſchliefe, da ſtiegen ſie ſtill aus ihrem Bett und giengen zu ſeinem Lager, woneben die Ente ſaß und verſuchten, ihr einige Federn auszureißen. Da ſchrie ſie aber: „quack, quack!" daß der Baltes ſogleich aufwachte und ſprach: „gute Gonda, bleibe ſtehn was bei dir iſt!" Da mußten die drei Mädchen faſernackt, wie ſie waren, die ganze Nacht bei der Ente ſtehen bleiben; und als der Baltes am andern Morgen frühſtücken wollte und ſeiner Ente rief: „gute Gonda, komm herunter und was bei dir iſt!" da mußten die Mädchen auch mit herunter und nackt frühſtücken und ebenſo hinter der Ente herziehen, als er weiter gieng.

Da kam er in ein Dorf, wo die Maurer an einem neuen Hauſe arbeiteten, und als die die nackten Mädchen ſahen, liefen ſie zu ihnen hin und hielten ihnen die Maurerkellen vor den Leib. Der Baltes aber ſprach: „gute Gonda, es bleibe an dir hangen, was bei dir iſt!" Da konnten die Maurer nicht wieder fort und mußten auch mitziehen. —

Darauf zogen ſie durch einen andern Ort; da ſchaute

gerade der Pfarrer zum Fenster heraus und sah den Zug und rief: „ei, so bedeckt Euch doch, ihr großen Mädchen! schämt Ihr Euch denn nicht, daß Ihr so nackt auf der Straße geht?“ Und dann kam er eilig aus dem Hause gelaufen und nahm seine große Kappe ab und wollte, auf daß Niemand ein Aergernis nehme, wenigstens das eine Mädchen damit zudecken. Der Baltes aber rief wieder seiner Ente: „gute Gonda, es bleibe an dir hangen, was bei dir ist!“ Da mußte auch der Pfarrer mit. —

Als sie so nun eine Weile gegangen waren, kamen sie abermals in ein Dorf, wo eine große Bäckerei war. Wie nun die Bäckerknechte den wunderlichen Zug und besonders die nackten Jungfern sahen, da kamen ihrer fünfunddreißig mit Backschaufeln aus dem Hause gesprungen, und hielten den Mädchen die Schaufeln vor den Leib, worauf der Baltes wiederum sprach: „gute Gonda, es bleibe an dir hangen, was bei dir ist!“ also, daß auch die fünfunddreißig Bäckergesellen dem Zuge sich anschließen mußten.

In dem Wirthshause, wo der Baltes mit seiner goldenen Ente und dem ganzen großen Zuge übernachtete, las er in der Zeitung, daß der König von Portugal eine Tochter habe, die niemals lache, und daß der König habe ausschreiben laßen: „wer seine Tochter zum Lachen bringen könne, der dürfe sie heirathen.“ Da machte sich der Baltes gleich am andern Morgen auf den Weg nach Portugal, und meldete sich, sobald er angekommen war, beim Könige und sagte: daß er es sich wohl getraue, seine Tochter zum Lachen zu bringen, worauf der König ihn sogleich am fol-

genden Morgen um zehn Uhr mit ſeinen Leuten kommen hieß. Die Königstochter ſtand auf dem Altan, und wie ſie von da herab den ſeltſamen Transport vor's Schloß kommen ſah, die drei nackten Jungfern, die Maurer mit ihren Kellen, den Pfaffen mit der großen Mütze und die fünfunddreißig Bäckerknechte mit ihren Schaufeln, da konnte ſie ſich nicht mehr halten und mußte überlaut auflachen. Und alſo gewann der Sattler die Königstochter zur Gemahlin, und erbte nach dem Tode des Königs das Reich.

---

18. Der Büttel im Himmel.

Ein ganzer Gemeinderath war nach und nach mit Tode abgegangen und in den Himmel gelaßen worden; zuletzt kam auch der Büttel noch an und wollte hinein. Allein Petrus wies ihn ab und ſagte: „Das wird mir zu viel! da ſitzt ſchon der ganze Gemeinderath drin; für Dich iſt kein Platz mehr!" Sprach der Büttel: „darf ich hinein, wenn ich den Gemeinderath herausſchaffe?" „Ja, das darfſt Du," ſagte Petrus, „wenn Du es kannſt." „O, ſo öffne mir nur ein klein wenig die Thür!" bat der Büttel, worauf Petrus die Himmelsthür ſo weit aufmachte, daß der Büttel nur grad mit Einem Auge hindurchſehen und mit Einem Finger einen Wink geben konnte, wobei er rief: „pſt! pſt!

ihr Herre! haußen gibts en Weinkauf *)." Und wie der Blitz eilte der ganze Gemeinderath sogleich zum Himmel hinaus, und als er nun draußen war, gieng der Büttel hinein, und Petrus schloß hinter ihm die Thüre zu.

---

19. Das Posthorn.

Es war einmal ein sehr kalter Winter, da fuhr ein Postillion auf dem Schwarzwalde in einem Hohlwege und sah einen Wagen auf sich zukommen, nahm sein Horn und wollte dem Fuhrmann ein Zeichen geben, daß er stillhalte und ihn erst vorbeilaße; allein der Postillion mochte sich anstrengen wie er wollte, er konnte doch keinen einzigen Ton aus dem Horne hervorbringen. Deshalb kam der andre Wagen immer tiefer in den Hohlweg hinein, und da keiner von beiden mehr ausweichen konnte, so fuhr der Postillion geradeswegs über den andern Wagen hinweg. Damit aber dergleichen Unbequemlichkeiten nicht noch einmal vorkommen möchten, so nahm er alsbald wieder sein Horn zur Hand und blies alle Lieder hinein, die er nur wußte; denn er meinte, das Horn sei zugefroren und er wollte es durch seinen warmen Athem wieder aufthauen. Allein es half alles nichts; es war so kalt, daß kein Ton wieder herauskam.

*) Wobei der Gemeinderath umsonst mittrinken darf.

Endlich gegen Abend kam der Postillion in das Dorf, wo ausgespannt wurde und wo ein andrer Knecht ihn ablöste. Da ließ er sich einen Schoppen Wein geben, um sich zu erwärmen; weil aber in dem Wirthshause grade eine Hochzeit gefeiert wurde und die Stube von Gästen ganz voll war, so begab er sich mit seinem Wein in die Küche, setzte sich auf den warmen Feuerheerd, hieng sein Horn auf einen Nagel an die Wand und unterhielt sich mit der Köchin. — Auf einmal aber erschrack er ordentlich, als das Posthorn von selbst an zu blasen fieng; da blies es zuerst einige Male das Zeichen, das die Postillione gewöhnlich geben, wenn Jemand ausweichen soll; dann aber auch alle Lieder, die er unterwegs hineingehaucht hatte und die darin festgefroren waren, und die jetzt an der warmen Wand alle nacheinander wieder aufthauten und herauskamen, z. B. „Schier dreißig Jahre bist du alt u. s. w." „Du, du liegst mir am Herzen." „Mädle, ruck ruck ruck" und andere Schelmenlieder. Zuletzt auch noch der Choral: „Nun ruhen alle Wälder," denn dieß war das letzte Lied, welches der Postillion hineingeblasen hatte.

20. Der Himmelsreiſende.

Da war einmal ein luſtiger Wandersmann, der gieng in ein Wirthshaus, um ein Glas Wein zu trinken. Sprach die Wirthin: „Woher die Reiſe?“ „Ich komme eben vom Himmel!“ ſagte der Fremde. „Was Sie ſagen! vom Himmel kommen Sie?“ ſagte die Frau. „Ei freilich!“ verſetzte er. „Ei,“ ſagte die Frau, „da haben Sie ja auch wohl meinen ſeligen Mann, den Hans, geſehn?“ „Ha, das verſteht ſich,“ ſagte der Fremde, „daß ich ihn geſehn habe; ich kenne ihn ſehr gut, wir ſind beſtändig gute Freunde zu einander geweſen.“ „Jeſus Maria!“ rief die Frau, „was Sie ſagen! alſo Sie haben ihn wirklich geſehn und geſprochen und gekannt?“ „Ei warum nicht?“ verſetzte der Mann. „Um Gottes willen!“ ſagte die Frau, „wie geht's ihm denn nur?“ „Ach, ſo ſo! nicht eben zum Beſten,“ ſagte der Fremde. „Da droben iſt's halt ſchwer fortkommen. Er muß viel ſchaffen und der Verdienſt iſt gering. Als ich ihn das letzte Mal geſehn habe, hat er beinah kein heils Hemd mehr am Leibe gehabt.“ „Daß ſich Gott erbarm!“ ſeufzte die Frau. — „Ach, wüßt' ich nur,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, „wie ich ihm etwas zuſchicken könnte, ich wollt' ihm gern was abgeben, ich hab's ja, Gott ſei Dank!“ — „O,“ ſagte der Wandersmann, „da wäre wohl Rath; ich gehe nächſtens zurück, und kann ihm ſchon Einiges mitnehmen, was Ihr ihm ſchicken wollt. Das wird eine Freude ſein!“ — „Ach, beſter Freund,“ ſprach die Frau, „alſo kein Hemd hat er mehr am Leibe gehabt, kein heils? Ich hab

da grad ein halbes Dutzend ganz neue für meinen älteſten Sohn machen laßen, die paſſen auch für meinen Mann ſelig; ach, wenn Ihr die mitnehmen wolltet!" „Recht gern!" ſprach er. „Und dieſe dreihundert Gulden auch!" „Auch die," ſprach er, „kann ich ſchon noch tragen." „Ach Gott," ſprach ſie weiter, „und da hab ich noch einen halben Schinken und ein paar Würſte, die hat er immer ſo gern gegeßen!" Auch die nahm der Fremde noch in Empfang und trat unter tauſend Dankſagungen ſeine Weiterreiſe an.

Als der älteſte Sohn der Wirthin nach Hauſe kam und von der Mutter erfuhr, was vorgefallen war, ſattelte er ſchnell ein Pferd und jagte dem Himmelsboten nach. — Der hatte ſich indes wohlgemuth in's Freie begeben und gerade beim Eingang des Waldes hingeſetzt, als er den Reiter daherſprengen ſah und Unrath vermerkte. Sogleich ſetzte er ſeinen Hut auf die Erde und that, als ob er ihn eifrig bewache. — Wie der Reiter nahe kam, hielt er an und fragte den Wanderer, ob er der Mann ſei, der in den Himmel reiſe? „Freilich," ſagte er, „der bin ich." „Nun," rief er, „ſo gebt nur ſogleich das Geld heraus, das ihr meinem Vater bringen ſolltet!" „Wie Ihr wollt," ſprach der Reiſende, „mir kann es einerlei ſein; wenn Ihr's Eurem Vater nicht gönnt, ſo brauch ich's nicht zu tragen. Nur müßt Ihr ein wenig warten. Ich hab da grad unterm Hut einen ſehr ſeltenen und koſtbaren Vogel ſitzen, den ich hier gefangen, der iſt wenigſtens dreihundert Gulden werth, und hab einen Mann in die Stadt geſchickt, daß er mir einen Käfig holen ſoll. Dieſem Manne hab ich, weil er nichts

zu tragen hatte, auch die dreihundert Gulden mitgegeben, die Euer Vater haben ſollte. Wenn er zurückkommt mit dem Käfig, müßt' Ihr eben mit mir in die Stadt reiten." Ja, das war dem Sohne ganz recht und er blieb da. — Nach einer Weile aber ſprach der Himmelsreiſende: „wenn Ihr mir den Vogel recht ſorgfältig hüten möchtet, ſo könnte ich dem Manne auch gleich nachlaufen, denn er wird ohnehin wohl ſobald nicht zurückkommen; oder, noch ſchneller würde es gehen, wenn Ihr mir Euer Pferd leihen wolltet; da wäre ich gleich wieder hier und Ihr könntet bei Zeiten noch heimkehren."

Dieſer Vorſchlag ſchien dem Sohne ſehr vernünftig, weshalb er ihn auch auf der Stelle annahm und den Reiſenden ſein Pferd beſteigen ließ, indeſſen er ſelbſt den koſtbaren Vogel unter dem Hute bewachte.

Da ſaß er nun, und hatte ſchon mehre Stunden neben dem Hute geſeßen, und der Himmelsreiſende wollte immer noch nicht mit dem Pferde und dem Gelde zurückkommen. Seinen Poſten mochte er nicht verlaßen wegen des koſtbaren Vogels, der ihm zugleich ein Unterpfand däuchte für die dreihundert Gulden, und doch kam der Abend ſchon heran, ſo daß er endlich ſich entſchloß, den Vogel in die Hand zu nehmen und ſelbſt damit in die Stadt zu gehen. Mit der größten Vorſicht hob er deshalb den Hut ein klein wenig in die Höhe, ſo daß er mit ſeiner Hand darunter langen konnte; bekam aber gar keinen Vogel zu faßen, ſondern etwas ganz anders, was er niemals geſagt hat.

Mit einem Male war er jetzt entſchloßen, ſogleich zu

seiner Mutter heimzukehren. Die verwunderte sich sehr, daß der Sohn so spät und ohne sein Pferd kam. Als er ihr aber sagte, daß er unterwegs sich besonnen und das Pferd ebenfalls dem Himmelsreisenden mitgegeben habe, damit er die Sachen schneller dem Vater überbringen könne, da gab die Mutter sich gern zufrieden, und auch der Sohn hat nicht weiter von der Sache gesprochen.

---

21. Der dumme Hans.

Ein Wirth hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hans, der mochte nichts arbeiten und nichts lernen und blieb in allen Dingen dumm. Da sagte sein Vater zu ihm eines Tages: „Hör' mal, Hans, Du bist nun groß und stark, verstehst aber noch nichts; Du mußt jetzt fort von hier und in der Welt Dich umsehen und wandern, damit Du auch gescheidt wirst." „Ja Vater," sagte Hans, „das will ich thun; gib mir nur Geld, daß ich leben kann!" Das versprach ihm der Vater; sagte aber, daß er vor der Abreise erst noch beichten müße.

Nachdem Hans nun gebeichtet hatte, gab ihm der Pfarrer folgende vier Punkte als Buße mit auf den Weg: erstens, er solle sieben Jahre lang keinen Wein trinken; zweitens, sieben Jahre lang kein Fleisch eßen; drittens, sieben Jahre lang in keinem Federbett liegen, und viertens, diese

ſieben Jahre hindurch bei keinem Mädchen ſchlafen. — Darauf füllte ihm ſein Vater einen Beutel mit Geld und dann wanderte er wohlgemuth in die Welt hinaus.

Es dauerte aber gar nicht lang, da war der Geldbeutel leer, und Hans konnte in kein Wirthshaus mehr einkehren und ſah ſich genöthigt, die Klöſter aufzuſuchen. — So kam er eines Abends auch ganz ermüdet und hungrig in ein Kloſter und bat um ein Unterkommen und um ein Nachteßen. Da holte ihm die Kloſterfrau ſogleich eine Flaſche Wein her und ſagte, er ſolle ſich daran einſtweilen erquicken. „Ach," ſeufzte Hans, „der Pfarrer hat mir als Beichtbuße für ſieben Jahre den Wein verboten!" Sprach die Kloſterfrau: „hat er Dir auch Champagner verboten?" „Nein," ſagte Hans, „den hat er mir nicht verboten." „Nun gut," ſagte die Frau, „ſo trink Du nur in Gottes Namen, denn das iſt Champagner!"

Darauf holte ſie einen Braten, zerſchnitt ihn und nöthigte Hanſen zum Eßen. „Ach," ſagte Hans wieder, „der Pfarrer hat mir als Beichtbuße auferlegt, ſieben Jahre lang kein Fleiſch zu eßen!" — Fragte die Frau: „Hat er Dir auch Braten verboten?" „Nein," ſagte Hans, „bloß Fleiſch hat er mir verboten." „Nun," ſagte die Kloſterfrau, ſo laß Dir in Gottes Namen den Braten ſchmecken!"

Als es endlich Zeit war, zu Bett zu gehen, führte ihn die Kloſterfrau in eine Kammer an ein ſchönes Bett. Wie Hans das aber ſah und anfühlte, ſeufzte er und ſprach: „ach, der Pfarrer hat mir als Beichtbuße auferlegt, ſieben Jahr lang in keinem Federbett zu liegen!" „Hat er Dir,"

fragte die Klosterfrau, „auch verboten, auf Flaumen zu schlafen?" „Nein," sagte Hans, „das hat er mir nicht verboten." „Nun, so leg' Dich in Gottes Namen hinein! denn dieß ist ein Flaumenbett."

Nachdem Hans sich ausgekleidet und in das weiche Bett gelegt hatte, kam die Klosterfrau noch einmal zu ihm in die Kammer und fragte, ob er schon schlafe. „Nein," sagte Hans, „noch nicht; aber ich war eben daran, einzuschlafen." „Nun," sagte die Frau, „so rück ein wenig an die Seite und laß mich bei Dir schlafen! das Bett hat Platz für uns beide; denn wenn zwei bei einander liegen, so wärmen sie sich; wie kann ein Einzelner warm werden? sagt der Prediger Salomo." (Kap. 4, 11.) „Ach," seufzte Hans wieder, „der Pfarrer hat mir als Beichtbuße aufgelegt, sieben Jahre lang bei keinem Mädchen zu schlafen." „Hat er Dir auch verboten, bei einer Klosterfrau zu schlafen?" fragte die Frau. „Nein," sagte Hans, „das hat er mir nicht verboten," und ließ die Klosterfrau getrost an seiner Seite schlafen.

Das Leben im Kloster gefiel dem Hans aber so gut, daß er gar nicht forteilte, und da die Klosterfrau ihn ebenfalls gern bei sich behielt, so blieb er da, aß Braten und trank Champagner und schlief bei der schönen Klosterfrau bis die sieben Jahre herum waren. — Da gab er vor, er müße seinen Vater einmal besuchen, worauf ihm die Klosterfrau ein schönes Reitpferd mitgab und ihm den Geldbeutel füllte, und so ritt er hin vor das Wirthshaus seines Vaters; der aber erkannte ihn nicht und sagte: „wenn so doch auch einmal mein Hans aus der Fremde heimkehrte! aber der

wird alles verputzt und wenig verdient haben." — Wie aber die Mutter hereintrat, erkannte sie ihren Hans sogleich wieder, und nun waren alle vergnügt mit einander. Auch der Pfarrer wurde gerufen, und dem mußte Hans viel von seiner Reise erzählen. Zuletzt erinnerte der Pfarrer ihn noch, daß er jetzt auch wieder beichten müße.

Als Hans am nächsten Sonntag zum Pfarrer gieng, um zu beichten, fragte ihn dieser: „Nun Hans, sag mir einmal aufrichtig: hast Du alles gehalten, was ich Dir auferlegt habe? Hast Du in diesen sieben Jahren keinen Wein getrunken?" „Nein," sagte Hans, „keinen Tropfen Wein, sondern immer nur Champagner." „Ei, um Gottes willen," rief der Pfarrer, „das ist ja noch schlimmer! das ist ja der vornehmste Wein! — Aber Fleisch wirst Du doch nicht gegeßen haben?" fragte er weiter. „Nein," sagte Hans, „kein Bröckele Fleisch, sondern immer nur Braten." — „Ei, das ist ja das vornehmste Fleisch!" sprach der Pfarrer. — „Aber in Federn hast Du doch nicht geschlafen?" „Nein," sagte Hans, „in keinen Federn, sondern immer nur in Flaumen." „Ei, das sind ja die vornehmsten Federn! — Aber bei keinem Mädchen wirst Du hoffentlich geschlafen haben?" „Nein," sagte Hans, „ich habe niemals bei einem Mädchen, sondern immer nur bei einer Klosterfrau geschlafen." „Um Gottes willen," rief der Pfarrer, „das ist ja das Allerschlimmste! die Klosterfrau ist ja unsers Heilands Schwester!" „Ei, so ist der Heiland ja mein Schwager," sagte Hans, „der wird mir schon weiter helfen."

22. Fläſchlein, thu deine Pflicht!

Einige Stunden von Stuttgart, in der Gegend wo jetzt Hohenheim liegt, wohnte in alten Zeiten ein Müller, der konnte mit ſeiner Mühle nicht vorwärts kommen, denn ſie gehörte erſtens nicht ihm, ſondern einem Edelmann, dem er viel Pachtgeld dafür bezahlen mußte; und zweitens fehlte es der Mühle oft an Waßer, ſo daß er nur wenig mahlen und wenig damit verdienen konnte. Dadurch war der Müller allmählig ſo arm geworden, daß er ſchon ſeit mehren Jahren nicht im Stande war, das Pachtgeld zu bezahlen. Weil der Edelmann ihn aber ſo ſehr bedrängte, und ihn aus der Mühle vertreiben wollte, wenn er nicht alsbald ſeine Schuld entrichtete, ſo nahm der Müller endlich ſeine einzige Kuh und gedachte, um Geld zu bekommen, ſie auf dem Markte zu verkaufen.

Wie er nun bekümmert mit ſeiner Kuh durch den Wald zog, kam ein kleines Männlein daher und fragte den Müller: was ihm fehle? Nachdem er dem Männlein alles genau erzählt hatte, ſprach es: „ich will Dir die Kuh abkaufen und gebe Dir dieß kleine Fläſchlein dafür. Wenn Du das auf den Tiſch ſtellſt und ſprichſt: Fläſchlein, thu deine Pflicht! ſo wird Dir nichts mehr mangeln.“ Der Müller aber war ängſtlich und ſagte: „ach, was wird meine Frau ſagen, wenn ich ſtatt des Geldes mit dieſem Fläſchlein komme!“ „Ei,“ antwortete das Männlein, ganz ärgerlich, „wie magſt Du Dich noch lang beſinnen? weißt Du denn, ob Du Deine Kuh auch nur lebendig auf den Markt bringen wirſt?“

Da fürchtete ſich der Müller, weil er's für eine Drohung hielt, und gab dem Männlein die Kuh für das Fläſchlein, worauf das Männlein plötzlich mit der Kuh in die Erde ſank, ſo daß nichts mehr von beiden zu ſehen war. Darauf gieng der Müller heim, ſtellte das Fläſchlein ſogleich auf den Tiſch und ſprach: „Fläſchlein, thu deine Pflicht!" Da war alsbald der ganze Tiſch mit goldenen Schüßeln und den herrlichſten Speiſen beſetzt; die ließ er ſich ſchmecken, und als er ſatt war, verkaufte er die Schüßeln und erhielt ſo viel Geld dafür, daß er mit einem Male ein reicher Mann war.

Da bezahlte er ſogleich alle ſeine Schulden dem Edelmann, daß der ſich nur wundern mußte, woher der Müller ſo ſchnell das Geld bekommen habe, und gab ihm ſo viel gute Worte, bis er endlich die ganze Geſchichte erzählte. — Darauf bot ihm der Edelmann große Summen, wenn er ihm das Fläſchlein verkaufen wollte, wogegen ſich der Müller zwar lange ſträubte; als ihm aber der Edelmann nicht nur die Mühle, ſondern auch ſein ganzes Schloß dafür anbot, da mochte der Müller nicht widerſtehen und gab es hin. Wie der Edelmann aber das Fläſchlein in der Hand hatte, ſprach er: „ſo, das Schloß bleibt mein! Du haſt an der Mühle genug, die kannſt Du behalten!" Und ſo war der Müller betrogen. Nun hatte er zwar noch ein gutes Sümmchen; allein weil die Mühle ihm nichts eintrug, ſo war das Geld bald verbraucht und er gerieth wieder in bittere Armuth.

In dieſer Noth wollte er einſtmals einen Freund be-

ſuchen und bitten, daß er ihm etwas leihen möchte; und als er im Walde ganz allein dahin wanderte, wurde ſein Herz bewegt und er kniete nieder und betete zu Gott, daß er ihm doch helfen möge. Und während er noch betete, kam ein ſchwarzer Mann daher, der fragte den Müller, was er ſich denn wünſche? Da erzählte er, wie es ihm gegangen war und wie der Edelmann ihn ſo argliſtig betrogen und ihn in's Elend gebracht hatte. Darauf gab der fremde Mann dem Müller ein kleines Fläſchlein und ſprach: „da nimm das Fläſchlein! Das iſt aber kein ſolches, wie das erſte, ſondern es ſoll Dir nur helfen, daß Du jenes wieder erhältſt. Sobald Du ſprichſt: Fläſchlein, thu deine Pflicht! ſo kommen vier Ritter heraus und zerſchlagen Alles, was ſie außer Dir finden, und hören nicht eher auf, als bis Du ſagſt: Fläſchlein, du haſt deine Pflicht gethan!"

Da gieng der Müller zu dem Edelmann und ſagte: er habe wieder ein ſolches Fläſchlein, und als er es dem Edelmann gezeigt, ließ dieſer ſchnell Eßen und Trinken auftragen und bewirthete den Müller auf's Beſte, denn er gedachte ihm auch das zweite Fläſchlein abzulocken. — Nachdem aber der Müller gegeßen und getrunken hatte und der Edelmann wiederum von dem Fläſchlein zu reden anfieng, da zog er's hervor und ſprach: „Fläſchlein, thu deine Pflicht!" Und alsbald ſtiegen vier Ritter daraus hervor und hieben wetterlich auf den Edelmann los, alſo, daß er ganz erbärmlich zu ſchreien anfieng und den Müller um Gottes willen bat, er möchte ihn doch verſchonen. „Haſt meiner auch nicht geſchont!" rief der Müller, „und mich noch dazu um

das Fläſchlein betrogen!" Da zeigte der Edelmann den Schrank, in welchem das Fläſchlein lag, worauf es der Müller nahm und damit fortgieng; die vier Ritter aber ließ er ſo lange ſchlagen, bis daß der Edelmann todt und das ganze Schloß nur noch ein Steinhaufen war; dann ſprach er: „Fläſchlein, du haſt deine Pflicht gethan!" und ſogleich wurden die Ritter ganz klein und krochen wieder in das Fläſchlein.

Nun war der Müller ſehr vergnügt, daß er auch das erſte Fläſchlein wieder bekommen hatte und ſprach täglich zu ihm: „Fläſchlein, thu deine Pflicht!" Dann ſtand ſogleich der ganze Tiſch voll goldener Schüßeln, die mit den köſtlichſten Speiſen gefüllt waren; die ließ er ſich ſchmecken und wurde ein ſo reicher Mann, daß es nicht zu ſagen iſt. — Darauf baute er das alte Schloß zu Hohenheim, und weil er meinte, daß er Schätze genug habe, ſo legte er das Fläſchlein in den Grundſtein und vermauerte es; das zweite aber, worin die vier Ritter waren, das behielt er zur Abwehr gegen Feinde und Diebe.

23. Der arme Fiſcher.

Es waren einmal zwei Brüder, davon war der eine ein Geiſtlicher, der andre ein Fiſcher; dieſer aber wußte nichts von jenem. Da begab es ſich eines Abends, daß ein vornehmer Herr zu dem Fiſcher kam und ihn um ein Nachtlager bat. Der Fiſcher entſchuldigte ſich, daß er ihm nichts zu eßen und zu trinken reichen könne; allein der andere bat bloß um Dach und Fach, was ihm der Fiſcher auch gern gewährte, worauf ſie ſich noch lange mit einander unterhielten.

Am folgenden Morgen, als der Fremde abreiſen wollte, ſagte er zu dem Fiſcher: „wenn Ihr mich begleiten mögt, ſo will ich Euch glücklich machen und Euch ein Waßer zeigen, wo Ihr einen guten Fang thun und Euer Brod leicht verdienen könnt.“ Ja, dazu war der Fiſcher gleich bereit und gieng mit, bis daß ſie an einen See kamen. Da ſprach der Fremde: „ſo, hier mußt Du fiſchen; und jetzt behüt Dich Gott, Bruder!“ „Wie nennſt Du mich Bruder?“ ſprach der Fiſcher verwundert. Der andre aber ſagte: „ich kann mich nicht länger aufhalten, leb wohl!“ und damit gieng er weiter. —

Nun warf der Fiſcher ſein Netz in den See und fieng eine große Menge Fiſche von allerlei Art, ſo daß er ſie kaum mit fortbringen und aufbewahren konnte. Dann gieng er ganz vergnügt zu einem Edelmann und der kaufte ihm alle ab und gab ihm ein gutes Geld dafür. Als aber die Köchin die Fiſche zurechtmachen und braten wollte, da kam

aus der Feuerwand eine alte Frau hervor, die hatte eine Haſelruthe in der Hand und ſprach:

Fiſchlein, Fiſchlein!
Lebet ihr lang,
Sterb' ich bald.

Nicht lange nachher gieng der Fiſcher abermals an den See, um zu fiſchen und fieng ebenſo viel als das erſte Mal und verkaufte den ganzen Fang wieder an den Edelmann. Der Köchin aber gieng es beim Braten gerade ſo wie das erſte Mal; es kam ein altes Weib aus der Feuerwand und ſagte das Sprüchlein:

Fiſchlein, Fiſchlein!
Lebet ihr lang,
Sterb' ich bald.

Daſſelbe geſchah, als ſie nach einiger Zeit zum dritten Mal die Fiſche, welche dieſer Mann gebracht hatte, zubereiten ſollte.

Als der Fiſcher aber zum vierten Male ſein Netz in den See warf, da zog er und zog und brachte endlich mit Mühe eine große ſchwere Kiſte an's Ufer, daran hieng ein ganzes Bund Schlüßel. Da nahm er einen davon, ſteckte ihn in das Schloß und verſuchte die Kiſte aufzuſchließen; und richtig, es gieng. Als er ſie aber aufmachte, kam ein großer großer Mann heraus und ſprach: „Kerl, was machſt Du da? jetzt mußt Du in dieſe Kiſte." Der Fiſcher aber ſagte: „geh Du nur wieder hinein, wenn Du darin geweſen biſt!" worauf der große Mann ſich wie eine Kugel zuſammenrollte

und ſich hineinlegte. Dann verſchloß der Fiſcher die Kiſte und ſchob ſie wieder in den See und gieng fort und legte ſich unter einen Baum, woſelbſt er einſchlief. Als er endlich wieder aufwachte, hörte er von fern ein Geläut und lief hin und her, indem er dachte: „wenn ich nur dort wäre, wo man läutet!“ Und alsbald ſah er auf dem See ein Schiff, darin waren Männer, die ihm winkten, daß er zu ihnen kommen möchte. Darauf gieng er an's Ufer und ſtieg in das Schiff, fragte die Männer, wer ſie wären und wo ſie hin wollten? erhielt aber keine Antwort von ihnen, ſondern ſie winkten ihm immer nur mit dem Kopfe; deshalb ſtieg er wieder aus und gieng fort und kam in eine Stadt; da ſtanden Soldaten als Schildwache am Thor, die redete er an, erhielt aber auch hier keine Antwort. Nun war der Fiſcher aber hungrig geworden und gieng deshalb in mehre Häuſer, um etwas zu eßen zu bekommen; allein er fand nirgends etwas vor, auch keinen Menſchen, bis er endlich in ein Schloß kam, da traf er Schweine und anderes Vieh, aber immer noch keinen Menſchen. Endlich ſtieg er eine Treppe hinauf und trat in ein Zimmer, daſelbſt ſaß ein alter Mann auf einem Seßel und fragte den Fiſcher, was er wolle? Der Fiſcher ſagte, er möchte gern etwas eßen, weil er Hunger habe.

Da trat die Frau des alten Mannes herein und brachte demſelben ſein Eßen, ſchlug ihn aber zugleich mit einem Stecken, den ſie mitgebracht, ſo heftig, daß er vor Schmerzen nicht einmal ſchreien konnte; dann gieng ſie ohne ein Wort zu reden wieder fort.

Darauf rief der alte Mann den Fiſcher zu ſich her und erzählte ihm, wie es ihm mit ſeiner Frau gegangen, und daß ſie's ihm beſtändig ſo mache. Wenn ſie aber von ihm fortgehe, ſo gehe ſie immer in das oberſte Zimmer; dort habe ſie einen Mohren, der liege im Bett, und den frage ſie, ſo oft ſie zu ihm komme, immer dreimal: „Willſt Du getreu ſein an mir oder nicht?" Allein ſie bekomme nie eine Antwort von ihm. Dann ſagte der alte Mann weiter: „Du könnteſt mich erlöſen. Du mußt aber zuerſt den Mohren nehmen und in den Abtritt werfen, dann Dir das Geſicht ſchwarz machen und Dich an ſeiner Statt in's Bett legen, und wenn alsdann mein Weib zu Dir kommt und Dich fragt: „Willſt Du getreu ſein an mir oder nicht?" ſo mußt Du ihr auf die dritte Frage erwidern: „ja, wenn Du mir verſprichſt, daß Alles wieder ſein ſoll wie vorher." Dann wird ſie zu Dir ſagen: „ſo nimm dieſe ſilberne Klinge und ſchneide mir den Kopf ab, und beſprenge mit meinem Blut die Wände, dann wird Alles wieder ſein wie vorher." Und das mußt Du dann auch thun.

Da ſtieg der Fiſcher in das oberſte Zimmer des Schloßes, nahm den Mohren und warf ihn den Abtritt hinunter, ſchwärzte ſich dann das Geſicht und legte ſich in das Bett. Als hierauf die Frau kam und ihn fragte: „willſt Du getreu ſein an mir oder nicht?" ſo ſagte er zu ihr, als ſie ihn zum dritten Male gefragt hatte: „ja, wenn Du mir verſprichſt, daß Alles wieder ſein ſoll wie vorher." Darauf bot ſie ihm die ſilberne Klinge und forderte ihn auf, ihr das Haupt abzuſchneiden und mit dem Blut die Wände

zu beſprengen, was er denn auch ſogleich that. — Darauf gieng er zu dem alten Manne hinunter und erzählte ihm, wie's gegangen war. Der aber war ſehr froh und dankte dem Fiſcher tauſendmal und ſagte: „Nun gottlob! daß ich erlöſt bin! denn mein Weib, die eine Hexe war, und der Mohr, der Erzzauberer, die haben mich verwünſcht; zum Dank aber ſollſt Du nun meinen Thron einnehmen, denn ich bin ein König.“ Und wie ſie noch mit einander redeten, da kamen große Haufen Soldaten in's Schloß gezogen, die waren bisher zu Fiſchen verwünſcht geweſen; und auch die Fiſche, welche der arme Fiſcher gefangen und dem Edelmann verkauft hatte, waren lauter verwünſchte Menſchen und kamen jetzt auch wieder herbei und freuten ſich, daß der alten Zauberin der Kopf abgeſchlagen worden. Das Schloß war von Innen und von Außen wieder ebenſo herrlich als es früher geweſen war, und der Fiſcher war König darin und hatte ein großes Heer Soldaten.

Durch ſeine Soldaten aber wurde der König zuletzt übermüthig und wollte ſich ein noch größeres Reich erwerben; deshalb fieng er Krieg an mit Fürſten und Grafen, wurde aber von dieſen überwunden und aus ſeinem Schloße und Königreiche fortgejagt, worauf er ſeine alte Hütte wieder aufſuchte und wieder die Fiſcherei trieb, und ein kümmerliches Leben führte bis an ſein Ende.

24. Die Rübe im Schwarzwalde.

Ein Samenhändler reiſte einſt über den Rhein, ließ aber vorher auf dem Schwarzwalde ein Samenkorn fallen. Und als er wieder zurückkam, fand er, daß aus dem Körnlein eine gewaltige Rübe gewachſen war, mit der konnte er zwei große Schlachtochſen fett machen. Dieſe Ochſen hatten aber während der Fütterung ſo ungeheuer lange Hörner bekommen, denk dir nur, daß, wenn man zu Martini in eins hineinblies, der Ton erſt zu Georgi wieder daraus hervorkam, und alſo ein ganzes halbes Jahr nöthig hatte, bis er durch das lange lange Horn hindurchfahren konnte.

---

25. Der Sohn des Kohlenbrenners.

In Böhmen war ein Dorf, darin lauter Kohlenbrenner wohnten, weshalb es den Namen Schwarzdorf bekommen hatte. Hier lebte auch ein Köhler, der hatte zwei Söhne, von denen war der jüngſte ein ſchöner und ſtattlicher Burſch, wollte aber nicht gut thun und machte deshalb ſeinem Vater vielen Kummer. Wenn der Vater ihn des Nachts zu dem Kohlenhaufen ſchickte, daß er dabei wachen und auf das Feuer Acht haben und zu rechter Zeit die Luftlöcher verſtopfen und friſches Brennholz nachlegen ſollte, ſo ließ er Kohlen Kohlen ſein und beſuchte die hübſchen Mädchen im

Dorf, oder gieng in's Wirthshaus und trank, so daß der Vater oft in einer einzigen Nacht für mehr als fünfzig Gulden Schaden an seinen Kohlen erlitt. Alle Ermahnungen halfen nichts mehr; der Vater band ihn sogar mit Ketten im Hause fest, um ihn zu züchtigen; allein es wurde nicht beßer mit dem Sohne. Deshalb blieb der Vater lieber selbst des Nachts bei den Kohlen auf und versagte sich den Schlaf.

Eines Sonntags aber, nachdem der Vater die ganze Woche lang bei Tag und Nacht gearbeitet und niemals geruht hatte, bedurfte er des Schlafs gar sehr und sagte zu seinem jüngsten Sohne: „heut Nacht mußt Du einmal bei dem Kohlenhaufen aufbleiben; ich kann nicht mehr und will sehen, ob Du endlich Dich gebeßert hast und nicht wieder in Deine alten Sünden verfällst.“ Da versprach ihm der Sohn, daß er dießmal ganz gewiß seine Schuldigkeit thun und recht ordentlich Achtung geben wolle, gieng auch gutes Muthes hinaus in den Wald und nahm sich vor: „von jetzt an will ich ein anderer Mensch werden und mich beßern!“ Dann versah er auch Alles wie sich's gehörte bis ungefähr gegen zehn Uhr Abends. Da dachte er: „ei, es ist doch eigentlich überflüßig, daß ich die ganze Nacht hier am Feuer stehe; das kann jetzt allein wohl fortbrennen; ein Stündchen wenigstens darf ich schon weggehn und eins trinken.“ Und sogleich war er auch schon auf dem Wege in's Wirthshaus.

Aus dem Stündchen aber, das er hier bleiben wollte, wurden bald zwei, endlich drei und vier Stunden. Als er nun aber fortgieng, war ihm so fröhlich und leicht um's

Herz, daß er dachte: „ach, wenn du jetzt doch nur deinen Schatz in den Arm nehmen und recht küssen und drücken könntest!“ Und wie er's dachte, so machte er's auch, schlich sich an's Fenster, wo das hübsche Mädchen schlief, klopfte an und wurde eingelaßen, und plauderte und scherzte nun mit ihr bis zum hellen Morgen. Als er jetzt endlich zu seinem Kohlenhaufen zurückkam, da war alles verbrannt und verdorben und ein großer Aschenhaufen geworden.

Das fiel ihm schwer auf's Herz, und er fürchtete, daß der Vater dießmal seine Drohung ausführen und ihn schlagen möchte, so lang er sich rühren und regen könnte, wie er gesagt hatte. Deshalb machte er sich schnell auf und davon, und floh in den Wald immer tiefer hinein und wußte gar nicht, wo er hinkam; denn er fand weder Weg noch Steg, noch irgend einen Menschen, den er hätte fragen können. Als endlich der Hunger sich bei ihm einstellte, suchte er auch vergeblich nach Speise und mußte sich mit Waßer und Wurzeln und mit der Rinde von jungen Bäumen begnügen. Das dauerte wohl einige Tage lang, indem er beständig in dem Walde umherirrte und sich sagen mußte, daß er selbst an seinem Elend Schuld sei.

Zu derselben Zeit geschah es, daß der Sohn des Vice-Königs von Böhmen in jenem Walde jagte; denn er hatte sich daselbst ein Schloß bauen laßen, und das hatte er aus zweierlei Ursachen gethan: erstens, weil er ein großer Freund der Jagd war; zweitens, weil er sich mit seiner Schwester nicht vertragen konnte und deshalb an seines Vaters Hof nicht länger bleiben mochte. — Wie der Prinz nun den

Kohlenbrenner im Walde traf, redete er ihn mit rauher Stimme an und fragte ihn, was er da mache? also, daß der arme Burſch ſchier an zu weinen fieng und dem Prinzen ſein Unglück klagte. Der aber hatte Mitleid mit ihm und gab mit dem Jagdhorn ein Zeichen, daß die Dienerſchaft herbeikommen ſollte, was auch alsbald geſchah, worauf der Prinz befahl, den Burſchen mit heimzunehmen, ihn zu waſchen, zu kleiden und zu beköſtigen. Am folgenden Morgen mußte er dann ſelbſt vor dem Prinzen erſcheinen und der ſah nun, daß es ein gar flinker und feiner Burſch war, und fragte ihn, ob er nicht Stallknecht bei ihm werden möchte. Ja, das wollte er ſehr gern und trat ſogleich in die Dienſte des Prinzen. Von jetzt an hielt er ſich aber ſo gut und war ſo fleißig und ordentlich, daß der Prinz ſeine wahre Freude an ihm hatte und ihn bald zu ſeinem Kammerdiener machte und ſich gern mit ihm unterhielt.

In jener Zeit aber mußte ſich der Prinz über ſeine Schweſter gar zu ſehr ärgern und konnte nicht mehr mit ihr auskommen; denn das junge blondköpfige Ding war zwar ſehr ſchön, aber auch ſo blitznaſeweis, daß ihr kein Mann gut genug war. Da kam ein Prinz nach dem andern und wollte ſie heirathen; allein an dem einen wußte ſie dieß, an dem andern das auszuſetzen, und wies ſie alle mit einander ab. Da dachte endlich ihr Bruder: „wart nur, du dummes Ding du, ich will dich ſchon dran kriegen! Sind dir die Prinzen zu ſchlecht, ſo iſt dir mein Kammerdiener wohl recht!“ und ließ den hübſchen Burſchen kommen und ſagte ihm, was er mit ihm vorhabe, daß er ihn nämlich mit ſeiner Schwe-

ſter zu verheirathen gedenke. „Ich will Dich am nächſten Sonntag mit Wagen und Pferden und Bedienten in die Kirche meines Vaters ſchicken; da mußt Du aber mit Niemanden ein Wort reden, ſondern gleich nach der Kirche wieder zurückfahren. So wollen wir den Faden anſpinnen.“

Als es nun Sonntag war, legte der Prinz dem Kammerdiener fürſtliche Kleider an, ließ ihn mit Dienerſchaft und in einem ſchönen Wagen nach der Schloßkirche fahren, und wie er dort ankam, war die junge Prinzeſſin ſchon darin und ſah verwundert den fremden Prinzen kommen und dachte: „ei, das iſt mal ein ſchöner Prinz!“ Sie mußte ihn nur immer anſehen und konnte ihn gar nicht genug betrachten, hörte auch beinah nichts von der ganzen Predigt, ſondern ſprach ſtill in ihrem Herzen etwa ſo: „ich glaube, der könnte mir gefallen; der iſt einmal wirklich ſchön; den möcht' ich heirathen!“ Und als die Kirche aus war, lief ſie eilends zu ihrem Vater und ſagte ihm: „da iſt heut ein fremder Prinz in der Kirche geweſen, den muß ich zum Gemahl haben und keinen andern!“ — Als der Vater ſich nun nach ihm umſah, war er bereits wieder fortgefahren. Da war die Tochter außer ſich und ganz troſtlos; der Vater aber ſagte ihr: „gib Dich zufrieden! wenn er noch keine Frau hat und er Dich mag, wird er ſchon wiederkommen.“

Indes war der Kammerdiener wieder bei dem Prinzen und verſah die Woche hindurch ſeinen Dienſt. Am nächſten Sonntag aber erhielt er noch ſchönere Kleider und noch ſtattlichere Pferde und einen prächtigen Wagen nebſt Dienerſchaft und fuhr wiederum in die Schloßkirche. Wer da nicht fehlte,

das war die Prinzessin und war überaus glücklich, als sie den fremden Prinzen wieder erblickte und meinte, daß sie noch nie einen so schönen Mann gesehen habe. Als die Predigt aber aus war und der Prinz abermals sogleich davonfuhr, da eilte sie zu ihrem Vater und ward sehr zornig und machte ihm Vorwürfe, daß er den Prinzen nicht sogleich zur Tafel habe einladen laßen. Allein der Vater tröstete sie und sprach: „nachdem er zwei Mal dagewesen, wird er auch wohl zum dritten Mal wiederkommen, wenn er überhaupt ein gutes Aug auf Dich haben sollte und nicht schon längst, wie ich fast vermuthe, verheirathet ist.“ Das machte die Tochter ganz wehmüthig und sie konnte die Zeit kaum abwarten, wo es wieder Sonntag war.

Endlich war die Woche herum und der Vize-König schickte seinen ersten Minister hinaus, daß sie den fremden Prinzen, wenn er wieder zur Kirche kommen sollte, mit allen Ehren empfangen und zur königlichen Tafel einladen möchten. — Das geschah denn auch; er wurde mit Musik eingeholt und zur Tafel eingeladen, was er annahm, und fuhr, sobald die Predigt aus war, vor's königliche Schloß. Dort wurde er von allen, besonders aber von der Prinzessin, überaus freundlich empfangen. — Als es nun zur Tafel gieng, fragte ihn der König noch mit aller Höflichkeit nach seinen Namen. „Ich bin der Prinz — von Schwarzdorf,“ gab er zur Antwort, wie es ihm sein Herr geheißen hatte; denn er war ja aus Schwarzdorf gebürtig.

Nachdem sie nun mit einander gegeßen, getrunken und allerlei Scherz und Kurzweil getrieben hatten und der Vize-

König wohl merkte, daß der fremde Prinz in seine Tochter ebenso verliebt war, als sie in ihn, so sprach er: „Ich bin nun alt und hab das Regieren satt, bin daher Willens, meiner Tochter einen Mann zu geben, der mein Nachfolger sei, und dazu hab ich Dich ausersehen, mein lieber Prinz! und würde mich freuen, wenn Du mein Tochtermann werden wolltest.“ — Der Prinz von Schwarzdorf besann sich nicht lang, sondern willigte sogleich mit Freuden ein und verlobte sich mit der schönen Prinzessin. Alsbald wurde auch Hochzeit gehalten und er ward Vize-König von Böhmen und lebte überaus glücklich mit seiner Gemahlin.

So waren ihm bereits schnell mehre Jahre hingegangen. Da gedachte der junge Vize-König in seinem Glücke auch an seine Eltern in Schwarzdorf, und ließ eines Tags einen Wagen mit Geld und Gut packen, nahm Abschied auf einige Wochen von seiner lieben Frau und begab sich auf den Weg nach Schwarzdorf. Als er aber unterwegs durch einen finsteren Wald kam, wurde er von Räubern überfallen; die nahmen sein Geld, verbanden ihm die Augen und führten ihn so in ihre Höhle. Zum Glück war der Räuberhauptmann gerade krank, sonst wäre er wohl nicht mit dem Leben davon gekommen; jetzt aber begnügte man sich damit, daß man ihm die schönen Kleider auszog und ihm dafür alte, abgetragene Lumpen gab, womit er seine Blöße decken konnte; und so führten sie ihn wieder ins Freie und ließen ihn laufen.

Jetzt war er wieder so arm und elend als früher, da er von Haus geflohen war, und wußte gar nicht, was er

nur anfangen ſollte, beſchloß aber doch, weil er ſchon ſo nahe bei Schwarzdorf war, ſeine Eltern erſt zu beſuchen, obwohl er jetzt wie ein armer Bettler zu ihnen kam und ſich deshalb gar ſehr ärgerte und ſchämte. — Als er nun aber mit ſeinen zerrißenen Kleidern in ſeiner Eltern Haus anlangte und ihnen erzählte, wie er Vize-König von Böhmen geworden ſei und ſeinen Eltern jetzt einen Wagen voll Geld habe bringen wollen, wie aber die Räuber ihm Alles bis auf's Hemd genommen und ihm dafür bloß dieſe Lumpen gegeben hatten, da meinten ſein Bruder wie auch der Vater: das ſeien ſchamloſe Lügen und ſprachen: „Du biſt mir ein ſauberer Vize-König; man braucht Dich nur anzuſehen; ein loſer Landſtreicher und Lügner biſt; wir kennen Dich noch von früher her!“ Als aber der Sohn ſich hoch und theuer verſchwor und bitterlich weinte, daß man ſeinen Worten nicht trauen wollte, da glaubte der Vater, es ſei bei dem Sohne nicht ganz richtig im Kopf und er müße durch ſein unordentliches Leben ſeinen Verſtand verloren haben. Um ihn deshalb unſchädlich zu machen, nahm er eine Kette und ſchloß ihn daran feſt, gab ihm auch ſchmale Koſt, daß er nicht gerade Hungers ſtarb, denn er ſelbſt hatte nicht viel übrig.

So mußte er eine Zeit lang elendiglich ſchmachten und wurde von allen verlacht und verhöhnt, wenn er ſagte: „ich bin doch Vize-König von Böhmen!“ Deshalb waren auch all ſeine Bitten, ihn doch zu ſeiner Gemahlin zurückzuführen, umſonſt, denn man hielt es für Verrücktheit und hütete ihn um ſo mehr, auf daß er nicht noch einmal davon laufen möchte.

Während dieſer Zeit verfiel ſeine Gemahlin in eine ſchwere Gemüthskrankheit und war immer traurig und mochte weder eßen noch trinken, weil ihr Gemahl gar nicht zurückkam und ſie nicht einmal wußte, ob er auch noch am Leben ſei. — Da kam eines Tages ein Geiſtlicher zu ihr, um ſie zu tröſten; dem aber reichte ſie einen Schlaftrunk, ſo daß er alsbald feſt einſchlief. Darauf zog ſie ihm den Prieſterrock aus und legte ihn ſelbſt an, ließ einen Wagen beſpannen und viel Geld hineinthun und fuhr als Prieſter gekleidet nach Schwarzdorf zu.

Als ſie aber mitten im Walde war, kamen die Räuber und nahmen ſie ebenfalls gefangen und führten ſie in die Höhle, wo ſie ſogleich an der Wand die Kleider ihres Gemahls hängen ſah und nun ungefähr vermuthen konnte, wo er ſein mochte.

In der Höhle aber lag der Räuberhauptmann todtkrank, und als er den Geiſtlichen hereinkommen ſah, bat er ihn, daß er ihm doch die Beichte abnehmen möchte. Da fühlte ſie dem Kranken nach dem Puls und ſagte: „Dir iſt noch zu helfen; ich habe ein Mittel, das iſt für Alles gut, und wenn Du nur einen Löffel voll davon nimmſt, ſo wirſt Du ganz gewiß wieder geſund werden.“ — Da holte ſie eine Flaſche hervor und gab ihm zu trinken; dann wollten auch die übrigen fünf und zwanzig Räuber etwas davon haben und rißen ſich ſchier darum, weil ſie beſorgten, der Letzte möchte zu kurz kommen. Indes reichte der Trank für Alle hin. — Kaum aber hatten ſie ihn genoßen, ſo wurden ſie müd und ſchliefen feſt ein; denn es war ein Schlaftrunk, den ſie ein-

genommen, derſelbe, mit dem die Vize-Königin auch den Prieſter eingeſchläfert hatte.

Als ſie nun alle ſchliefen, nahm die Vize-Königin ein Schwert und hieb den fünf und zwanzig Räubern der Reihe nach den Kopf ab, gieng darauf zu dem kranken Hauptmann und fuhr ihm mit den Fingern kitzelnd über die Fußſohlen, ſo daß er erwachte und die Augen aufſchlug, und dann ſprach ſie zu ihm: „Jetzt will ich Dir beichten, daß ich die Vize-Königin von Böhmen bin; ſag Du mir nur, wie die Kleider, die da hängen, hieher gekommen ſind?“ Da ſprach er: „Wenn ihr die Vize-Königin ſeid, ſo ſind das die Kleider eures Gemahls; die haben meine Leute ihm abgenommen; ihm ſelbſt aber iſt kein Haar gekrümmt worden, und alſo iſt er weiter gezogen in andern Kleidern. — „Dann iſt es gut!“ ſprach ſie, hob das Schwert und ſchlug auch dem Räuberhauptmann den Kopf herunter, nahm ſodann die Kleider ihres Gemahls und alle Schätze, die in der Höhle waren und lud ſie auf den Wagen und fuhr ſchnell weiter auf Schwarzdorf zu.

Wie ſie nun in das Dorf kam, wurde gerade Kirchweih gehalten. In dem Wirthshauſe aber, wo ſie bleiben wollte, war es ſo voll und unruhig, daß der Wirth zu ſeinem Nachbar lief und den fragte, ob er nicht einen fremden geiſtlichen Herrn über Nacht behalten wollte. Ja, das wollte er wohl; und ſo führte der Wirth den Gaſt zu ſeinem Nachbar, der ein Kohlenbrenner war. Dieſer grüßte den Geiſtlichen freundlich und lud ihn ſogleich zum Abendeßen ein; und als ſie mit einander gegeßen hatten, ſeufzte

Jemand hinter dem Ofen, in einer finstern Ecke, worauf der Geistliche fragte, wer denn da noch hinterm Ofen sei?

Da sagte der alte Kohlenbrenner: „Das ist mein Sohn, der war viele Jahre lang fort, kommt endlich ganz zerlumpt wieder und sagt: er sei Vize-König von Böhmen; die Räuber aber hätten ihm unterwegs Alles abgenommen; allein ich glaube, daß es ihm im Kopfe spukt.“ Da dachte die Vize-Königin still für sich: „So, so! Prinz von Schwarzdorf!“ und gab dem Kohlenbrenner, der noch in's Wirthshaus zur Kirchweih wollte, einen Dukaten und sprach: „trinkt auch meine Gesundheit und gebt dem Burschen da noch etwas zu eßen!“ Dann eilte der Kohlenbrenner ganz glückselig fort und sagte zu seiner Frau: „komm auch bald nach, Alte!“ Und als sie fertig war und zu ihrem Manne wollte, bekam sie von dem Geistlichen ebenfalls einen Dukaten und wußte gar nicht, was sie vor lauter Freude nur anfangen und sagen sollte.

Sobald nun die beiden Alten fort waren, legte die Vize-Königin die Priesterkutte ab und zog ihr Brautkleid an, und nahm ein Licht in die Hand und sah dem Burschen, der hinter dem Ofen angebunden lag, in's Gesicht. Da erkannte sie sogleich ihren Gemahl und er erkannte sie und fieng bitterlich an zu weinen. Sie aber rief ganz erfreut: „Ei, weine doch nicht! Du bist und bleibst ja mein lieber Gemahl!“ Dann machte sie ihn los, wusch ihn und legte ihm sein Hochzeitskleid an, das sie mitgebracht hatte, und dann giengen sie mit einander Arm in Arm in's Wirthshaus.

Jetzt führte er seine Gemahlin zuerst zu seinem Vater, der unten im Saale war, und reichte ihm die Hand und rief: „Gelt Vater, ich bin doch Vize-König von Böhmen!“ und dann gab er ihm eine Handvoll Geld und sagte: „Nun trinkt auch ihr Alle, die ihr da seid, unsre Gesundheit!“ so daß der Vater nur staunte und gar nicht wußte, was er dazu sagen sollte.

Darauf gieng er in den obern Saal zu seinem Bruder und sprach: „Nicht wahr, Bruder, ich bin doch Vize-König von Böhmen!“ und zu allen Kameraden, die es nicht hatten glauben wollen, gieng er mit seiner Gemahlin und sagte immer: „Gelt, ich bin doch Vize-König!“ und vertheilte unter Alle viel Geld, daß sie die Nacht hindurch so lustig waren, wie noch nie. Alle tranken seine und seiner Gemahlin Gesundheit und er selbst tanzte mit ihr und feierte eine überaus fröhliche Nacht. — Nachdem er sodann seine Eltern wie auch seinen Bruder reichlich beschenkt hatte, kehrte er mit seiner Gemahlin nach der Hauptstadt zurück und regierte in Frieden und Segen bis an sein Ende.

---

26. Der Schäfer und die drei Jungfrauen.

Ein junger Schäfer hütete oft seine Heerde in einem schönen, abgelegenen Thale. Wie er nun so da stand und sich auf seinen Stab lehnte und die Berge und Bäume und

Lüfte anguckte, da ſah er eines Tags auf einem Hügel drei ſchneeweiße Jungfrauen; wagte aber nicht zu ihnen hinzugehen, ſo gern er ſich auch mit ihnen unterhalten hätte. —

Am folgenden Tage, als er ſeine Schafe in daſſelbe Thal trieb, waren auch die drei Jungfrauen wieder da, und erſchienen ſeit der Zeit nun immer, ſo oft nur der Himmel ſchönes Wetter gab. Da konnte es der Schäfer endlich nicht mehr aushalten, nur aus der Ferne die weißen Frauen anzublicken, ſondern nahm ſich ein Herz und trieb ſeine Schafe ganz dicht an dem Garten hin, in welchem ſie ſich aufhielten. Da winkten ſie ihm. Darauf trat er friſch zu ihnen in den Garten und fand ſo großes Wohlgefallen an ihren Geſprächen, daß er ſie von da an jedesmal beſuchte, wenn er mit ſeiner Heerde in das Thal kam und ſie ſich ſehen ließen.

Da ſagten ihm die Jungfrauen eines Tages, daß ſie verbannte Geiſter ſeien und daß er ſie erlöſen könne. Das verſprach ihnen der Schäfer denn auch herzlich gern, wenn ſie ihm nur anzeigen wollten, wie er es zu machen habe. Da ſagten ſie: er müße von dem Holderbuſche im Garten vor Sonnenaufgang drei Stöcklein ſchneiden und mit jedem derſelben an drei Freitagen vor Sonnenaufgang einen beſtimmten Platz im Garten, den ſie ihm zeigten, ſchlagen. Das erſte Mal werde dann eine Schlange auf ihn zufahren; das zweite Mal eine „Krott“ (Kröte), das dritte Mal ein Skorpion. Er dürfe ſich aber vor dieſen Thieren nicht fürchten; denn ſie würden ihm nichts zu Leide thun, ſondern ſprängen vor lauter Freude an ihm hinauf. Dabei ſei es aber nöthig, daß er während des Abſchneidens der drei

Ruthen so wie während des Schlagens kein Wörtchen rede; sonst sei alles umsonst. — Darauf führten sie ihn in ein Schloß und durch viele Gänge hindurch vor eine eiserne Thür und sagten: „diese Thür mußt Du öffnen, wenn Du die drei Schläge gethan hast; dann wirst Du einen großen Schatz hier finden und den darfst Du mitnehmen und behalten; nur mußt Du ja nichts reden!"

Nein, das wollte er auch gewiß nicht thun, sagte der Schäfer, und versprach Alles genau auszuführen, um die drei Jungfrauen zu erlösen: schnitt vor Sonnenaufgang die drei Holderstecken und that an drei Freitagen vor Sonnenaufgang mit jedem Stecken einen Schlag auf den Boden an dem bezeichneten Platze; darauf sprangen die drei Thiere auf ihn zu: am ersten Freitag eine Schlange, am zweiten eine Krott, am dritten ein Skorpion. Dann gieng er vergnügt in's Schloß, um den Schatz zu holen, und fand auch die eiserne Thür und machte sie auf. Da sah er aber an einem Zwirnsfaden einen gewaltigen Mühlstein über seinem Haupte hängen, daß ihm unversehens der Ausruf: „O Jes!" entfuhr. Da war auf Einmal Alles verschwunden. —

Als der Schäfer am folgenden Tage ganz betrübt mit seiner Heerde wieder in das Thal zog, kamen auch die drei Jungfrauen weinend und wehklagend zu ihm her und sagten: „Nun müßen wir noch unerlöst umherschweben, bis eine Eichel von jenem Baume fällt und daraus eine Eiche und aus der Eiche eine Wiege wird; das erste Kind, welches man in diese Wiege legt, das kann uns dann erst erlösen."

27. So lieb wie das Salz.

Ein König fragte einſtmals ſeine Tochter, wie lieb ſie ihn habe? „O ſo lieb, ſo lieb — wie das Salz!“ ſagte ſie. Das ſchien dem König aber ſehr gering und er ward ungehalten über dieſe Antwort ſeines Kindes. — Bald darauf gab er ein großes Gaſtmahl. Da bewirkte es die Tochter, daß alle Speiſen ungeſalzen auf den Tiſch gebracht wurden, woher es denn kam, daß dem König gar nichts ſchmecken wollte. Als die Tochter ihm endlich die Urſache davon entdeckte, da ſah er ein, wie gut das Salz war und daß ſeine Tochter neulich ein ſehr gutes Wort geſprochen, und er hatte ſie wieder lieb wie vordem.

---

28. Hans ohne Sorgen.

Es lebte vor Zeiten ein fröhlicher Müller in Schwaben, der hatte über ſeine Hausthür die Worte geſchrieben: „Hans ohne Sorgen.“ — Da ritt einmal der Herzog von Schwaben an der Mühle vorbei, las die Ueberſchrift und dachte: „wart, wenn du keine Sorgen haſt, ſo will ich dir ſchon welche machen!“ und ließ den Müller zu ſich rufen und ſprach: „Du mußt doch auch erfahren, was Sorgen ſind. Da will ich Dir ein Räthſel aufgeben; kannſt Du das löſen, ſo iſt's gut; kannſt Du es aber nicht, ſo ſollſt Du nicht

länger Herr in Deiner Mühle bleiben, sondern sollst sie mir abtreten. Das Räthsel, welches Du lösen sollst, ist aber dieß: Du mußt mich besuchen, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht nackt und nicht bekleidet, nicht zu Fuß und nicht zu Pferd." Und als er das gesprochen hatte, ritt der Herzog weiter.

Da zerbrach sich der Müller den Kopf und dachte hin und her und konnte das Räthsel nicht lösen, also, daß es ihm viele Sorgen machte. Dann wandte er sich endlich an seinen Mahlknecht und sagte zu ihm: „wenn Du mir das Räthsel lösen könntest, wollte ich Dir gern meine Tochter zur Frau geben und Du solltest nach mir die Mühle erben." — Dem Knecht schien das Räthsel sehr leicht und er sagte auf der Stelle zu seinem Herrn: „ei, so geht doch am Mittwoch zum Herzog! denn der Mittwoch ist ja gar kein Tag, weil das Wörtlein „Tag" wie in Sonntag, Montag u. s. w. darin fehlt, und ist doch auch keine Nacht. Und wenn Ihr nicht nackt und nicht bekleidet sein sollt, so hängt doch ein Fischergarn um! und sollt Ihr nicht zu Fuß und nicht zu Pferd kommen, ei, so reitet auf einem Esel hin!"

Da wurde der Müller wieder lustig und guter Dinge, hüllte sich in ein Fischergarn und begab sich eines Mittwochs auf einem Esel zum Herzog, der mit dieser Auflösung zufrieden war und den Hans-ohne-Sorgen freundlich entließ. Der Müller aber verlobte alsbald seine einzige Tochter dem Mahlknecht, und nicht lange nachher gab's eine fröhliche Hochzeit in der Mühle.

29. Hans und die Königstochter.

Es war einmal ein reicher Müller und Wirthsmann, der hatte drei Söhne, die gedachte er in die Fremde zu schicken, damit sie in der Welt sich umsehen und etwas Tüchtiges lernen sollten; nur den dritten und jüngsten, welcher Hans hieß, den wollte er nicht mitfortlaßen, denn er meinte, der sei zu dumm, um etwas zu lernen und werde bloß sein Geld verschwenden. Allein Hans ließ dem Vater keine Ruhe, bis er ihm endlich auch die Erlaubniß ertheilte. Da bekam jeder der Brüder fünfzig Gulden Reisegeld und außerdem einen Rohrstock, und so zogen sie mit einander fort.

Als sie nun an den ersten Wegweiser kamen, beschloßen sie, sich zu trennen und jeder eine besondere Straße einzuschlagen, steckten aber ihre Reisestöcke an den Wegweiser, bis sie heimkehren würden, auf daß dann ein jeder, sobald er nur zu dem Wegweiser käme, sogleich erkennen könnte, wer von ihnen zurückgekehrt sei. Und darauf zog der eine zur Rechten, der andre zur Linken und der Hans gieng grad aus.

Nachdem Hans nun einige Tage lang auf seiner Straße fortgewandert war, fieng es an zu regnen und wollte gar nicht wieder aufhören; deshalb setzte er sich in ein Wirthshaus, aß und trank, was er mochte, und weil er endlich lange Weile kriegte, so spielte er und verspielte alsbald all sein Reisegeld. Da wußte er sich nicht mehr zu helfen und wanderte traurig weiter und kam gegen Abend vor ein Schloß, schaute hinauf und dachte: „vielleicht behält man dich hier über Nacht“ und gieng hinein. Der Edelmann

gab ihm auch Herberge, fragte ihn aber: was er denn in der Welt so herumlaufe? — „Ich suche Arbeit!“ sagte Hans. — „Wenn das ist, versetzte der Edelmann, so kannst Du bei mir bleiben und meine Schafe hüten; nur mußt Du mir versprechen, daß Du nie in den Wald treiben willst; denn dort sind drei Riesen, und wenn die Dich sähen, so müßtest Du sterben.“ Nein, der Hans sagte, daß er gewiß nicht in den Wald gehen wolle, und hütete im freien Felde und hatte große Freude an der Schäferei.

Eines Sonntags aber, als Hans spazieren gieng, kam er in die Nähe des Waldes, und weil er sich vor Niemand fürchtete, so dachte er: du sollst doch einmal untersuchen, wie es in dem Walde aussieht, und spazierte hinein. — Da kam er an ein Schloß und sah unten im Stalle sechs schöne Schimmel stehen; dann gieng er in das Schloß hinein und spazierte von einem Zimmer in's andre, konnte aber nirgends einen Menschen gewahr werden. Endlich im obersten Stockwerk, im allerletzten Zimmer, da traf er ein Fräulein, das saß da und fragte ihn ganz verwundert, was er hier wolle? „ich bin spazieren gegangen, sagte Hans, und so bin ich hieher gekommen.“ Da bat ihn aber das Fräulein, er solle doch ja gleich wieder fortgehen; denn wenn die drei Riesen ihn hier anträfen, sagte sie, so würden die ihn umbringen. Allein Hans sagte, er fürchte sich vor Niemand. Darauf schenkte ihm das Fräulein, welches eine verwünschte Prinzessin war, eine Pfeife und sprach: „wenn Du da hineinbläsest, so muß Alles tanzen, was den Ton hört. Nun aber leb wohl, und denke an mich, wenn es Dir gut geht!“

Als Hans nun wieder seines Herrn Schafe hütete, bekam er große Lust, einmal in den Wald zu treiben, weil er so schönes Gras darin gesehen hatte; er wagte es aber nicht recht wegen des Versprechens, das er dem Edelmann hatte geben müßen. Endlich aber dachte er: „was kann's schaden!" und trieb seine Schafe hinein und Abends wieder heraus, ohne daß ihm irgend etwas geschehen wäre, und deshalb hütete er von dem Tage an öfters in dem Walde. Von dem guten Grase aber gediehen die Schafe so sichtbar, daß der Edelmann sich nicht genug darüber verwundern und freuen konnte.

Eines Abends aber, als Hans seine Schafe noch spät in den Wald trieb, kam einer der drei Riesen auf ihn zugeschritten und sprach: „was machst Du hier, Du kleiner Erdenwurm?" Da zog Hans flink seine Pfeife hervor und blies hinein; da fieng der Riese auf der Stelle an zu tanzen und drehte sich immer geschwinder wie ein Kreisel, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Darauf nahm Hans einen Stein und warf ihn dem Riesen so heftig an den Kopf, daß er davon todt hinstürzte; dann schnitt er ihm die Zunge ab und stach ihm die Augen aus, und wickelte dieß als Wahrzeichen ein und schob's in die Tasche; den Leichnam aber wälzte er in's Gebüsch und gieng heim, und sagte keinem Menschen, was er gethan hatte.

Als Hans am folgenden Tage wieder in dem Walde hütete, kam der zweite Riese und redete ihn ganz grimmig an: „was machst Du hier, Du kleiner Erdenwurm?" Und wie er nun auf den Hans losschlagen wollte, griff der gleich

wieder nach ſeiner Pfeife und pfiff in Einem fort, daß der Rieſe an zu tanzen und zu taumeln fieng und gar nicht wußte, wie ihm geſchah. Da nahm Hans einen Stein und ſchleuderte den dem Rieſen an den Kopf, ſo daß er umfiel und todt war; dann ſchnitt er ihm auch die Zunge ab und ſtach ihm die Augen aus und wickelte dieſe Zeichen ein und ſteckte ſie in die Taſche. — Ebenſo machte er es am andern Tage dem dritten Rieſen und ſchnitt ihm ebenfalls die Zunge und die Augen heraus und nahm ſie mit; die Leichen aber wälzte er in's Gebüſch und ließ ſie im Walde liegen.

Nachdem nun Hans die drei Rieſen umgebracht hatte, gieng er in's Schloß zu der verzauberten Prinzeſſin und fragte ſie: ob bloß drei Rieſen da wären? Da ſchaute ſie ihn ganz ernſthaft und verwundert an und ſprach: „ja, es ſind drei!" Dann aber ſprach ſie weiter: „weshalb fragſt Du ſo? ſind drei nicht genug?" Da ſagte Hans: „nun, wenn es nicht mehr ſind, ſo iſt's gut; mit den dreien bin ich ſchon fertig." Und dabei zeigte er der Jungfrau die Zungen und Augen der Rieſen, und als ſie nun ſah, daß ſie wirklich todt waren, da ward ihr überaus leicht und fröhlich zu Muth und ſie bedankte ſich, daß Hans ſie wirklich erlöſt hatte und fragte ihn: ob er ſie heirathen und König werden wolle? — Da beſann ſich Hans nicht lange, denn die Prinzeſſin war ſo lieb und ſchön, daß es gar nicht zu ſagen iſt, und verlobte ſich mit ihr ganz in der Stille; aber einſtweilen müße er ſeine Dienſtzeit bei dem Edelmann aushalten, ſagte er, und gieng wieder zu ihm hin und hütete ihm die Schafe, während die Prinzeſſin zu ihren Eltern reiſte.

Als Hans nun aber nach längerer Zeit immer noch nicht zu seiner Braut kam, so ließ der König bekannt machen, daß derjenige, welcher die drei Riesen erlegt habe, sich doch bei ihm einfinden möge; denn er wolle ihm seine Tochter zur Gemahlin geben und mit ihr solle er das ganze Königreich erben. Zugleich hatte er den Tag festgesetzt, an welchem der Besieger der Riesen sich bei ihm melden und seine Siegeszeichen vorweisen sollte. — Da hatte Hans keine Ruhe mehr und verrieth es dem Edelmann, daß er die Riesen todt geworfen habe; und weil ihn der Edelmann so sehr plagte, so nannte er ihm sogar den Platz im Walde, wo die Leichen lagen.

Da gedachte der Edelmann den Hans um das Königthum zu betriegen, und ließ heimlich die Leichen holen und schickte seinen Sohn damit zum Könige. Allein Hans war auch nicht zu Haus geblieben; und als nun der Sohn des Edelmanns mit den todten Riesen ankam und die Königstochter haben wollte, da trat er hervor und meinte, es sei eine Kleinigkeit, die todten Leichen hieher zu führen; man solle doch nur nachsehen, diese Riesen hätten ja keine Augen und keine Zungen. Und als dieß so befunden wurde, wußte der junge Edelmann gar nicht, was er sagen sollte. Hans aber hielt ihm seine Arglist vor und zog die Wahrzeichen aus der Tasche und wurde also als der wahre Riesenerleger erkannt, und die Prinzessin bestätigte es endlich noch.

Jetzt wollte Hans die Prinzessin auch heirathen, wie es der König versprochen hatte; allein dem König und seinen Prinzen schien der Hans viel zu gering und sie woll-

ten's nicht zugeben, es sei denn, daß er auch in einem Ringstechen Sieger bleiben würde. Sie meinten aber ganz gewiß, daß der dumme Schäferbursch hier den Sieg nicht gewinnen werde.

Da begab sich Hans in den Wald zu den Dienern der Riesen, die noch immer in dem Schloße wohnten, und erzählte ihnen, wie es ihm gegangen war. Da gaben sie ihm schöne Kleider und sattelten ihm ein Pferd und sagten ihm, wie er es bei dem Ringstechen machen müße. Dann ritt er hin und wurde von Niemand erkannt, und ließ alle andern Ritter zuerst nach dem Ringe stechen; aber keiner konnte ihn treffen; zuletzt ritt er selbst hin und stach ihn herunter. — Als er aber darauf sich zu erkennen gab und wiederum die Prinzessin verlangte, hatte der König neue Ausreden und sagte: er müße vorher auch erst eine Weile in's Kloster gehen und etwas lernen, dann solle er König werden.

Das Kloster aber, in welches Hans jetzt geschickt wurde, war ein verwünschtes Schloß, darin trieben dreizehn Teufel alle Nacht einen wilden Lärm und brachten Alles um, was darin sich schlafen legte. Hans gieng nun ganz wohlgemuth in das Kloster, durchsuchte es von unten bis oben und sah nirgends Niemand; nur im allerobersten Stock, im letzten Zimmer, traf er eine Frau, die erschrack als sie ihn sah und fragte: was er da machen wolle? er solle doch ja eilen, daß er wieder hinauskomme; denn Nachts um zwölf Uhr kämen dreizehn Teufel, und die ließen keinen Menschen wieder lebendig fort, sagte sie. — Hans aber sagte: „ich fürchte mich vor keinem Teufel!" und blieb da.

Als es nun Mitternacht war und eben Zwölf geschla-

gen hatte, da rasselte und trappelte es in dem Schloß die Treppe herauf, und alsbald gieng die Thür auf und die dreizehn Teufel traten in das Zimmer, wo Hans sich aufhielt; der aber nicht faul, zog sogleich seine Pfeife aus der Tasche und fieng an zu blasen; da mußten sogleich alle dreizehn tanzen und sprangen wie die Narren: je ärger er pfiff, je toller mußten sie sich drehen, das gieng auf Mord und Brand und währte so lang, bis alle dreizehn umfielen und sich rein zu todt getanzt hatten. Dann schlief Hans getrost bis zum Morgen, gieng zum König und sagte: „die dreizehn Teufel liegen im Schloß und sind todt; auch hab' ich jetzt genug studirt und begehre das, was mir versprochen worden." Da wagte es der König nicht länger, den Hans abzuweisen, sondern gab ihm seine Tochter zur Gemahlin und mit ihr ein ganzes Königreich, welches Hans alsdann wohl regierte; und beide junge Eheleute waren sehr froh und glücklich mit einander.

Nach einigen Jahren aber dachte Hans: „ich möchte doch einmal wieder nach Haus und sehen, ob meine Brüder schon da sind und was aus ihnen geworden ist." Deshalb legte er seine alten Schäferkleider wieder an, nahm die Schippe in die Hand, verabschiedete sich von seiner Gemahlin und reiste fort. — Als er nun an den Wegweiser kam, wo sie ihre Rohrstöcke mit einander eingesteckt hatten, da war bloß der seinige noch da; den nahm er flink und fröhlich und eilte, daß er damit heimkam zu seinen Brüdern.

Zu Haus aber fragte ihn alsbald der Vater: „Hans, was hast Du denn gelernt?" „Ich bin ein Schäfer!" sagte

Hans. Ei, das verdroß den Vater gar sehr und er ward böse und sprach: „der eine Bruder ist General geworden, der andre ein Kaufmann, und Du bloß ein Schäfer! Nun so kannst Du künftig unsre Gänse hüten.“ Und wie er gesagt hatte, so geschah es auch. Dazu bekam Hans des Nachts kein ordentliches Bett, sondern mußte unter der Treppe im Gänsestall liegen, kriegte auch so wenig zu eßen, daß er nur eben nicht Hungers zu sterben brauchte. Das Alles aber ließ er sich ganz ruhig gefallen und schmachtete, und wenn er allein war, so unterhielt er sich mit seiner Pfeife und tröstete sich im Stillen mit seiner Königin.

Endlich, nach etwa sechs Wochen, als Hans eines Abends mit seinen Gänsen heimkam, war eine fremde Dame da, die in dem Wirthshaus übernachten wollte, und das war die Königin, die war ausgezogen, um ihren Gemahl zu suchen, ließ aber nicht merken, wer sie war.

Als sie nun Abends die beiden ältesten Söhne des Müllers sah, fragte sie ihn: ob er sonst keine Kinder mehr habe? Er sagte, ja, er habe wohl noch einen Sohn, der sei aber so einfältig, daß er sich ordentlich seiner schäme und ihn nicht sehen laßen könne. Die Dame aber wollte ihn doch gern sehen und ließ nicht eher ab, als bis der Vater versprach, den Hans zu holen. — Wie er nun ankam, erkannte er sogleich seine Gemahlin, verstellte sich aber und machte nichts als Dummheiten vor der Königin, daß der Vater ihn beinah geprügelt hätte; die Dame aber, die ihn ebenfalls sogleich wieder erkannt hatte, ließ es nicht zu und mußte recht herzlich über ihn lachen.

Jetzt sollte zu Nacht gegeßen werden. Der Vater schickte den Hans in die Küche, er sollte die Suppe holen. Hans gieng hin, nahm die Suppenschüßel, trug sie bis in die Thür, und — „patsch, da liegst!" daß die Suppe in der Stube herumschwamm. Da wurde der Vater ganz wild und ergriff einen dicken Stock, und hätte ihn gewiß grün und blau geschlagen; allein die fremde vornehme Dame litt es nicht. Dann wollte der Vater ihn wenigstens zur Stube hinausjagen; allein auf Bitten der Dame mußte er da bleiben und seine Streiche fortmachen.

Als es nun Schlafenszeit war, wurde dem Hans wieder der Gänsestall unter der Treppe angewiesen; die Königin aber flüsterte ihm heimlich in's Ohr: „ich laß' ein Fenster offen!" und gieng zu Bett. Und wie nun Alles im Hause fest eingeschlafen war, kroch Hans aus seinem Stalle hervor, kletterte auf den Nußbaum, der hinter dem Fenster stand, und stieg von da in's Fenster und husch! zu seiner Königin hinein.

Da gab's ein Küssen und Drücken, als sie sich wieder hatten, und schliefen vergnügt beisammen, bis daß der helle Tag anbrach. Dann legte Hans seine königlichen Kleider an, die ihm seine Gemahlin mitgebracht hatte, und gieng an ihrer Seite hinunter in die Wirthsstube und sagte seinem stolzen Vater und den beiden Brüdern rechtschaffen die Meinung, daß sie ihn so gequält hatten. Sein väterliches Erbtheil aber vermachte er den Armen und zog vergnügt mit seiner Gemahlin wieder in die Hauptstadt seines Reiches, wo er sein Lebenlang in Frieden und Freude regiert hat.

30. Die Brautſchau.

Ein Mann wollte ſich aus drei Schweſtern, die ihm alle recht gut gefielen, eine Frau auswählen und lud ſie in's Wirthshaus und aß mit ihnen zu Mittag. Er wünſchte aber, eine recht tüchtige Hausfrau zu bekommen, und dieſe wollte er daran erkennen, wie ſie den Käſe eßen würde. — Als der Käſe nun gebracht wurde, ſchnitt die älteſte die Rinde ſo dick herab, daß noch viel Gutes daran blieb und verloren gieng. „Die wird zu viel verbrauchen und Alles aushauſen, dachte der Mann; die darfſt du nicht nehmen!“

Als darauf die zweite Schweſter den Käſe bekam, ſo verſchlang ſie ihr Stück ohne es abzuputzen mit Allem, was an einer Käſerinde nur ſitzen mag. „Das iſt auch keine Frau für dich, die wird unreinlich ſein!“ dachte der Mann. — Dann kam der Käſe an die jüngſte Schweſter. Die ſchabte ihr Stückchen ganz fein und rein ab, ſo daß nicht zu viel und nicht zu wenig davon verloren gieng, und ließ ſich's dann ſchmecken. Da dachte der Freier: „die iſt die rechte!“ und hat ſie auch richtig geheirathet.

31. Das Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht.

Es war einmal ein König von Holland, der ließ in seinem Reiche bekannt machen, daß wer ein Schiff bauen könne, das zu Waßer und zu Land gehe, der dürfe seine Tochter heirathen und solle König werden. Da war nun ein reicher Müller in Holland, der hatte drei Söhne, und sprach zu ihnen: „ich will gern Alles aufwenden, was ich habe; versucht es doch, ob nicht einer von Euch ein solches Schiff zuwege bringt!“ Ja, das wollten sie alle drei recht gerne thun und stritten sich darum, wer's zuerst probiren dürfe, bis daß endlich der Vater gebot: der Aelteste solle den Anfang machen. Er gab ihm Käse, Brod und Wein und schickte ihn mit seinen Arbeitern in den Wald, um Holz zu fällen; und als sie einen Taglang darin gearbeitet hatten, kam ein alter Mann daher und bat um ein Stück Brod. Der Sohn aber sagte: „ich habe nur Brod für mich und meine Leute, ich kann Dir nichts abgeben.“ „Was machen denn die Leute da?“ fragte der alte Mann. „Ein Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht!“ sagte der andere. „Das werden sie wohl bleiben laßen!“ sagte der alte Mann und gieng weiter. Und wie er's gesagt hatte, so geschah es auch; denn sie arbeiteten ganz umsonst und konnten ein solches Schiff nicht zu Stande bringen.

Als der älteste Sohn nun wieder nach Haus gekommen war, so zog der zweite aus, nahm Zimmerleute mit und Brod und Käse und Wein, und fieng auch an, im Walde Holz zu hauen. Da kam derselbe alte Mann zu ihm her

und bat um ein Stück Brod, erhielt aber zur Antwort, daß für fremde Leute kein Brod da sei. Darauf fragte der alte Mann: „was wollt Ihr denn hier machen?“ „Ein Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht!“ sagte der Müllersſohn. „Ei, das könnt Ihr ja nicht!“ sprach der alte Mann und gieng fort. — Es war aber auch so; die Zimmerleute mochten sich beſinnen so viel sie wollten, sie wußten gar nicht, wie sie ein solches Schiff einrichten sollten, und zogen mit einander wieder heim.

Jetzt kam die Reihe an den jüngsten Sohn, der hieß Hans, der nahm ebenfalls Arbeitsleute an und sein Vater gab ihm Brod, Käse und Wein, und so zog er in den Wald und legte hurtig Hand an's Werk. — Da kam zu ihm der alte Mann und bat um ein Stückchen Brod. Sogleich gieng Hans hin, holte Brod und Käs und ein Glas Wein und gab es dem alten Manne, und nöthigte ihn, daß er sich doch an's Feuer setzen und sich wärmen möchte. Das that der alte Mann gern und fragte endlich, was sie denn da machen wollten? „Ein Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht,“ sagte Hans. „Meine zwei Brüder haben's schon probirt, aber es ist ihnen nicht gelungen; jetzt will ich sehen, wie es mir geht; denn wer ein solches Schiff dem König bringt, der kriegt seine Tochter und das Königreich.“ Da sprach der alte Mann: „Deine Leute können es nicht zuwege bringen; weil Du aber der Beste von Deinen Brüdern bist, so will ich Dir eins machen.“ Darauf gieng er fort, während Hans seine Leute noch einige Tage lang auf gut Glück beschäftigte, obwohl sie nichts zu Stande brachten.

Dann kam mit einem Male der alte Mann daher gefahren und übergab dem Hans das Schiff, das zu Waßer und zu Lande gieng. Nun sollten sich die Arbeiter sogleich hineinsetzen, daß er's probiren könne; allein sie hatten Angst und mochten's nicht wagen. Der Hans aber sagte, sie sollten es nur dreist thun, er selbst wolle fahren, und so setzten sie sich alle hinein und Hans fuhr sie auch glücklich nach seines Vaters Haus, das gieng, hast mich nicht gesehn!

Als nun die Brüder, welche den Hans immer für den Allerdümmsten gehalten hatten, sahen, daß es ihm gelungen war, ein Schiff zu machen, womit man zu Waßer wie zu Lande fahren konnte, so ärgerten sie sich und wurden gegen ihn falsch und feindselig und beschloßen, daß sie ihn umbringen wollten. Der Vater merkte das und gab seinem Hans einen Wink, daß er noch in derselbigen Nacht fortreisen und mit seinem Schiffe nach der Hauptstadt des Königs fahren sollte; und nachdem er ihn gehörig mit Eßen und Trinken versehen hatte, fuhr Hans davon.

Wie er nun mit seinem Schiffe dahinsegelte, sah er einen Mann am Wege stehn, der hatte ein Gewehr angelegt und zielte. Da hielt Hans sein Schiff an und sprach: „was machst Du da?" Der Jäger sagte: „ich will einen Spatzen schießen, der auf der Kirchthurmspitze in Berlin sitzt." Hans meinte, das sei nicht möglich; der Schütz aber sagte, daß er auf vierhundert Stunden weit jeden Vogel treffen könnte. Da fragte ihn Hans, ob er nicht mitfahren wolle? Ja, das wollte er recht gern; aber er habe nur kein Geld,

ſagte er. „Das thut nichts!“ ſagte Hans, und darauf ſetzte er ſich in das Schiff und ſie fuhren mit einander weiter.

Nicht lange nachher trafen ſie einen Mann, der hatte auf der rechten Seite ein ungeheuer langes Ohr, das reichte bis auf die Erde. Da hielt der Hans wieder ſtill und fragte den Mann, was er denn mit dem langen Ohr anfange? „Damit, ſprach er, kann ich auf vierhundert Stunden weit alles hören, was geſprochen wird.“ „Ei, ſo horch' einmal, ſagte Hans, was man im Schloße zu Amſterdam ſpricht!“ Da horchte der Langohr ein Weilchen hin und ſagte: „Man ſpricht dort in dieſem Augenblicke von einem Schiffe, das zu Waßer und zu Land geht, und ſagt: es ſei nicht möglich, daß man ſo eins machen könne.“ „Willſt Du nicht mitfahren?“ fragte Hans. Ja, das wollte er wohl; aber er ſagte, daß er kein Geld habe. „Das thut nichts!“ ſagte Hans und ließ ihn einſitzen und fuhr weiter.

Bald trafen ſie wieder einen Mann am Wege, der hatte ganz gewaltig große Stiefel an. Fragte ihn Hans, was er mit den großen Stiefeln mache? „In dieſen Stiefeln, ſagte der Mann, kann ich ſchneller laufen als die Eiſenbahn.“ „Ei, willſt Du nicht mitfahren?“ fragte ihn Hans. Ja, dazu hätte er wohl Luſt, meinte er; aber er hätte kein Geld, daß er's bezahlen könne. „Das thut nichts!“ ſagte Hans, und ſo fuhr der Schnellläufer auch mit.

Ueber eine Weile ſahen ſie noch einen vierten Mann am Wege; dieſer Mann hatte in ſeiner Hinterthür einen großen Zapfen ſtecken, daß der Hans ſich ſchier verwunderte und ſein Schiff anhielt und den Mann fragte: weshalb er

dahinten einen ſolchen Zapfen habe? „Das hat guten Grund, ſagte der Mann; denn wenn ich den Zapfen herauszöge, könnte ich ein ganzes Königreich vollmachen.“ „Ei, ſagte Hans, fahr mit mir! mein Vater hat viel Land und braucht alle Jahre viel Dünger, den er theuer bezahlen muß; er wird Dich gern in ſeinen Dienſt nehmen.“ Der Zapfenmann aber ſagte: „ich muß auch ſehr viel eßen, und Geld hab ich keins!“ Hans ſagte, das ſei einerlei, er ſolle nur mitfahren, und ſo ſtieg er ein und fuhr mit nach Amſterdam.

Sobald Hans dort ankam, fuhr er auf's Schloß, übergab das Schiff mit den vier Männern der Wache zur Beaufſichtigung und gieng ſelbſt grades Wegs zum König und ſagte: „ich habe da ein Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht!“ Sprach der König zu ihm: ob er es auch ſelbſt gemacht habe? und als der Hans ja ſagte, ſagte der König: ſo ſolle er einmal ein Stück herausſägen und es dann wieder einſetzen. Da ſagte Hans: „ich habe ein ganzes und heiles Schiff gemacht; aber flicken thu ich es nicht!“ Als der König den Hans auf die Art nicht los werden konnte, ließ er ſeine Miniſter kommen und berathſchlagte mit ihnen, was hier zu machen ſei; denn er meinte, dem dummen Burſchen könne er doch nicht ſeine Tochter geben, und noch viel weniger könne er König werden.

Da ſagte einer der Miniſter: der König ſolle ihm doch eine Arbeit aufgeben, die er gewiß nicht ausführen könne und ihm ſagen, daß wenn er dieß vollbringe, ſo ſolle er die Tochter und das Reich haben; er dürfe ihn ja nur nach dem und dem Brunnen ſchicken, der dreihundert und fünfzig

Stunden weit weg liege und ihm ſagen, daß er binnen drei Stunden von dorther eine Flaſche Waßer holen müße; das werde der Hans wohl bleiben laßen. — Der Rath gefiel dem Könige und er ſprach zu Hanſen: „Hör' einmal, Du mußt mir vor der Hochzeit erſt noch eine Flaſche Waßer aus dem und dem Brunnen holen, und zwar binnen drei Stunden, von jetzt zehn Uhr an bis heut Mittag um eins; dann ſollſt Du Alles haben, was ich Dir verſprochen."

Darauf lief der Hans flink zu ſeinen Leuten, und der Läufer mußte die großen Stiefel anziehen und Hans fuhr ihn in ſeinem Schiffe über's Waßer; dann lief der Mann in ſeinen Stiefeln zu dem Brunnen, ſchöpfte eine Flaſche voll Waßer daraus und wollte ſich auf den Rückweg begeben, dachte aber: „du haſt noch Zeit, du ſollſt dich erſt ein wenig ausruhen!" und ſetzte ſich unter einen Baum und ſchlief ein. — Nun wartete der Hans und wartete, und der Läufer wollte immer nicht kommen. Es hatte ſchon zwölf geſchlagen; da ſagte endlich Hans zu dem Langohr: „Ei, horch doch einmal hin, wo der Läufer wohl ſtecken mag!" Das that er auch ſogleich, legte ſein Ohr an die Erde und ſprach: „der iſt bei dem Brunnen eingeſchlafen, ich höre ihn dort ſchnarchen." Da nahm der Scharfſchütz ſeine Büchſe, lud einen Kieſelſtein hinein und ſchoß den dicht über den Kopf des Läufers hin, daß es ſauſte und pfiff. Davon wachte er ſogleich auf und lief fort und kam mit ſeiner Flaſche noch zu rechter Zeit an. Hans brachte ſie ſogleich dem König und verlangte nun die Tochter und das Reich. Da war Holland wieder in Noth; denn das hatte kein

Menſch gedacht, daß der Hans ſo ſchnell das Waßer herbeiſchaffen könne. Weil der König nun aber keinen Ausweg mehr wußte, fragte er endlich den Hans: ob's ihm nicht einerlei ſei, wenn er Geld bekäme anſtatt der Prinzeſſin und des Reiches? Hans ſagte ja, er ſei damit zufrieden, aber er verlange ſo viel, daß das ganze Schiff davon voll würde. — Das mußte der König nun wohl zugeben, beſprach ſich aber mit ſeinen Miniſtern, daß man dem Hans, ſobald er mit dem Gelde fortziehe, ein halb Regiment rothe Huſaren nachſchicke, die ſollten ihm die Hälfte wieder abnehmen.

Nun wurde eine Tonne Goldes nach der andern in das Schiff gebracht, bis es voll war, worauf Hans mit ſeinen Gehülfen die Rückreiſe antrat.

Als ſie eben zum Thore hinausfahren wollten, ſagte Hans zu dem Langohr, er ſolle einmal horchen, was man im Schloß jetzt wohl ſpreche? Da horchte er auf und ſagte: „Es wird ſo eben ein halb Regiment Huſaren abgeſchickt, die ſollen dem König das Geld zurückbringen.“ Es dauerte auch nicht lange, da kamen die Rothjacken dahergeſprengt; und als ſie nah genug waren, ſprach Hans zu dem Zapfenmann: „Du könnteſt wohl einmal deinen Zapfen herausziehen und den Huſaren deinen Rücken zuwenden, daß ſie wieder umkehren müßten.“ Dazu war der Mann ſogleich bereit, zog den Zapfen heraus, und da gieng's wie aus einer Feuerſpritze auf die rothen Huſaren los, daß ſie gar nicht wußten wie ihnen geſchah; und als ſie nun Alle übel zugerichtet waren, und es nicht länger aushalten konnten, wandten ſie ihre Pferde um und ritten zum Schloße zurück. — Wie

aber der König ſie zurückkommen ſah und hörte, daß ſie dem Hans nichts abgenommen hatten, ward er ſehr zornig und ſprach: „das habe ich vorher gewußt, daß die gelben nichts ausrichten würden; deshalb hatte ich ausdrücklich die rothen dazu beſtimmt; aber ſo geht's, wenn meine Befehle nicht pünktlich ausgeführt werden!"

Indeſſen ſegelte Hans mit ſeinen Gefährten ungeſtört der Heimath zu und gab hier einem jeden ſein Theil von dem Gelde, ſo daß ſie alle mehr bekamen, als ſie jemals in ihrem Leben verzehren konnten.

---

32. Die zwölf Geiſter im Schloße.

Es war einmal ein armer Reiſender, der kam ganz durchnäßt in ein Landſtädtchen und bat einen Wirth um Herberge. Der Wirth aber wies ihn ab, weil alle Zimmer und Betten bereits beſetzt ſeien. „Iſt denn kein Winkel für mich mehr da?" ſagte der Wandersmann. „Nein, ſagte der Wirth, Alles iſt beſetzt bis auf das alte Schloß da. Darin mag aber Niemand wohnen und ſchlafen, und ich ſelbſt möchte mich nicht hineinlegen." „Warum denn nicht?" fragte der Reiſende. „Weil Geiſter darin ſpuken, ſagte der Wirth, und weil noch keiner, der ſich hineingewagt hat, lebendig wieder herausgekommen iſt." Der Wandersmann aber war ſo müd und matt, daß er meinte, es ſei einerlei,

ob er hier oder anderswo sein Leben laßen müße, und ließ sich getrost in das alte Schloß führen, legte sich zu Bett und schlief ein.

Als es aber eben zwölf schlug, hörte er im Nebenzimmer ein Geräusch, davon er aufwachte. Da sah er zwölf Ritter, die sich um einen Tisch herumsetzten und aus goldenen Bechern Wein tranken und Brot dazu aßen. Bald darauf kam auch Einer zu ihm an's Bett heran und bot ihm gleichfalls Wein und Brot, was er aber stillschweigend ablehnte. Dann kam ein zweiter, ein dritter und so der Reihe nach elf Ritter, von denen er nichts annehmen wollte. Als endlich aber der zwölfte kam und ihm den goldenen Becher mit Wein anbot, nahm er ihn und sprach:

Ich trinke Jesu Christi Blut,
Das komme mir und euch zu gut!

Da verschwanden plötzlich die elf Ritter; nur der zwölfte blieb und sagte zu dem Reisenden: „Jetzt endlich sind wir Alle durch Dich erlöst worden." (Hätte er nämlich den Becher schon früher genommen, so würde die Erlösung nur die getroffen haben, die denselben ihm bereits angeboten.) „Dafür, sprach der Ritter weiter, sollst Du nun auch deinen Lohn erhalten!" Dann führte er ihn durch viele Gänge und Treppen in einen tiefen Keller hinab, zeigte ihm eine große Kiste und gab ihm den Schlüßel dazu und verschwand. Weil der Mann aber die Kiste allein nicht tragen konnte, ließ er sie stehen und legte sich wieder in sein Bett und schlief bis zum Morgen. Da traten drei Männer zu ihm herein und das waren die Knechte des Wirthes, die dachten schon, sie

müßten wieder eine Leiche heraustragen wie noch jedesmal, wenn Jemand es gewagt hatte, in dem Schloße zu ſchlafen; und ſie verwunderten ſich daher ſehr, als ſie dießmal den Mann noch am Leben ſahen. „Da ihr doch gekommen ſeid, ſprach er, um etwas fortzutragen, ſo könnt ihr anſtatt meiner eine Kiſte mitnehmen.“ Dann führte er ſie in den Keller und ſie mußten die ſchwere Kiſte in's Wirthshaus bringen. Hier erzählte der Mann nun Alles dem Wirthe, was ihm begegnet war und öffnete die Kiſte. Da war ſie mit lauter Goldſtücken angefüllt. — Der Wirth aber freute ſich, daß das verrufene Schloß nun endlich von den Geiſtern befreit worden war, und theilte das Geld mit dem armen Wanderer, ſo daß ſie Beide plötzlich die reichſten Leute wurden.

33. Der angeführte Teufel.

Ein junger Mann hatte mit dem Teufel folgenden Vertrag gemacht: der Teufel verſorgte den Mann mit Geld; dafür ſollte der Mann zu einer beſtimmten Zeit den Teufel einen ganzen Tag lang mit Arbeit beſchäftigen; wenn der Mann das könne, ſo wollte der Teufel ihm das Geld umſonſt gebracht haben; könne er es aber nicht, ſo ſollte der Mann dem Teufel gehören und dieſer ihn holen dürfen. — Da traf ſich's eben, daß die feſtgeſetzte Zeit um war, als der Mann Hochzeit hielt; und ein Knabe trat zu ihm hin

und meldete ihm, daß draußen ein fremder Herr sei, der ihn zu sprechen wünsche. Der Mann aber gedachte gleich an den Teufel und gieng nicht hin. Kam der Knabe noch einmal, um ihn herauszurufen; allein er gieng wieder nicht hin. Darauf trat der Teufel in eigner Person herein und verlangte Arbeit, oder ihn selbst. Nun zeigte der Mann ihm einen Acker, der Klee getragen, diesen Acker sollte er umhacken. Dazu gebraucht ein einzelner Mann sonst wohl mehre Tage; der Teufel aber war im Augenblick damit fertig und forderte weitere Beschäftigung. — Da nahm der Mann ein Simri Kleesamen, streute den auf dem Felde aus und sagte, der Teufel solle den Samen wieder auflesen. Das war ihm eine Kleinigkeit und war in einer halben Stunde geschehen, so daß es dem Manne höllenangst wurde, als der Teufel schon wieder frische Arbeit verlangte. — Da merkte die Braut die Unruhe ihres Mannes und sprach: „was hast Du denn, daß Du so beständig ab und zuläufst?“ Da gestand der Mann ihr Alles und klagte ihr die Noth und die Gefahr, in der er schwebte. Die Braut aber sprach: „da will ich wohl helfen, hättest Du mir's nur gleich gesagt!“ und zupfte sich ein kurzes krauses Haar aus und gab das ihrem Manne und sprach: „bring das dem Teufel und verlange, daß er es grad mache!“ Das that der Mann denn auch. Der Teufel aber machte ein bös Gesicht und zupfte und zog und bog an dem Härlein herum, und legte es sogar auf einen Ambos und versuchte es mit einem Hammer grad zu klopfen; allein es war umsonst; der Teufel konnte

dieſe Arbeit an dem Tage nicht zu Stande bringen; das Haar blieb kraus und krumm und er war um ſeinen Preis geprellt. —

---

34. Der Schneider und die Sündflut.

Als Gott dem Vater Noah befahl, ſich ein großes Schiff zu bauen und von allen Thieren ein Paar darin aufzunehmen, da verordnete er zugleich, daß von jedem Handwerke ein Meiſter in dem Schiff gerettet werden ſolle, aber nur kein Schneider; denn die waren von Anfang an ein böſes Geſchlecht und ſollten deshalb ausgerottet werden. Trotz aller Vorſicht, die Noah anwandte, ſtahl ſich aber doch ein Schneider in das Schiff und verbarg ſich ſo gut, daß ihn Niemand gewahr wurde. Indes war es dem Schneider gar nicht wohl zu Muth, daß er ſich ſo ſtill halten mußte und keine loſen Streiche ausführen und die Menſchen nicht quälen konnte. Da fieng er endlich ein Paar Flöhe und machte denen von ſeinen Nadeln ſpitzige Stacheln; ebenſo ſetzte er den Bienen und Hornißen ihre Stacheln ein, die ſie ſeit der Zeit behalten haben. Alsbald aber entſtand ein großer Lärm in der Arche Noahs; die erſte Floh ſtach die Frau des Vater Noah; die Bienen und Hornißе quälten Menſchen und Thiere, alſo, daß man gar nicht begreifen konnte, wer dieſen Thierchen die Nadeln ge-

geben haben könnte und ſogleich den Verdacht ſchöpfte, daß ein Schneider mit in der Arche ſein müße. Deshalb wurde das ganze Schiff ſogleich durchſucht; und richtig, man fand auch den loſen Schneider und warf ihn ohne Gnade ſogleich aus dem Schiffe in's Waßer. Da hätte er nun elendiglich verſaufen müßen und dann wären wir noch heutiges Tages ohne Schneider und müßten unſre Kleider ſelbſt machen, wenn nicht eine langbeinige Waßerſpinne eben in der Nähe geweſen wäre; auf die ſetzte ſich flink unſer Schneider und ritt auf ihren Rücken ſo lang herum, bis die große Flut verlaufen und die Erde wieder trocken geworden war.

---

35. Der Schneider im Himmel.

Als der erſte Schneider in den Himmel aufgenommen wurde, entſtand dort eine große Freude, weil's etwas gar Unerwartetes und Seltenes war, und der liebe Gott verordnete deshalb eine feierliche Prozeſſion zu Ehren des Schneiders. Weil aber die Schneider ein merkwürdiges Völklein und ganz beſonders hochmüthig ſind, ſo war's auch unſerm Schneider im Himmel viel zu gering, an dem Zuge Theil zu nehmen, und er blieb daheim und beſah ſich unterdeſſen den Himmel. Da kam er auch an den göttlichen Thron, ſtieg hinauf und ſetzte ſich drauf, und bemerkte alsbald zur Seite ein Fenſter, das öffnete er und ſchaute herab

auf die Erde und konnte von da aus Alles erkennen, was nur auf der Erde geſchehen mochte. Da ſah er alsbald einen Schneider am Fenſter ſitzen und der war eben im Begriff, ein kleines Knäuel Garn zu ſtehlen. Darüber ergrimmte der Schneider aber ſo ſehr, daß er plötzlich ein Stuhlbein abbrach und das dem Schneider an den Kopf ſchleuderte. Als der liebe Gott zurückkam und den zerbrochenen Stuhl ſah, fragte er den Schneider, wer das gethan habe? Darauf erzählte er die ganze Geſchichte, die er geſehen hatte, ſehr eifrig. Der liebe Gott aber ſprach: „hätte ich alſo mit Dir verfahren, und jedesmal, wenn Du etwas geſtohlen, Dir ein Stuhlbein an den Kopf werfen wollen, ſo würde hier gewiß kein einziges mehr zu finden ſein.“ Dann mußte der Schneider wieder fort aus dem Himmel, und ſeither, ſagt man, habe man nie wieder einen Schneider hinein gelaßen. Möchte wohl wißen, ob's wahr iſt.

---

36. Die Tochter des Armen und das ſchwarze Männlein.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte ſehr viele Kinder und nichts zu eßen für ſie. Da wußte er ſich endlich gar nicht mehr zu helfen, und nahm einen Strick und ſteckte ihn ein und ſagte zu ſeinen Kindern: „ich will fort und ſehn, daß ich euch Brod ſchaffe.“ In ſeinem Herzen

aber hatte er den Gedanken, sich zu erhängen. — Als er nun in den Wald kam, band er den Strick an eine Eiche und wollte sich wirklich aufhängen, sah sich aber erst noch einmal um, ob auch Niemand in der Nähe sei, der ihn sehen könne. Und wie er eben sich umwandte, so stand ein schwarzes Männlein hinter ihm und fragte: „was willst Du da machen?“ Darauf erzählte ihm der arme Mann, daß er viele Kinder habe und die müßten Hunger leiden; diesen Jammer könne er nicht länger mehr mitansehen, und weil er doch nicht helfen könne und die Noth nur noch vermehre, so habe er lieber seinem Leben selbst ein Ende machen wollen.

Darauf sagte das schwarze Männlein: „da hast Du nichts Gutes im Sinn; es wäre Dir wohl sonst noch zu helfen. Wenn Du mir deine zwölfjährige Tochter geben willst, so sollst Du so viel Geld haben, daß ihr Alle mit einander reichlich davon leben könnt.“ Ja, die Tochter wollte der arme Mann ihm wohl geben, da sie es gewiß gut bei ihm habe, und darauf sagte das Männlein weiter: „nun, so will ich Morgen in einer Kutsche zu Dir kommen und das Geld bringen; das mußt Du aber, ohne ein Wort zu reden, hinnehmen und deine Tochter dafür in den Wagen setzen!“

Alsdann gieng der Arme wieder gutes Muthes nach Haus und sprach zu seiner Tochter: „morgen wird ein vornehmer Herr in einer Kutsche kommen und Dich abholen.“ Da freute sich das Mädchen und meinte, daß es glücklich sei. Und als der fremde Herr am folgenden Tage wirklich ankam und das Geld brachte, da setzte die Tochter sich ver-

gnügt zu ihm in den Wagen und fuhr mit ihm davon, bis daß sie vor ein Schloß kamen. Da führte der Mann sie hinein, und sagte ihr, daß sie ihn erlösen könne. Dann gieng er mit ihr in einen schönen Garten, der war ganz voll von Rosen und sagte zu ihr: „morgen werde ich verreisen; dann mußt Du an drei Morgen nach einander in dem Garten spazieren gehn und darfst von allen Rosen Dir abbrechen, so viele als Du haben willst; nur den Einen Stock mußt Du unberührt stehn laßen und mußt auch an mich nicht denken, wenn Du daran vorübergehst. Wenn Du das thust, dann werde ich erlöst werden; sieh, und dann will ich dieß Schloß mit allen Schätzen, die darin verborgen sind, Dir schenken."

Da versprach ihm das Mädchen, daß es gewiß Alles so machen wollte, wie er es gesagt hatte, und gieng gleich an den beiden nächsten Morgen in den Rosengarten und pflückte sich Rosen, aber keine von dem verbotenen Stocke. Als sie aber am dritten Morgen wiederkam, da waren gerade an diesem Einen Stocke so viele und so prächtige Rosen aufgeblüht, daß sie dabei stehn bleiben mußte und sie nicht genug betrachten konnte und dachte: „das sind einmal schöne Rosen! von denen möchte ich wohl eine haben! wenn es nur das schwarze Männlein nicht sähe!" Und dabei kam es ihr vor, als ob Jemand ihre Hand an den Rosenstock hinzöge, und dann dachte sie: „was kann denn das schaden, wenn ich ein paar abpflücke! das Männlein wird's nicht merken; es ist ja nicht einmal hier!" Und alsbald langte sie zu und brach sich ein paar Rosen von dem verbotenen Stocke.

Als sie darauf in das Schloß zurückgieng, kam ihr sogleich das schwarze Männlein entgegen und sagte: „ach, was hast Du gethan! was hast Du gethan! — aber erlösen mußt Du mich dennoch!“ Und dabei griff er ihr in den Mund und faßte ihre Zunge und ratsch! war sie abgeschnitten. Da versank plötzlich das Schloß in die Erde, und das Mädchen stand ganz allein und verlaßen da und hatte viele Schmerzen. Dann lief sie überall umher und kam in einen Wald und mußte von Kräutern leben, weil sie keine andere Nahrung finden konnte.

Da geschah es eines Tags, daß ein Graf in dem Walde Jagd anstellte und das Mädchen fand und es fragte: wo es her sei? Allein es konnte auf alle Fragen nicht ein einziges Wort erwiedern und nur durch Zeichen andeuten, daß es nicht reden könne; dem Grafen aber gefiel es so gut, daß er es mit auf sein Schloß nahm. Da schrieb es nun Alles auf, was ihm von Anfang an begegnet war, worüber der Graf ein großes Mitleid bezeigte und das junge Mädchen, das alle Tage schöner wurde, endlich so lieb gewann, daß er es zu seiner Frau nahm.

Da stand es kaum ein Jahr an, da gebar sie ihm ihr erstes Kind. Bevor das Kind aber getauft werden konnte, ließ der Graf jede Nacht wachen und ließ Lichter brennen, damit nicht etwa böse Geister es stehlen oder einen Wechselbalg dafür einlegen möchten. Aber dennoch kam das schwarze Männlein und holte das Kind, ohne daß die Wächter es hindern konnten. Darüber wurde der Graf sehr zornig und gab sich erst einigermaßen zufrieden, als seine Frau bald

darauf neue Hoffnung hatte, wieder ein Kind zu bekommen. So wie sie es aber zur Welt gebracht hatte, wurde es ihr abermals, trotz aller Vorsicht, von dem schwarzen Männlein gestohlen.

Die junge Gräfin wurde endlich zum dritten Male guter Hoffnung und kam glücklich mit ihrem Kinde nieder. Da ließ der Graf ein ganzes Regiment Soldaten vor dem Schloße aufstellen und alle Thüren wohl verwahren; das schwarze Männlein erschien aber doch wieder und gieng mitten durch die Wache, die es nicht abhalten konnte, hindurch und begab sich in das Schloß. — Allein dießmal war es nicht gekommen, um auch das dritte Kind zu holen, sondern es brachte vielmehr die ersten beiden frisch und gesund mit und stellte sie der Mutter wieder zu; gab ihr auch die abgeschnittene Zunge zurück und sagte: „Jetzt bin ich erlöst!“ und war alsbald verschwunden. — Da war die Freude groß, daß die Gräfin wieder reden konnte und daß sie auch ihre Kinder wieder bekommen hatte, und von da an lebte sie noch lange vergnügt und glücklich mit ihrem Manne und mit ihren lieben Kindern.

37. Das tapfere Schneiderlein.

Es war einmal ein Schneiderlein, das nähte um Lohn bei einer Bauersfrau; und wie es nun recht fleißig war, da kam eine Fliege nach der andern herbeigeflogen und plagte es; dann aber ließen sie sich nieder auf die Milchtropfen, die das Schneiderlein beim Frühstück verschüttet hatte, also, daß sich allmählig ein ganzer Schwarm dort zusammenfand. Und wie dieser Schwarm eben im besten Zuge war und trank, da nahm das Schneiderlein eine Fliegenpatsche und that einen kräftigen Streich auf die ungebetenen Milchtrinker, so daß ihrer wenige entkamen. Da staunte das Schneiderlein über seine große Kraft und Gewandtheit und begann die schwarzen Leichen zu zählen und zählte von eins bis dreißig. Dabei wurde es ihm ganz wunderbar zu Muth. „Frau, sagte es, ich kann nicht länger Schneider bleiben!" „Ei, warum denn nicht?" fragte die Wirthin. „Zählt doch nur! dreißig Stück auf Einen Schlag! Nein, ich bin zu andern Dingen berufen!" rief das Schneiderlein, ließ Nadel und Scheere und Fingerhut und all sein Geschirr liegen und schrieb auf ein Blatt Papier mit großen Buchstaben: „Ich hab ohne Zorn dreißig todt geschlagen auf Einen Schlag." Dieß Blättchen steckte es dann wie einen Schild an seinen Hut und wanderte hinaus in die Welt.

Wie das Schneiderlein nun so mitten auf der Straße dahinzog, kam ein schöner Wagen ihm entgegen, darin saß ein vornehmer Herr; da schritt es grad auf den Wagen los und wich weder zur Rechten noch zur Linken, so daß der

Kutscher zuletzt anhalten mußte; nachdem er aber gelesen, was an dem Hute des Schneiderleins stand, berichtete er es schnell dem Grafen, der in dem Wagen war, und dieser sagte: „guter Freund, ist das auch wahr, was da an eurem Hute steht?“ — „Ei, sagte das Schneiderlein, es muß ja wohl wahr sein, wie könnt' es sonst da geschrieben stehen?“ Sprach der Graf weiter: „wollt ihr in meine Dienste treten und das Land von den drei Riesen befreien, die auf dem Berge hausen, so will ich Euch meine Tochter zur Gemahlin geben.“ Ja, dazu war das Schneiderlein sogleich mit Vergnügen bereit und zog auf den Berg, um die Riesen aufzusuchen.

Unterwegs traf es drei große große Männer, die sagten: „was willst Du hier, Du Erdenwürmlein?“ Da erzählte ihnen das Schneiderlein ganz aufrichtig: „ein Graf hat mir seine Tochter versprochen, wenn ich die drei Riesen auf diesem Berge todt schlüge, und deshalb bin ich hergekommen.“ Da sahen die drei Männer einander an und lachten; denn das Schneiderlein hatte gar nicht gemerkt, daß die drei Männer eben die drei Riesen waren.

Als die drei Riesen nun aber die Worte am Hut des Schneiderleins lasen, stutzten sie und sagten, ob das wahr sei. „Ei freilich, antwortete es, wie könnt' es sonst da geschrieben stehen?“ — Darauf wünschten die Riesen, daß es doch eine Probe seiner Stärke ablegen möge. „Gut, sagte das Schneiderlein, wir wollen sehen, wer der stärkste von uns ist, und das wollen wir daran erkennen, daß er Waßer aus einem Steine drücken kann.“ Da nahmen die Riesen

harte Steine in die Hand und zermalmten sie zu Staub, aber Waßer wollte nicht herauskommen. Das Schneiderlein jedoch hatte zwei flache Steine gesucht und einen alten Käs, den es in der Tasche hatte, dazwischen gelegt, und als es nun an zu drücken fieng, da floßen wirklich schmutzige Waßertropfen aus den Steinen, daß die Riesen sich schier verwundern mußten und es nicht begreifen konnten.

Als sie darauf wieder eine Weile mit einander gegangen waren, fragten die Riesen das Schneiderlein: ob es auch werfen könne? „Das will ich meinen!“ sagte das Schneiderlein, und da es gerade auf der Erde ein Lerchennest sah und das Weibchen über den Eiern brütete, so bückte es sich und fieng flink die Lerche und rief: „Achtung! aufgepaßt!“ und warf den Vogel in die Luft. Der aber freute sich nicht wenig, daß er so schnell wieder loskam und stieg in die Luft immer höher und war bald gar nicht mehr zu sehen. Da guckten die Riesen und guckten sich beinah die Augen aus; aber der Stein kam nicht wieder herunter und sie glaubten fest, daß er bis in den Himmel geflogen sei. Das hätten die Riesen dem kleinen Männlein gar nicht zugetraut und kriegten ordentlich Respekt vor ihm, und weil sie wußten, was es im Sinne führte, so luden sie es ein, bei ihnen zu übernachten und nahmen es mit in ihr Schloß.

Hier merkte das Schneiderlein endlich aus Allem, was es dort sah, daß die drei großen Männer die Riesen sein müßten, und es war ihm gar nicht wohl bei der Sache, weil es seine Absicht schon verrathen hatte. — Als es in seine Schlafkammer kam, untersuchte es deshalb genau sein

Bett, und fand einen Leichnam unter demſelben. Da grauſte es ihm zwar ein wenig, aber es zog doch den todten Mann hervor und legte dieſen in's Bett, und es ſelbſt verkroch ſich unter das Bett. Und das war ſein Glück.

Denn die Rieſen ſagten, als ſie allein waren: „das Würmlein könnte uns doch noch was zu ſchaffen machen; wir wollen ihm deshalb lieber gleich heute Nacht ſein Lebenslichtlein ausblaſen.“ Und wie es eben zwölf Uhr war, trat einer von den Rieſen mit einer großen Eiſenſtange herein und that ein paar mächtige Schläge auf den Leichnam im Bette, daß Alles bebte und ſagte, als er fortgieng: „der wird genug haben!“ — Das Schneiderlein aber kroch darauf unter dem Bett hervor und legte die Leiche hinunter und ſich ſelbſt in das Bett, und ſchlief ruhig bis an den Morgen.

Wie verwunderten ſich aber die Rieſen, als das Schneiderlein wohlgemuth aus der Kammer trat. „Wie haſt Du geſchlafen?“ fragten ſie. „O recht gut! ſagte das Schneiderlein; nur haben mich eure Flöhe ein wenig geſtochen.“ Da wußten ſie gar nicht, was ſie ſagen ſollten, und luden es ein, es möchte doch noch länger bei ihnen bleiben. Ja, das wollte es wohl, und blieb da.

In der folgenden Nacht, als es zu Bett gieng, machte es das Schneiderlein nun wieder ebenſo, wie in der erſten, und legte die Leiche in's Bett und ſich ſelbſt unter das Bett. Wie es nun Mitternacht war, kamen zwei Rieſen mit einander und hieben beide ſo wetterlich auf die Leiche los, daß es dem Schneider faſt angſt wurde. Als ſie aber fort

waren, legte er die Leiche an ihren Platz und er selbst schlief dann in dem Bett bis zum Morgen. — Da staunten die Riesen noch weit mehr, als das Schneiderlein abermals lebendig hervortrat und sie fragten es sogleich, wie es geschlafen habe? „Recht gut, sagte es; aber ich glaube, es haben mich Wanzen gebißen."

In der dritten Nacht, dachte das Schneiderlein, werden wahrscheinlich alle drei mit einander über mich herfallen, und dann will ich mich wehren. Das Schneiderlein versah sich deshalb in der dritten Nacht mit einem Beil und legte sich weder in, noch unter das Bett, sondern stellte sich hinter die Thür in die Ecke. Und richtig, als es zwölf schlug, machten alle drei Riesen mit eisernen Stangen sich auf, um das Schneiderlein todt zu schlagen. Aber das stand hinter der Thür und passte wohl auf, und wie der erste Riese hereintrat, bekam er mit dem Beile einen scharfen Hieb in den Rücken, daß er todt hinfiel; ebenso der zweite; und als das der dritte sah, fürchtete er sich vor dem Schneiderlein und floh und lief bis zur Treppe. Aber das Schneiderlein hüpfte schnell hinter ihm her und gab ihm einen „Schuck" (Schupps), daß er die Treppe hinabstürzte und den Hals brach.

So waren alle drei Riesen todt, und nun begab sich das Schneiderlein zu dem Grafen und bat um die Tochter, die er ihm versprochen hatte. Die Tochter aber mochte das kleine Männlein nicht, und Einige erzählen, das Schneiderlein habe erst noch allerlei tapfere Thaten ausführen müßen, ehe der Graf ihm seine Tochter und seine halbe Herrschaft

übergeben habe. So viel aber ist gewiß, daß die schöne junge Gräfin am Ende noch die Gemahlin des tapfern Schneiderleins geworden ist.

---

38. König Blaubart.

Dicht an einem großen Walde lebte ein alter Mann, der hatte drei Söhne und zwei Töchter; die saßen einstmals beisammen und dachten eben an nichts, als plötzlich ein prächtiger Wagen angefahren kam und vor ihrem Hause still hielt. Dann stieg ein vornehmer Herr aus dem Wagen, trat in das Haus und unterhielt sich mit dem Vater und seinen Töchtern, und weil ihm die eine, welche die jüngste war, überaus wohl gefiel, so bat er den Vater, daß er sie ihm zur Gemahlin geben möchte. — Dem Vater schien das eine sehr gute Heirath, und er hatte schon lange gewünscht, daß seine Töchter noch bei seinen Lebzeiten versorgt sein möchten. Allein die Tochter konnte sich nicht entschließen, ja zu sagen. Der fremde Ritter nämlich hatte einen ganz blauen Bart, und vor dem hatte sie ein Grauen und es ward ihr unheimlich zu Muth, so oft sie ihn ansah. — Sie gieng zu ihren Brüdern, die tapfere Ritter waren, und fragte diese um Rath. Die Brüder aber meinten, sie solle den Blaubart nur nehmen, und schenkten ihr ein Pfeiflein und sagten: „wenn Dir irgend ein Leid zugefügt werden sollte,

ſo blas nur in dieſe Pfeife hinein! dann wollen wir Dir ſchon zu Hülfe kommen.“ So ließ ſie ſich denn bereden und ward die Frau des fremden Mannes, bewirkte es aber, daß ihre Schweſter ſie begleiten durfte, als der König Blaubart ſie zu ſeinem Schloße führte.

Als die junge Gemahlin dort ankam, herrſchte großer Jubel im ganzen Schloße und auch der König Blaubart war ganz vergnügt. Das gieng etwa vier Wochen lang ſo fort; da wollte er verreiſen und übergab ſeiner Gemahlin alle Schlüßel des Schloßes und ſagte: „Du darfſt überall im ganzen Schloße umher gehen und aufſchließen und beſehen, was Du willſt; nur die eine Thür, zu welcher dieſer kleine goldene Schlüßel gehört, die darfſt Du, ſo dein Leben Dir lieb iſt, nicht aufſchließen!“ O nein, ſie wollte dieſe Thür auch gewiß nicht öffnen, ſagte ſie. — Als aber der König eine Weile fort war, hatte ſie keine Ruhe mehr und dachte beſtändig daran, was wohl in der Kammer ſein möchte, die er ihr verboten hatte, und war ſchon im Begriff, ſie aufzuſchließen; da kam aber ihre Schweſter dazu und hielt ſie noch davon zurück. Allein am Morgen des vierten Tags konnte ſie es nicht mehr über's Herz bringen und ſchlich ſich heimlich mit dem Schlüßel hin und ſteckte ihn in das Schloß und öffnete die Thüre. Aber wie entſetzte ſie ſich da, als das ganze Zimmer voller Leichen lag, und das waren lauter Weiber. Sie wollte zwar die Thür ſogleich wieder zuſchlagen; allein der Schlüßel fiel heraus und in's Blut. Nun hob ſie ihn ſchnell auf, aber er hatte Blutflecken, und wie viel ſie ihn auch reiben und putzen mochte, die Flecken waren nicht

mehr wegzubringen. Da gieng ſie zu ihrer Schweſter und klagte und jammerte.

Als endlich König Blaubart von der Reiſe zurückkehrte, erkundigte er ſich ſogleich nach dem goldenen Schlüßel; wie er aber die Blutflecken daran ſah, ſagte er: „Weib, warum haſt Du auf meine Warnung nicht gehört? deine Stunde hat jetzt geſchlagen; bereite Dich vor zum Sterben! denn Du biſt in dem verbotenen Zimmer geweſen.“

Da gieng ſie weinend zu ihrer Schweſter, die oben im Schloß wohnte, und während ſie derſelben ihr Unglück klagte, gedachte die Schweſter der Pfeife, die ſie von den Brüdern bekommen hatte und ſprach: „gib mir doch die Pfeife! ich will unſern Brüdern ein Zeichen geben; vielleicht, daß ſie Dir noch helfen können.“ Und ſie blies dreimal in die Pfeife hinein, daß es einen hellen Klang gab, davon die Wälder ſich regten und bewegten.

Nach einer Stunde aber hörten ſie den Blaubart, wie er raſſelnd die Stiege herauf kam, um ſeine Gemahlin zu holen und zu ſchlachten. „Ach Gott, ach Gott! rief ſie aus, kommen denn meine Brüder nicht?“ und eilte zur Thür und verſchloß ſie und hielt ſie aus Angſt ſelbſt noch zu. Da pochte der Blaubart und ſchrie, ſie ſollten ihm aufmachen, und als ſie das nicht thaten, verſuchte er's, die Thür zu erbrechen. „Ach Schweſter, Schweſter, kommen denn meine Brüder nicht?“ ſprach ſie zur Schweſter; die ſtand am Fenſter und guckte in die Weite hinaus und ſagte: „ich ſehe noch Niemand!“ Unterdeſſen zertrümmerte Blaubart die Thüre immer weiter und wie er beinah ſo weit war, daß

er durch die Oeffnung hätte eindringen können, da sprengten plötzlich drei Ritter vor das Schloß und die Schwester rief aus dem Fenster, was sie nur konnte: „Hülfe! Hülfe!“ und winkte ihren Brüdern zu. Die stürmten auch alsbald die Treppe hinauf, wo sie den Hülferuf der Schwester gehört hatten, und als sie hier den König Blaubart mit dem Schwerte in der Hand vor der erbrochenen Thüre antrafen und drinnen das Geschrei der Schwester vernahmen, da merkten sie sogleich, was er im Sinn führte, und stießen ihm schnell den Degen durch die Brust, daß er todt war.

Als die Brüder darauf erfuhren, was der gottlose König ihrer Schwester hatte anthun wollen und daß er schon so viele Frauen umgebracht, da zerstörten sie sein Schloß, so daß kein Stein auf dem andern blieb, und nahmen alle Schätze mit fort und führten vergnügt ihre Schwestern wieder in das Haus ihres Vaters.

---

39. Der Engel auf Erden.

Ein Engel sagte einst zum lieben Gott: „ich möchte doch auch einmal auf die Erde und möchte sehen, wie es dort zugeht.“ Da sagte der liebe Gott: „ja, wenn Du es wünschest, so magst Du vier Wochen lang hinabgehen.“ Da kam der Engel sogleich vom Himmel auf die Erde. Auf der Erde aber war selbiges Jahr Alles sehr wohl ge-

rathen, alſo, daß die Menſchen überall fröhlich und guter Dinge waren und große Hochzeiten und Schmauſereien hielten, wozu ſie auch den Engel einluden; aber es wußte Niemand, daß der Fremde ein Engel war.

Dem Engel gefiel es nun ſo gut unter den Menſchen, daß er nicht nur die ganzen vier Wochen, ſondern auch noch zwei Tage länger dablieb. Als er darauf wieder zum Himmel zurückkehrte, bat er den lieben Gott um gnädige Strafe, daß er ſeine Erlaubnis übertreten habe; allein es habe ihm gar zu wohl bei den Menſchen gefallen. „Zur Strafe dafür, ſagte der liebe Gott, ſollſt Du von jetzt an alle Jahr einmal auf die Erde gehen und darfſt vier Wochen dort bleiben.“ Das wollte der Engel gern thun. Der liebe Gott aber fragte den Engel noch: „wird denn von mir auch auf Erden geſprochen?“ „Nein, ſagte der Engel, von Dir hat Niemand geſprochen.“

Darauf ließ Gott im nächſten Jahr ſehr wenig wachſen, wenig Korn, wenig Obſt und wenig Wein, ſo daß die Lebensmittel theuer wurden, und die Menſchen allerorten ſich kaum des Hungers erwehren konnten. Als nun der Engel dießmal auf die Erde kam, wurde er zu keiner Hochzeit, zu keinem Schmauſe und zu keinem Tanze eingeladen; denn es gab nichts als Hunger und Elend im Lande; Hochzeiten wurden gar nicht gefeiert, und wenn etwa eine vorkam, ſo ward ſie ganz ſtill gehalten. Das gefiel dem Engel gar nicht, weshalb er ſchon nach zwei Tagen wieder in den Himmel zurückkehrte. Sprach zu ihm der liebe Gott: „warum kommſt Du ſo bald wieder?“ „Ei, ſagte der Engel,

dieß Jahr gibt's da unten nichts als Hunger und Kummer; das mag ich nicht mit anſehen!" „Spricht man von mir auch?" fragte der liebe Gott weiter. „Ja wohl, ſagte der Engel, ſie ſprechen beſtändig von Dir." „Und was ſprechen ſie denn?" „Nun, ſagte der Engel, ſie meinen, Du würdeſt ihnen doch auch einmal wieder ein gutes Jahr geben, und bitten Dich darum."

Der Engel hatte nun gar kein Verlangen mehr, die Erde noch ferner zu beſuchen; ob aber der liebe Gott ihm dieſe Beſuche erlaßen hat, kann ich nicht ſagen.

---

40. Der Arme und der Reiche.

Der liebe Heiland und Petrus waren einmal mit einander auf Reiſen; da kamen ſie ganz ermüdet zu einem reichen Bauer und baten ihn, daß er ihnen ein Nachtlager geben möge. Der aber wies ſie mit groben Worten ab und ſagte: „da könnte mir jeder kommen; mein Haus iſt nicht für Landſtreicher gebaut. Geht zu meinem Nachbar da! der iſt ſo ein gutmüthiger Narr und behält Euch vielleicht." — Da giengen ſie fort und verſuchten es bei dem Nachbar; der war ein ganz armer Mann und beſaß nur ein kleines Häuschen, nahm aber doch die unbekannten Wanderer freundlich auf und hieß ſie willkommen und verſprach ſogleich, ihnen ein Nachtlager zu bereiten ſo gut er

es könne; dann lud er sie zu seinem Nachteßen ein und setzte ihnen vor, was sich in seinem kleinen Haushalte vorfand. Die Gäste aber dankten herzlich für den guten Willen und aßen nichts, sondern schliefen bloß in der Hütte des Armen.

Ehe sie am andern Morgen sich verabschiedeten, sagten sie noch ihrem Wirthe: er dürfe drei Wünsche thun, die sollten ihm gewährt werden; doch möge er das Beste nicht vergeßen. Da überlegte er mit seiner Frau, was sie sich wünschen sollten, und beide meinten, daß sie erstens wohl ein beßeres Haus brauchen könnten, zweitens, so viel Geld, als sie zum Leben nöthig hätten, und drittens, nach dem Leben das Himmelreich. „Das Alles soll Euch werden!" sprach der Heiland und gieng fort.

Wie der reiche Nachbar nun aus seinem Bett gestiegen war, sah er zum Fenster hinaus und guckte und guckte und glaubte noch zu träumen; denn es kam ihm so vor, als ob auf dem nämlichen Platze, wo Tags zuvor noch die ärmliche Hütte seines Nachbars gestanden, jetzt das prächtigste Haus stehe. Und so war es auch wirklich der Fall. Der Bauer hatte aber keine Ruhe, bis er selbst hinübergegangen war und das Haus berührt und erkannt hatte, daß es kein Luftgebilde war. Dann gieng er hinein und fragte den Nachbar: „um Gottes willen, Nachbar! wie kommt Ihr zu dem schönen Hause?" Der sagte: „es sind zwei Fremdlinge bei mir übernachtet und haben mir beim Abschiede drei Wünsche gewährt, davon ist der eine dieß neue Haus." Da schlug sich der andre vor den Kopf und sagte: „dieß Glück war eigentlich mir zugedacht; sie wollten zuerst bei mir einkehren,

ich aber habe sie Dir zugewiesen.“ Darauf ließ er sich den Weg weisen, den sie eingeschlagen, spannte seine Pferde an den Wagen und eilte ihnen nach.

Nicht lange so traf er auch die beiden Wanderer auf der Straße und grüßte sie freundlich und fragte, ob sie nicht auch ihm drei Wünsche gewähren möchten, wie dem Bauer, bei dem sie übernachtet. Der Heiland aber erkannte sogleich, daß dieß derselbe Mann war, der ihn gestern Abend nicht hatte aufnehmen wollen und sprach: „Du hast uns so gröblich von Deiner Thür gewiesen und uns nicht einmal eine einzige Nachtherberge gewähren mögen, und verlangst jetzt noch oben drein solche Wohlthaten von uns?“ Wie der Bauer sich aber noch nicht zufrieden geben wollte und noch weiter und zudringlicher redete, da ward der Heiland zornig und machte es, daß er plötzlich, wie vom Schlage gerührt, todt zur Erde stürzte, und das war seine Strafe.

---

41. Der Müller Hillenbrand.

Ein Müller, Namens Hillenbrand, war eifersüchtig auf seine Frau und glaubte, daß sie allzu freundlich gegen den Herrn Pfarrer sei. Um seiner Sache gewiß zu werden, unternahm der Müller eine Reise nach Seebronn, traf unterwegs einen Mann mit einer „Krätze“ (Korb) auf dem Rücken und bat ihn, daß er ihn in die Krätze nehmen und unver-

merkt in die Mühle tragen und daſelbſt mit ihm übernachten möge. Der Mann war dazu bereit und brachte ihn wohl verborgen wieder in die Mühle und hieng ſeine Krätze an die Wand.

Da kam alsbald auch der Pfarrer, und ſetzte ſich mit der Frau zu Tiſch und beide aßen und tranken und wurden ſo luſtig mit einander, daß ſie zuletzt ein Lied anſtimmten. Da ſang zuerſt der Pfarrer:

Wenn wir gegeßen und getrunken hab'n,
Dann liegen wir auf Stroh.
Viderallala, Viderallala!

Darauf ſang die Frau:

Mein Mann, der iſt nach Seebronn aus,
Iſt zehn Stund weit von hier.
Viderallala, Viderallala.

Dann fiel der Krätzemann ein und ſang nach derſelben Weiſe weiter:

Dort ſteckt ein Nagel in der Wand,
Dort hängt mein lieber Hillenbrand.
Viderallala, Viderallala!

Da regte ſich's auf einmal in der Krätze und der Müller ſelbſt ſang zum Schluß:

Jetzt kann ich aber nimmer ſchweigen,
Jetzt muß ich aus meiner Krätze ſteigen.
Viderallala, Viderallala!

Und dann kam er heraus und nahm einen Stock und jagte den Pfarrer zur Mühle hinaus.

42. Der Sohn des Kaufmanns.

In England lebte einmal ein reicher Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn, Namens Karl, der wünschte sich schon als Knabe nichts so sehr, als daß er einmal eine Reise nach Italien machen dürfe. Allein seine Eltern fürchteten, es könnte ihm auf einer so großen Seereise leicht ein Unglück zustoßen; deshalb erlaubten sie es ihm nicht, zumal er noch so jung war. Da mußte er warten, und wurde nun alle Tag um einen Tag, und alle Jahr um ein Jahr älter, bis er das zwanzigste Jahr erreicht hatte.

Da kam eines Tags ein Bote zu Karls Vater mit der Nachricht, daß sein Schiff, welches allerlei Waaren aus Italien holen sollte, untergegangen sei. Das war ein Schrecken für den Kaufmann! Er klagte und jammerte und wußte sich gar nicht zu faßen. — Da sagte endlich der Sohn: „Lieber Vater, es ist ja schon so Mancher um ein Schiff betrogen worden, indem man fälschlich angegeben hat, es sei gescheitert. Weißt Du was? laß mich nach Italien reisen! Da kann ich mich an Ort und Stelle nach dem Schicksale unsers Schiffs erkundigen und will es schon herausbringen, wenn ein Betrug damit vorgegangen ist.“ Dieser Vorschlag schien dem Vater gut, und er traf sogleich alle Einrichtungen und rüstete seinen Sohn aus, so daß er mit dem nächsten Schiffe gleich abreisen konnte.

Nach kurzer Fahrt landete das Schiff unterwegs an einer Küste, bei einer Stadt, in der man einige Einkäufe machen und Erfrischungen zu sich nehmen wollte. Während

der Zeit war Karl an's Land gestiegen und hatte sich in ein Wirthshaus begeben, das dicht am Ufer lag, und sah hier dem Spiel der Wellen zu, wie sie sich hin und hertrieben und eine die andere verdrängte, und konnte sich nicht satt daran sehen. — Endlich war das Schiff wieder vollständig ausgerüstet, der Wind war günstig, man lichtete die Anker, zog die Segel auf und nun gieng's lustig fort in das weite wogende Meer hinein.

Ohne einen Unfall kam Karl sodann an der Küste von Italien an, landete in der Hauptstadt des Königreichs und miethete sich eine Wohnung in einem schönen Gasthofe, der mitten in der Stadt lag. Von seinem Fenster aus konnte er hier in vier lange Straßen hineinsehen.

Da hörte er eines Tags einen gewaltigen Lärm und ein Geschrei auf der Straße, daß er schnell an's Fenster sprang und hinaussah. Da waren unten eine Menge Männer und Weiber und Kinder versammelt und sahen zu, wie eine zusammengerollte Kuhhaut durch die Straßen geschleift wurde. „Was soll das bedeuten?" fragte Karl den Wirth. „Das ist ein Kaufmann, sagte dieser, der hat Bankerott gemacht, und ein solcher wird nach dem Gesetze aufgehängt und seine Leiche dann in eine Kuhhaut genäht und in der ganzen Stadt herumgeschleift, dann auf das Feld geworfen und den Vögeln zum Fraße Preis gegeben."

Da bedauerte Karl den armen Mann und fragte den Wirth, ob denn Niemand die Leiche beerdigen dürfe? „O ja, sagte der Wirth, wer den dritten Theil der ganzen Schuld bezahlen will, der darf es thun." Darauf erkundigte sich

Karl nach der Größe der Schuld, und als er sah, daß sein Geld hinreichend sei, so gieng er zum Richter und bezahlte den dritten Schuldtheil und erhielt dafür die Leiche, der er nun ein ehrliches Begräbnis zukommen ließ.

Von dem Schiffe seines Vaters konnte er aber gar nichts erfahren, deshalb reiste er bald wieder nach England zurück. Nach einer glücklichen Fahrt landete das Schiff endlich an derselben Küste und in demselben Hafen, wo es auch bei der Hinreise sich eine Weile aufgehalten hatte. Karl begab sich wieder in das Wirthshaus, wo er eine so schöne Aussicht auf das Meer hatte. Da sah er alsbald ein kleines Schiff anfahren, aus dem stiegen zwei Männer und zwei Mädchen heraus und kamen in dasselbe Wirthshaus, in welchem Karl sich aufhielt. — Nachdem sie sich die Tageszeit geboten und einander ausgefragt hatten, wo sie hergekommen und wo sie hin wollten, fiengen sie an zu spielen, und da hatte Karl so großes Glück, daß er ihnen alles Geld, was sie bei sich hatten, abgewann. Darauf sagten jene: „jetzt kauf uns auch die zwei Frauenzimmer ab, daß wir nur weiter kommen können!“ Das that Karl sogleich und gab ihnen, was sie forderten; denn er merkte wohl, daß die Männer Seeräuber waren und die armen hübschen Mädchen irgendwo mit Gewalt weggenommen hatten; und dann schiffte er vergnügt mit ihnen weiter und brachte sie in das Haus seines Vaters.

Der Vater machte ein bitterböses Gesicht, als Karl mit den zwei Mädchen ankam; und weil Karl bestimmt erklärte; daß er die Mädchen niemals verlaßen werde, so ver-

wies der Vater sie alle miteinander aus seinem Hause. Da kaufte Karl sich einen kleinen Kaufladen und richtete ein eigenes Handelsgeschäft ein, und die beiden Mädchen, die Schwestern waren, halfen ihm dabei; die jüngste besorgte den Haushalt, und die älteste und schönste wurde Ladenjungfer, und alle beide waren so sparsam und fleißig und sorgten so gut für ihren Herrn, daß er schon nach wenigen Jahren seinen Kaufladen bezahlen konnte und ein schuldenfreies Haus hatte.

Als Karls Vater dieß erfuhr, und hörte, wie Jedermann die beiden Mädchen so sehr lobte, da gedachte er sich selbst davon zu überzeugen und verkleidete sich und gieng eines Morgens, als sein Sohn gerade ausgegangen war, in den Laden, um ein Stück Tuch zu kaufen. Die Ladenjungfer legte ihm allerlei Proben vor; allein er handelte so genau und das Mädchen, das ihn nicht erkannte, hielt dagegen so fest an dem geforderten Preise, indem sie sagte, sie dürfe ohne den Willen ihres Herrn das Tuch nicht billiger hergeben, daß der Mann, ohne etwas zu kaufen, wieder fortgieng. Für sich aber dachte er: „das muß doch ein ordentliches Mädchen sein; die ist gehörig auf den Vortheil meines Sohnes bedacht.“ Und dann nahm er sich vor, daß er sich mit seinem Sohne wieder aussöhnen und ihn wieder unterstützen wollte, ließ ihn deshalb zu sich rufen und sagte zu ihm: „Es ist nicht länger gut, daß Du so allein und ledig Dein Geschäft führst; nimm Dir eine Frau, und ich will Dir Geld geben, daß Du deinen Handel größer und freier einrichten kannst!“ „Wenn ich einmal heirathen werde, sagte

Karl, ſo nehme ich aber keine andere, als eine von den beiden Mädchen, die ich gekauft habe.“ „Nun, wie Du willſt, ſagte der Vater; ich glaube, daß es ſehr ordentliche Mädchen ſind, und wenn ſie auch kein Geld haben, ſo magſt Du doch immerhin eine von ihnen heirathen; ich habe nichts mehr dagegen.“

Da gieng Karl vergnügt heim und ſagte den beiden Mädchen alles, was er mit dem Vater geſprochen hatte, worüber ihnen das rothe Blut ſchier in die Wangen ſchoß, daß ſie wunderlieblich anzuſehen waren. Karl ſagte aber weiter: „Ich habe euch alle beide ſo lieb, daß ich nicht weiß, welcher von euch ich den Vorzug geben könnte; ich will deshalb das Loos befragen; das wird mir wohl anzeigen, welche von euch der Himmel mir zur Frau beſtimmt hat.“ Die Mädchen waren damit zufrieden, und ſo zog Karl das Loos, und zog ſich die älteſte und ſchönſte, die alsbald auch ſeine liebe Frau wurde.

Nachdem ſie mehre Jahre glücklich mit einander gelebt hatten, las die Frau einmal in der Zeitung. Da wurde aus Italien geſchrieben: der König habe bekannt machen laßen, daß wer ſeine beiden Töchter, die von Seeräubern geraubt worden, ihm wieder zuführen könnte, der ſollte König von Italien werden. — Da dachte die Frau: es iſt doch beßer, Königin von Italien zu ſein, als eine Kaufmannsfrau; und als ihr Mann nach Hauſe kam, entdeckte ſie ihm, wer ſie und ihre Schweſter eigentlich ſeien und bat ihn dann, daß er doch ſein Hab und Gut verkaufen und ſie nach Italien zu ihrem Vater zurückbringen und dort König

werden möchte. Ja, dazu hatte Karl wohl Luſt, verkaufte ſein Haus, nahm Abſchied von Vater und Mutter und ſegelte mit ſeiner Frau und ihrer Schweſter vergnügt wieder in's Meer hinaus, um König von Italien zu werden.

Unterwegs wollten ſie an derſelben Küſte, wo Karl die beiden Prinzeſſinnen den Seeräubern abgekauft hatte, landen, und ſprachen eben mit einander von jener Zeit, als ſie von der andern Seite her zwei große Schiffe an's Land fahren ſahen. „Ach, das ſind ja italieniſche Schiffe!" rief die jüngſte Schweſter. „Und ich glaube, ſagte die andere, ich ſehe italieniſche Soldaten darauf." Deshalb warteten ſie, bis die Leute ausſtiegen. Aber wie erſchrack die junge Frau, als unter den Soldaten, die aus dem Schiffe kamen, plötzlich ein italieniſcher Prinz erſchien und vor ihr ſtand; ſie kannte den Prinzen recht gut; denn es war eben der, der ſchon lange gewünſcht hatte, ſie zu heirathen. Seit ſie aber von den Seeräubern entführt war, hatte er ſich mit zwei Schiffen auf's Meer begeben und kreuzte hin und her, um ſie aufzuſuchen und wollte nicht von ihr ablaßen, weil er ſie ſo ſehr lieb hatte.

Als er nun ſeine Geliebte wieder vor ſich ſah und den Mann an ihrer Seite, ſprach er ganz heftig: „wer iſt der Menſch da?" Denn er hielt ihn für den Räuber. „Der iſt mein Gemahl!" ſagte ſie. „So? der iſt dein Gemahl?" rief der Prinz ganz wüthend, und gab ſogleich Befehl, daß die Soldaten den Mann todtſchießen ſollten. Da fielen ihm aber die beiden Schweſtern zu Füßen und baten ihn ſo dringend, ihren Freund doch nicht zu erſchießen, daß der Prinz für den Augenblick nachgab. Alsbald aber ließ er

ihn auf ein Brett binden und das Brett in's Meer werfen, daß die Wellen es forttrieben. Dann führte er die beiden Prinzessinnen in dasselbe Wirthshaus, wo Karl sie von den Seeräubern losgekauft hatte. Da stellten sie sich an's Fenster und blickten in das Meer hinaus und sahen alsbald, wie die Wellen ihren Retter auf und ab trieben, und fiengen bitterlich an zu weinen, weil sie ihm gar nicht helfen konnten. Das ärgerte aber den Prinzen und er hieß sie von dem Fenster weggehen und sprach: „Wenn euer Leben euch lieb ist, so schwört mir hier auf der Stelle, daß ihr daheim eurem Vater sagen wollet: ich hätte euch von den Seeräubern erlöst, und sagt nur kein Wort von dem Menschen da!" Die Prinzessinnen aber waren so bestürzt, daß sie zu allem Ja sagten, wozu er sie zwang. Dann fuhren sie mit einander zu ihrem Vater zurück; der war überaus glücklich, als er seine Kinder wiedersah, und machte sogleich Anstalt, die älteste Tochter mit dem Prinzen zu vermählen und ihm das ganze Reich zu übergeben. —

„Was ist denn aber aus Karl geworden?" fragst Du mich. Gib Acht! ich will Dir's genau erzählen:

Er wurde erst noch eine lange Zeit von den naßen Wellen hin und her geworfen und konnte nicht sterben, weil er nicht untersank. Endlich aber kam ein großer Vogel auf ihn zugeflogen, trieb das Brett an's Ufer auf eine Sandbank, hackte dann mit seinem Schnabel die Stricke entzwei und sprach zu Karl: „Ich bin der Geist des Kaufmanns, den Du einst hast begraben laßen. Zum Dank für diese Wohlthat will ich Dir nun wieder helfen. Geh nach Italien

in die Stadt, woselbst mein Grabmal ist! Dort gib Dich für einen Maler aus, und man wird Dich alsbald in das königliche Schloß bestellen und Dir ein Zimmer zum Bemalen übergeben. Dann mußt Du aber Niemand bei Dir dulden, mußt die Thür verschließen und den Oberflügel des Fensters aufmachen. Für das Weitere will ich dann schon sorgen." Nachdem der Vogel dieß gesagt hatte, flog er fort.

Nun benutzte Karl die erste Gelegenheit, um nach der Hauptstadt des Königs zu fahren und kam glücklich dort an. Da war ein großer Jubel in der Stadt; denn überall sprach man von der Vermählungsfeier des Prinzen mit der Prinzessin, und die ganze Stadt sollte festlich geschmückt werden.

Als Karl in's Wirthshaus trat, fragte ihn der Wirth, wo er herkomme? „Ich komme aus England, und bin ein Maler." „Ei, sagte der Wirth, da kommt ihr ja grade recht; denn unser Hofmaler hier sucht schon seit' einigen Tagen einen Gehülfen, der ihm einige Zimmer im Schloße bemalen helfen soll." Und sogleich schickte der Wirth zu dem Hofmaler und ließ ihm melden, daß ein fremder Maler bei ihm angekommen sei. Darüber war der Hofmaler sehr froh und kam auf der Stelle selbst und nahm ihn mit in das Schloß.

Nun wünschte aber Karl, daß er allein ein Zimmer erhalte, wo er malen solle, was der Andere gern zugab und ihn allein ließ. Darauf schloß Karl die Thür zu, öffnete den obern Flügel des Fensters und sah hinaus in die Luft und guckte und guckte, daß ihm Zeit und Weile lang wurde

und er ſich gar nicht mehr zu helfen wußte; denn der Geiſt des Kaufmanns ließ ſich nirgends ſehen.

Endlich kam der Vogel angeflogen und hielt einen Degen im Schnabel, ſetzte ſich in das offene Fenſter und ſagte: „nimm den Degen und hau mir den Kopf ab!“ Karl aber ſagte: „Ach nein, das kann ich nicht!“ „Wenn Du das nicht thuſt, ſagte der Vogel, ſo kann ich Dir auch nicht helfen.“ Da nahm er den Degen und hieb dem Vogel den Kopf herunter; da fiel der Kopf in's Zimmer, der Rumpf aber flog fort, und mit einem Male ſtand der Geiſt des gehängten Kaufmanns vor Karl, worüber er ſo erſchrack, daß er ohnmächtig wurde und bewußtlos zu Boden fiel.

Nachdem er auf die Art eine lange Zeit in tiefem Schlafe gelegen hatte, klopfte Jemand an der Thür, davon wachte er auf und ſah, daß das ganze Zimmer bemalt war; an der Decke war das Firmament dargeſtellt, Sonne, Mond und Sterne, an den Seiten aber ſein eigener Lebenslauf, von ſeiner erſten Reiſe nach Italien an bis zu dieſer zweiten. Darauf öffnete er die Thür, um zu ſehen, wer geklopft hatte; es war der König, der mit ſeinen beiden Töchtern die Malerei beſehen wollte. Kaum aber waren ſie hereingetreten, als die älteſte Tochter ihn erkannte und rief: „Um Gottes willen, lieber Mann, wie biſt Du hieher gekommen?“ Da erzählte er Alles, was ihm begegnet war, und ſeine Frau erzählte ihrem Vater nun, wie dieſer Mann ſie von den Seeräubern losgekauft und wie ſie ſchon ſeit mehren Jahren ſeine Frau geworden ſei; wie ſie dann auf ihrer jetzigen Heimreiſe mit dem Prinzen zuſammen getroffen

ſei; der habe ihren Mann erſt erſchießen laßen wollen, und endlich auf ein Brett gebunden und in's Meer geworfen; ſie aber und ihre Schweſter hätten ihm ſchwören müßen, zu ſagen, daß er ſie erlöſt habe.

Darauf ſagte der König zu Karl: „halt Dich ganz ruhig in dem Gaſthofe bis zu dem Tage, wo die Vermählung meiner Tochter ſein ſoll! Du mußt auf jeden Fall dabei ſein.“ Und ſchon nach einigen Tagen wurde Karl zu einem großen Gaſtmahle geladen, welches der König vor der Hochzeit geben wollte. Da kamen viel vornehme Gäſte in dem Saale zuſammen, den Karl bemalt hatte, und aßen und tranken und bewunderten die ſchöne Malerei an der Decke und an den Seitenwänden. Und endlich ſtand der König auf und ſagte: „Wer mir erklären kann, was die Bilder da bedeuten, der ſoll König von Italien werden.“ Da gaben ſich Alle große Mühe und ſtudirten, beſonders der Prinz; allein er mochte ſich beſinnen ſo viel er wollte, ſo konnte er doch nicht herausfinden, was die Gemälde vorſtellen ſollten.

Da erhob ſich endlich Karl, nahm einen kleinen Stock in die Hand und deutete auf die Bilder und ſprach:

Das da oben iſt das ganze Firmament: Sonne, Mond und Geſtirne. Das Bild da an der Seite ſtellt einen engliſchen Kaufmannsſohn vor. Hier tritt er ſeine erſte Seereiſe nach Italien an. Hier landet er unterwegs in einer Hafenſtadt. Hier fährt er in die Hauptſtadt des Königs von Italien ein. Hier kauft er einen Kaufmann los, den man erhängt und in eine Kuhhaut genäht hatte. Hier läßt er den Kaufmann begraben. Hier tritt er ſeine Rückreiſe

nach England an. — Hier landet er unterwegs in der Hafenstadt. Hier spielt er mit zwei Seeräubern. Hier kauft er ihnen zwei junge Mädchen ab. Hier betritt er sein Vaterhaus. Hier verstößt ihn sein Vater mitsamt den beiden Mädchen. Hier verheirathet er sich mit dem einen Mädchen. Hier reist er mit seiner Frau und ihrer Schwester wieder nach Italien. Hier landen sie unterwegs und besuchen dasselbe Wirthshaus, wo er seine Frau losgekauft. Hier sind zwei italienische Schiffe gelandet. Hier wollen die Soldaten den Kaufmannssohn todt schießen, während die beiden Frauenzimmer fußfällig für ihn bitten. Hier wird er, auf ein Brett geschnallt, in's Waßer geworfen. Hier kommt ein Vogel und löst ihm die Banden. Hier kommt er in der königlichen Hauptstadt an. Hier bemalt er im Schloß ein Zimmer. Hier sitzt er im königlichen Schloß bei der Vermählung seiner Frau, und dieser Kaufmannssohn, — das bin Ich!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so wurde der Prinz auf Befehl des Königs festgenommen und in's Gefängnis geworfen und zum Tode verurtheilt. Karl aber feierte jetzt zum zweiten Male seine Vermählung; da gieng's erst recht fröhlich her, das kannst Du glauben, und dann ist er König von Italien geworden.

43. Eſchenfidle.

Es war einmal eine Mutter, die hatte zwei Töchter, von denen mochte ſie die eine viel lieber als die andere. Die eine bekam die ſchönſten Kleider und durfte ſpazieren gehen, ſo oft ſie wollte, und alle Geſellſchaften und Tänze beſuchen, weil die Mutter meinte, daß ihre Lieblingstochter auf die Art recht bald einen vornehmen Bräutigam finden werde. Die andre Tochter aber mußte immer zu Haus bleiben und die niedrigſte Arbeit im Kuhſtall, in der Küche und im Garten verrichten, und bekam außerdem ſo ſchlechte Kleider, daß ſie ſich vor fremden Leuten gar nicht ſehen laßen konnte. Weil ſie aber von der Hausarbeit beſtändig ſtaubig und ſchmutzig ausſah, und oftmals, wenn ſie ſich ausruhen wollte, auf den Aſchenheerd in der Küche ſich ſetzen mußte, ſo nannte man ſie zu Haus nur das „Eſchenfidle.“ — Was dem armen Mädchen aber am weheſten that, das war, daß die Mutter ihm auch verboten hatte, in die Kirche zu gehen und ihm deshalb keine Sonntagskleider geben wollte.

Da ſetzte ſich Eſchenfidle eines Sonntags in den Garten unter einen Baum und weinte bitterlich, weil es gar niemals in die Kirche kommen konnte. Da trat ein kleines weißes Männlein zu ihm her und fragte: „was weinſt Du?“ Als nun Eſchenfidle dem weißen Männlein ſeinen Kummer geklagt hatte, da ſprach es zu ihm: „ſei nur ſtill! wenn Du des Sonntags in die Kirche gehen willſt, ſo komm nur immer zu dieſem Baum und ſprich:

Bäumlein, Bäumlein ſchüttle dich,
Schüttle alles Gold und Silber an mich!

Dann wirſt Du ſogleich die ſchönſten Kleider erhalten. Du mußt aber jedes Mal ſo lange warten, bis daß alle Leute in der Kirche ſind und immer nur ganz zuletzt hineingehen. Dagegen mußt Du immer die erſte ſein, die die Kirche wieder verläßt und mußt mit deinem Schmucke zu dem Baume hintreten und ſprechen:

Bäumlein, Bäumlein ſchüttle dich,
Zieh alles Gold und Silber an dich!

Dann wird der Baum Alles wieder zurücknehmen."

Gleich am nächſten Sonntag machte es nun das Eſchenfidle gerade ſo, wie es das weiße Männlein geſagt hatte, gieng zu dem Baume, als ihre Mutter und Schweſter ſo wie alle andern Leute ſchon in der Kirche waren und ſagte den Spruch her:

Bäumlein, Bäumlein ſchüttle dich,
Schüttle alles Gold und Silber an mich!

Da wurde es mit einem Male von oben bis unten in die ſchönſten Kleider von Gold und Silber eingehüllt und gieng damit in die Kirche, hörte die Predigt an und verließ die Kirche, ehe noch ein anderer herausgekommen war, und übergab dem Baum auch ſogleich wieder dieſe Sonntagskleider.

Alle Leute aber, die in der Kirche waren, verwunderten ſich über das ſchöne Mädchen mit den goldenen Schmuckſachen, und keiner hätte geglaubt, daß das arme Eſchenfidle darunter ſtecke. Auch ihre Schweſter war ganz entzückt da-

von und sagte, als sie heimkam: „Eschenfidle, wärst Du heut in der Kirche gewesen, so hättest Du was Schönes sehen können. Da war ein fremdes Fräulein, die hatte Kleider von lauter Gold und Silber an, daß es eine Freude war.“ Dabei war Eschenfidle ganz vergnügt und lächelte still für sich. — Als es aber am folgenden Sonntage zum zweiten Male in der Kirche sich sehen ließ und ohne daß Jemand es erkannte, wieder verschwand, da zerbrachen sich alle Leute den Kopf über das reiche schöne Fräulein; am meisten aber ein junger reicher Kaufmann. Dem gefiel sie so gut, ach so gut, daß er sie gar zu gern zu seiner Frau genommen hätte.

Da passte er nun jeden Sonntag auf und hätte sie gern einmal allein gesprochen; aber er konnte sie niemals treffen. Gieng er ganz früh in die Kirche, so war sie noch nicht da; wartete er bis spät, so daß er meinte, er sei der letzte, so kam sie doch immer noch später und war die Allerletzte. Und wenn er nach der Predigt auch sogleich fortgieng, so war sie doch jedesmal schon vor ihm hinausgegangen und war wie verschwunden.

So hatte Eschenfidle schon an fünf Sonntagen die Kirche besucht. Am sechsten endlich ließ der Kaufmann alle Leute bis auf das schöne Fräulein in die Kirche gehen und bestrich dann den Steinboden vor der Kirchenthür mit Pech und verbarg sich in der Nähe. Er dachte nämlich, das schöne Mädchen sollte mit ihren Füßen an dem Pech sich festtreten und dann wollte er es wieder losmachen und mit ihm reden. Und richtig kam auch Eschenfidle alsbald und

gieng über das Pech, und blieb ſtecken. Da lief der Kaufmann herzu; aber Eſchenfidle ließ den einen Pantoffel ſtecken und gieng ohne ihn und ohne mit dem Kaufmann geſprochen zu haben, in die Kirche. Der Kaufmann aber konnte das wunderſchöne Pantöffelchen nicht genug betrachten und nahm es mit nach Haus.

Als Eſchenfidle dießmal aus der Kirche kam und zu dem Baume gieng und ſprach:

Bäumlein, Bäumlein ſchüttle dich,
Zieh alles Gold und Silber an dich!

da wollte der Baum die goldenen Kleider nicht nehmen, weil etwas daran fehle. Da mußte Eſchenfidle ſie ſich ſelbſt ausziehen und legte ſie zuſammen und verſteckte ſie in ſeinem Bette.

Am andern Tage nun fragte der Kaufmann in dem ganzen Orte herum, ob nicht Jemand einen goldenen Pantoffel verloren habe, und gieng ſelbſt von Haus zu Haus und ſagte, daß diejenige ſeine Frau werden ſolle, für deren Fuß dieſer ſchöne kleine Pantoffel paſſe. Da probirten ihn gar viele Mädchen an, kannſt Dir denken! die alle gern den reichen Kaufmann geheirathet hätten; aber für alle war er zu klein. Ein Mädchen ſchnitt ſich ſogar die große Zehe vom Fuße herunter und meinte, ſie müßte das Pantöffelchen mit Gewalt anbringen; aber es wollte immer doch nicht paſſen.

Da kam der Kaufmann auch zu der Mutter vom Eſchenfidle mit ſeinem Pantoffel. Die Mutter ſagte ihm, ſie habe zwar zwei Töchter, aber die eine ſei ſo häßlich, daß ſie ſie Niemand zeigen könne, und führte ihm bloß ihre Lieb-

lingstochter vor. Die hatte zwar ein ganz zierliches Füßchen; aber für das Pantöffelchen war es doch noch viel zu groß. Da nöthigte der Kaufmann die Mutter so lange, bis sie endlich auch ihre andere Tochter holte.

Wie nun Eschenfidle hereintrat und das goldene Pantöffelchen sah, sprach es sogleich: „ach das hab ich schon lange vermißt!“ und probirte es an. Da passte es auch so genau auf sein Füßchen, als ob's ihm angegoßen wäre. Und nun war der Kaufmann ganz glückselig, und da er dem Eschenfidle ebenfalls sehr gut gefiel, so verlobten die beiden sich auf der Stelle und haben bald darauf Hochzeit gehalten.

---

44. Der erlöste Kapuziner.

Ein Bauersmann hatte eine Tochter, die mußte ihm auf dem Felde die Schweine hüten; weil ihr aber seit einiger Zeit fast an jedem Tage ein Schwein verloren gieng, so bestrafte sie endlich der Vater recht tüchtig. Da passte sie das nächste Mal den ganzen Tag auf und wandte ihr Auge von der Heerde gar nicht mehr ab. Als nun die Mittagsstunde kam, lief eine Sau fort. Da sprang das Mädchen ihr sogleich nach, um sie zurückzutreiben; aber die Sau rannte in Einem fort und das Mädchen rannte hinter ihr her, bis sie in eine „Klinge“ (Thal) kam. Da sah sie großmächtige Felsen. Auf einmal aber war das Schwein verschwunden,

und als das Mädchen zu der Stelle kam, bemerkte es daſelbſt einen Eingang und begab ſich hinein. Da war ſie in einer Höhle und fand dort das Schwein, indem es aus einer Spühlgelte fraß, und nachdem es ſich ſatt gefreßen, wollte ſie es hinaustreiben. Da rief aber eine Stimme dem Mädchen zu: „die Sau darf nicht wieder fort, ſondern muß hier verzehrt werden; und Du darfſt auch nicht mehr fort; denn Du biſt dazu geboren, daß Du mich erlöſen kannſt. Deshalb mußt Du hier bleiben und mußt für mich kochen. Ich bin ein Kapuziner, bin ſchwarz und muß weiß werden, und wenn ich ſo einmal komme, dann bin ich erlöſt. Es werden jeden Tag zwölf Männer in die Höhle kommen, die werden hier eßen, und wenn ſie gegeßen haben, werden ſie tanzen und alsdann wieder fortgehen. Du darfſt aber nie ein Wort mit ihnen reden, ſonſt werden ſie Dich umbringen. Wenn Du nun Alles ſo machſt, wie ich Dir's geſagt habe und meine Erlöſung zu Stande bringſt, dann ſollſt Du alle Schätze haben, die in dieſer Höhle verborgen ſind."

Darauf that das Mädchen in Allem ſo, wie ihr der Kapuziner geſagt hatte, und verſah ſeine Küche. Als ſodann die zwölf Männer kamen, die halb weiß und halb ſchwarz gekleidet waren, ſprachen ſie ſogleich zu dem Mädchen: „was machſt Du da?" Das Mädchen aber gab ihnen keine Antwort. Dann aßen ſie und tanzten und giengen weiter.

Das dauerte ſo eine lange Zeit und oft dachte das Mädchen ſtill für ſich: „ach, wenn doch nur erſt der Kapuziner im weißen Kleide erſchiene, daß ich aus der Höhle

wieder hinaus könnte!" — Und endlich und endlich kam auch ein ſchneeweißer Mann, der ſprach: „jetzt bin ich erlöſt; Du kannſt nun heimgehen und einen Wagen holen, und alles Geld nehmen, das hier in der Höhle iſt." Darauf verſchwand er. Das Mädchen aber lief voller Freuden zu ihren Eltern zurück und erzählte ihnen Alles, wie es ihr gegangen war: wie ſie dem Schwein nachgelaufen und in die Höhle gekommen ſei und einen Mann habe erlöſen müßen.

Da waren auch die Eltern froh, denn ſie hatten große Sorge wegen ihrer Tochter ausgeſtanden und ſie ſchon überall geſucht, aber nirgends eine Spur von ihr gefunden, und erkannten ſie faſt nicht mehr. Dann fuhr ihr Vater mit einem Wagen hin und holte das Gold und Silber aus der Höhle, ſo daß er auf einmal unermeßlich reich wurde.

---

45. Der Kloſterbarbier.

Ein junger Mann hatte von ſeinen Eltern ein großes Vermögen geerbt; weil er ſelbſt aber nicht haushalten konnte und arbeiten nicht mochte, ſo nahm ſein Reichthum ein raſches Ende und eh er ſich's verſah, war er genöthigt, Haus und Hof zu verkaufen, um nur ſeine Schulden bezahlen zu können. Da blieb ihm nichts übrig, als ein Schuldſchein von dreihundert Gulden, der lag ſchon ſeit vielen Jahren da; der Schuldner aber wohnte weit weg, und deshalb machte

er sich eines Tages auf, um diese Forderung einzutreiben, mußte aber das Geld zu der Reise von einem Freunde entlehnen, so arm war er jetzt. Dann wanderte er fort und traf, als es schon Abend geworden und er sehr müde war, einen Mann; bei dem erkundigte er sich nach dem Wege und nach einer Herberge, und hörte von diesem Manne, daß es nur noch eine halbe Stunde Wegs bis zum Kloster sei, wo er umsonst übernachten könne. Das war ihm sehr lieb, denn viel Geld hatte er nicht zu verzehren und war auch an dem ganzen Tage noch in kein Wirthshaus eingekehrt.

Wie er nun endlich zum Kloster kam, und so recht behaglich dasaß und sich ausruhen und erquicken konnte, rief er aus: „ach eine freudige Stund läßt doch zehn traurige vergeßen!“ und war wieder ganz vergnügt und ließ sich das Eßen und Trinken schmecken. Als er aber schlafen gehn wollte, sagte man ihm, daß alle Betten bereits besetzt seien und daß er auf den Boden der Stube sich hinlegen müße. „Es ist zwar noch ein Bett leer, sagte ein Klosterbruder, das steht im Schloß; allein wir können es Niemand zumuthen, sich dahineinzulegen, weil ein Geist dort spukt.“ Der Reisende aber sagte: „es wird ja wohl der Teufel nicht sein!“ und ließ sich hinführen und legte sich getrost in das Bett; konnte aber doch vor Angst kein Auge zuthun.

Als es nun eben Mitternacht war und Zwölf schlug, hörte er ein Schlüßelbund rasseln und die Thür seiner Schlafkammer ward aufgeschloßen und ein Geist trat herein, der trug in der einen Hand ein Becken mit Seife und Waßer, in der andern hielt er ein Rasirmeßer und winkte dem Gaste;

der aber blieb ſtill liegen. Dann winkte er zum zweiten Male, worauf er wiederum ſich nicht rührte und regte. Darauf faßte ihn der Geiſt und zog ihn mit Gewalt zum Bett heraus und gab zu verſtehen, daß er ihn raſiren ſolle, und ſetzte ſich auf einen Stuhl. — Da machte der Reiſende ſogleich den Schaum zurecht, ſeifte das Geſicht des Geiſtes gehörig ein und raſirte ihm den langen Bart herunter, daß es eine Art hatte. — Dann raſirte auch der Geiſt den Reiſenden und ſagte, nachdem dieſer es gelitten: „jetzt endlich bin ich erlöſt! Seit dreihundert Jahren muß ich ſchon in dieſem Schloße umgehen und noch nie hat mich einer raſiren wollen. Ich bin früher Barbier in dem Kloſter geweſen und habe einen dicken Kloſterbruder einmal zum Schabernack in die Lippen geſchnitten, daß das rothe Blut auf den Boden floß und ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Zur Strafe dafür hat er mich auf dreihundert Jahre in's Kloſter verwünſcht."

Dann fragte er den Fremden: „was wünſcheſt Du Dir jetzt? willſt Du ſterben, oder was magſt Du ſonſt?" Der andre meinte, nein, ſterben möge er noch nicht; er wünſche ſich aber Geld, denn das hab er zum Leben nöthig. „Nun, ſprach der erlöſte Barbier, ſo geh nur hin und heb die Steine auf, die vor der Kloſterthür liegen, da wirſt Du Geld genug finden!" — Wie er nun den erſten Stein aufhob, ſprang eine „Krott" (Kröte) ihm entgegen, und das war gewiß Niemand anders, als der Teufel; unter dem zweiten Steine aber fand er einen Schatz, an dem er ſein Lebenlang genug hatte.

46. Die schwarzen Männlein.

Eine Hausfrau hatte einmal eine große Wäsche vor und wollte schon früh Morgens damit anfangen und sagte der Magd, sie sollte doch ja die Zeit nicht verschlafen. Nein, sagte die Magd, das wollte sie gewiß nicht, und nahm sich, ehe sie einschlief, recht fest vor, daß sie bei Zeiten aufwachen wollte; und da wachte sie auch schon mitten in der Nacht wieder auf, meinte aber, es sei schon ganz spät und sprang deshalb flink zum Bett heraus und zog sich an und gieng in die Waschküche. Aber wie erschrack sie da, als sie die Thür aufmachte! Da war es in der Küche ganz hell und am Feuerheerde sah sie mehre kleine schwarze Männlein, die hatten hohe „Häfen" (Töpfe) auf dem Heerde stehen und winkten ihr, daß sie zu ihnen kommen möchte. Da gieng sie auch in die Küche, und nun gaben ihr die kleinen Männlein durch Zeichen und Winke zu verstehen, daß sie mit der Schaufel die brennenden Kohlen, die da lagen, nehmen und in die Häfen werfen sollte. Da warf sie einige Schaufeln voll hinein, und nun waren die schwarzen Männlein plötzlich verschwunden.

Die Magd hatte aber einen solchen Schrecken bekommen, daß sie kaum noch ihren Hausherrn wecken und ihm erzählen konnte, was sie gesehen hatte; dann mußte sie sich wieder in's Bett legen und war mehre Tage lang recht krank.

Am andern Morgen, als der Hausherr die Waschküche untersuchte, sah er, daß die Feuerkohlen in den Häfen in

helles blankes Gold verwandelt waren; das wagte er jedoch nicht anzurühren, ſondern ließ es bis zum folgenden Tage in den Häfen ſtehen; als es aber auch da noch ebenſo drin lag, glaubte er es nehmen zu dürfen und brachte es der Magd, die nun mit einem Male unermeßlich reich geworden war. Und weil ſie ſchon lange den Sohn ihres Hausherrn ganz ſtill lieb gehabt hatte und er ſie, ſo hat der Vater jetzt nichts mehr dagegen gehabt, daß die beiden ſich geheirathet haben.

---

47. Wie ein Schneider von Einer Elle Tuch fünf Viertel geſtohlen hat.

Dieſe Geſchichte ſcheint zwar lügenhaft und ganz unglaublich, iſt aber doch wahr. — Da iſt einmal frühmorgens ein Schneider zum Ausnähen in ein Haus gekommen, und als er in's Zimmer getreten und noch Niemand da geweſen iſt, hat er die Elle Tuch, welche die Hausfrau ihm zurecht gelegt hatte, genommen und in ſeinen Sack geſteckt und nach Haus gebracht; dann iſt er wieder gekommen und hat die Frau gefragt: „was ſoll ich nähen?“ Hat die Frau ihm geantwortet: „ich hab's ſchon hergerichtet!“ und ſucht und ſucht und ſieht am Ende, daß kein Tuch mehr da iſt. „Ach Du lieber Gott!“ hat ſie da ausgerufen, „das Tuch iſt fort! ach ſaget doch, ſaget doch nur meinem Hanſen

nichts davon, meinem Mann, sonst schlägt er mich zu Tod!" „Seid nur ruhig, Frau!" hat der Schneider da gesagt; „ich hab grad eine Elle Tuch zu Haus, die will ich holen." Da hat er die Elle wiedergebracht und der Frau heimlich verkauft, und hat dann ihrem Mann eine Weste daraus geschnitten, hat aber nur drei Viertel Ellen dazu gebraucht und das vierte Viertel wieder in seinen Sack geschoben, also, daß er in Wahrheit von einer einzigen Elle Tuch fünf Viertel Elle gestohlen hatte; und der Hans merkte nichts davon.

---

48. Die junge Gräfin und die Waßerfrau.

Es ist schon lange her, da war einmal eine Gräfin, die befand sich nicht wohl und gieng deshalb an einem See spazieren. Da hörte sie im See die Waßerfrau sprechen und redete sie an, worauf die Waßerfrau hervorkam und sich mit ihr unterhielt. Auch später sprachen sich die beiden noch öfters an diesem See und wurden so vertraut mit einander, daß die Waßerfrau ihr anbot, sie wolle als Pathin das Kind zur Taufe halten, das die Gräfin gerade damals zu bekommen hoffte. Dieß Versprechen nahm die Gräfin auch gern an, und als sie bald darauf wirklich eine kleine Tochter kriegte, so lud sie auf einen bestimmten Tag die Waßerfrau als Pathin ein. — Als der Tag da war und

die Gräfin Alles zur Taufe zugerichtet hatte, fehlte nur die Pathin noch. Man wartete und wartete; aber immer umsonſt. Endlich gieng die Thür auf und die Waßerfrau trat herein mit einem großen weißen Schleier, der war aber halb naß. Sie hielt nun das Kind zur Taufe und legte ihm als Pathengeſchenk ein Körbchen mit drei Eiern unter's Kiſſen und ſagte: dieſe Eier ſolle man ja recht ſorgſam aufheben; die könnten dem Kinde einmal nützlich werden.

Nicht lange nachher, da ſtarb die Gräfin. Die Frau, welche der Graf alsdann wieder heirathete, bekümmerte ſich nicht viel um das Kind der frühern Frau, weil ſie's nicht recht leiden konnte, und übergab es deshalb einem Kindermädchen, das konnte mit ihm machen, was es wollte, und gieng oftmals mit ihm ſpazieren und ließ es dann ganz allein in der Nähe des See's ſpielen. Da kam dann aber jedesmal die Waßerfrau und hütete es und unterhielt es und erzählte ihm allerlei hübſche Geſchichten. — Da gedieh die junge Gräfin ſehr wohl und war ſchon ziemlich erwachſen, als in einer Nacht das Schloß ihres Vaters abbrannte und er mit einem Male ein ganz armer Mann wurde. — In dieſer Noth flüchtete ſich die junge Gräfin mit ihrem Eierkörbchen, das ſie gerettet hatte, zu ihrer Pathin im See und fragte dieſe um Rath, was ſie jetzt anfangen ſollte. Als die Waßerfrau ſah, daß die junge Gräfin die drei Eier noch hatte, ſo ſagte ſie zu ihr: „Du biſt noch reich genug; denn durch dieſe Eier werden Dir drei Wünſche, die Du thun darfſt, gewährt, ſie mögen ſo groß und ſo ſchwer ſein, wie ſie wollen. Indes mußt Du ja nicht leichtſinnig deine

Wünſche verſchwenden und immer noch für den Nothfall einen aufſparen." Sodann ſagte ſie ihr weiter, ſie ſolle durch den Wald zu einer hohen Herrſchaft gehen und dort als Dienſtmagd ſich verdingen. Ja, damit war die junge Gräfin wohl zufrieden und machte ſich ſogleich auf den Weg dahin.

Unterwegs aber traf ſie ein Bauermädchen, die hieß Kätterle und hatte ganz gewöhnliche Kleider an. Weil ſie nun beſorgt war, daß man ſie in ihren vornehmen Kleidern nicht leicht als Dienſtmagd nehmen würde, ſo fragte ſie das Kätterle, ob ſie nicht Luſt habe, die Kleider umzutauſchen und die ihrigen dafür anzuziehen? Ja, dem Kätterle war es ganz recht, und ſo gab die junge Gräfin ihren ganzen Anzug hin, und zog dafür die Bauernkleider an. Dann wanderte ſie allein weiter durch einen großen Wald und kam zu einem Schloße, darin wohnte eine vornehme Herrſchaft, bei der fragte ſie an, ob man keine Dienſtmagd brauche? O ja, die könnte man wohl brauchen, hieß es; allein die Gräfin ſah doch gar zu jung und zu zart aus, ſo daß man ſie anfangs nicht nehmen wollte. Weil ſie indes nur ſehr wenig Lohn forderte und verſprach, daß ſie jede Arbeit im Hauſe und in der Küche thun wolle, ſo behielt man ſie endlich doch. Und da mußten nun ihre weißen Händchen die härteſte Arbeit verrichten und wurden auch ganz hart und braun davon. Auch ihre Kleider ſahen zuletzt von der Arbeit ganz ſchmierig und ſchmutzig aus, — denn neue konnte ſie ſich nicht anſchaffen, — ſo daß ſie deshalb die Wohnzimmer der vornehmen Herrſchaft niemals betreten durfte.

So waren ſchon ſieben Jahre hingegangen und die junge Gräfin war noch immer Dienſtmagd und Küchenmädchen. Da gedachte der Sohn des Hauſes ſich zu verheirathen, und um ſich die ſchönſte Frau ausſuchen zu können, veranſtaltete er einen großen Ball, dazu wurden alle vornehmen Töchter aus der Umgegend eingeladen. Als die nun eines Abends in prächtigen Kleidern ankamen, da dachte die junge Gräfin: „es wäre doch ſchön, wenn ich auf den Ball könnte!“ Da fielen ihr plötzlich die drei Eier ein, und nachdem ſie ihre Arbeit in der Küche gethan hatte, nahm ſie Waßer, gieng auf ihr Zimmer und wuſch ſich und wünſchte ſich dann ein recht hübſches Ballkleid mit Allem, was dazu gehörte. Im Augenblick war Alles da. — Da zog ſie es an und gieng in den Ballſaal, wo die Gäſte ſchon verſammelt waren und alle das ſchöne unbekannte Fräulein bewunderten. Auch dem Sohne vom Hauſe gefiel ſie ſo gut, daß er ſich den ganzen Abend am liebſten mit ihr unterhielt und ſie bat, als ſie fortgieng, ihm ihr Taſchentuch zu ſchenken; das that ſie gern, und er gab ihr dann zum Andenken das ſeinige. Dann ſchlich ſie ſich ganz heimlich auf ihre Schlafkammer und verſteckte das prächtige Ballkleid und zog wieder ihr ſchlechtes Küchenkleid an. — Am folgenden Tage nun ſprachen die übrigen Mägde viel von dem fremden ſchönen Fräulein, das dem Herrn ſo gut gefallen habe, und die eine vermuthete dieß, die andere das. Das Alles hörte die junge Gräfin aufmerkſam mit an und war ganz ſtill und vergnügt dabei.

Nach vier Wochen gab der junge Herr einen zweiten

Ball, und wie die Mägde ſich erzählten, ſo wollte er an dieſem Abend ſich eine Frau auswählen. Da meinte die junge Gräfin, ſie möchte doch auch wohl dabei ſein und konnte es nicht unterlaßen, ihren zweiten Wunſch zu thun und ſich für den Ball ein Kleid voll Diamanten nebſt allem übrigen Schmuck zu wünſchen. Das legte ſie an und trat wieder zuletzt in den Saal. Da ſtaunten alle Männer und Frauen noch weit mehr als das erſte Mal über das wunderſchöne Fräulein; am meiſten aber der junge Hausherr ſelbſt; der wich gar nicht mehr von ihrer Seite und geſtand ihr am Ende, daß er ſie lieber habe als Alles, was es ſonſt noch auf der Welt geben möge, und wenn ſie ihn ebenfalls lieb haben könne, ſo ſollte ſie ſeine Frau werden.

Da ſagte ihm aber die junge Gräfin: ſie fürchte nur, es werde ſein Wort ihn gereuen, ſobald er erführe, wer ſie ſei. Allein als er ſagte: ſie möge ſein, wer ſie wolle, er habe Niemand ſo lieb wie ſie und könne nicht mehr leben ohne ſie, da willigte ſie endlich ein und nahm den Ring, den er ihr gab, und gab ihm dagegen ebenfalls einen Ring, den ſie von ihrem Finger zog. Zugleich wurde verabredet, daß ſie in vier Wochen wiederkommen und dann wirklich ſeine Frau werden ſollte. Darauf gieng ſie wieder ganz heimlich fort, ſo daß Niemand wußte, wo ſie geblieben war.

Die Mägde aber ſprachen am andern Tage viel von der ſchönen jungen Braut und wie der junge Hausherr ſie ſo lieb habe. Das Alles hörte das Küchenmädchen gern mit an, und wenn ihr das Herz in der Bruſt auch zuweilen

vor Freude hüpfte, so sagte sie doch Niemand, was sie wußte und wer sie war.

So kam denn der Tag, wo der große Hochzeitsball gefeiert werden solle. Da fiel es aber der jungen Gräfin mit Schrecken ein, daß sie nur noch einen einzigen Wunsch übrig habe und daß die Waßerfrau sie so dringend ermahnt hatte, doch ja noch Einen Wunsch für einen Nothfall aufzusparen. Deshalb glaubte sie, sie dürfe dießmal nicht auf den Ball gehen. Sie wäre zwar gar zu gern wieder hingegangen; aber sie blieb dießmal doch zu Haus. — Darüber war nun der Bräutigam ganz unglücklich, und weil er von seiner Braut gar nichts mehr hörte und sah, so wurde er krank aus Kummer. Kein Arzt konnte da helfen. Er dachte immer nur an seine Braut und hätte vor Heimweh und Sehnsucht sterben mögen. Als dieß die junge Gräfin von der Köchin, der sie immer helfen mußte, erfuhr, so that es ihr herzlich leid und sie machte sich stille Vorwürfe darüber, daß sie den dritten und letzten Wunsch noch zurückbehalten und nicht, ihrem Herrn zu lieb, auf den Ball gegangen war. Vielleicht, meinte sie, sei er dann wohl nicht krank geworden. Jetzt aber dachte sie Tag und Nacht daran, wie sie ihm helfen und sich ihm zu erkennen geben könnte.

Da verordnete eines Tags der Arzt dem Kranken eine Suppe und das Küchenmädchen bat die Köchin, daß sie ihr doch erlaube, diese Suppe zu kochen. Die Köchin wollte das durchaus nicht zugeben. Weil das Küchenmädchen aber so dringend und um Gottes willen bat, so ließ sie es endlich geschehen. Und nun bereitete sie die Suppe, so gut sie es

nur konnte und als ſie fertig und in eine Schüßel gefüllt war, warf ſie ihren Brautring hinein. Dann mußte die Köchin ſie dem Kranken hinbringen; denn das Küchenmädchen durfte die Zimmer des vornehmen Herrn durchaus nicht betreten. Die Suppe aber ſchmeckte dem Kranken ſo gut, o ſo gut, daß er ſie rein ausaß. Da ſah er mit einem Male unten in der Schüßel den Ring ſeiner Braut und war ganz glücklich und ließ ſogleich die Köchin kommen und fragte, wer die Suppe gekocht und den Ring hineingethan habe? Da kam die Köchin in große Noth; denn von dem Ringe wußte ſie nichts und geſtand es endlich, daß das Küchenmädchen dieſe Suppe zubereitet habe. Da wurde das Küchenmädchen herbeigerufen, und wie ſie in's Zimmer trat, ſprach der junge Hausherr: „Alſo Du biſt es, Du lumpiges, ſchmutziges Ding? Du haſt die Suppe gekocht? Woher haſt den Ring da?“ Da antwortete ihm das Küchenmädchen ſanft und ſchüchtern, den Ring habe ihr der gnädige Herr ja ſelbſt geſchenkt. Darauf wurde er ganz zornig und ſchalt ſie aus und wies ſie zur Stube hinaus. Dann aber befahl er, man ſolle genau Acht geben, was das Küchenmädchen mache und mit wem ſie umgehe. Das Küchenmädchen aber war ganz beſchämt in ihre Schlafkammer gegangen, hatte ſich gewaſchen und ihr diamantenes Ballkleid angezogen. Auch das Kleid, welches ſie auf dem erſten Balle getragen und das Taſchentuch, welches ihr der Hausherr geſchenkt hatte, nahm ſie mit, und ſo gieng ſie jetzt zu dem Kranken.

Wie ſie aber aus der Thür trat, ſtand ein Bedienter da, um aufzupaßen, und als der die wirkliche Braut ſah

und erkannte, wollte er der erste sein, der es dem Herrn meldete und stürzte in der Eile die Treppe hinunter und brach ein Bein. Ein anderer Bedienter, der unten stand, wurde von dem Glanze der Diamanten so geblendet, daß er erblindete. Als nun das Küchenmädchen in diesem Schmucke zu dem Kranken kam, da erkannte er sogleich seine Braut und fühlte nichts mehr von seiner Krankheit. Die Braut aber sagte zu ihm: „Da ist nun das lumpige, schmutzige Ding, das Du vorher aus der Stube gewiesen hast, und das Dir die Suppe gekocht und den Ring, den Du ihm geschenkt, hineingeworfen hat. Habe ich nicht recht gehabt, als ich Dich warnte und Dir sagte, Du würdest mich nicht heirathen, wenn Du wüßtest, wer ich sei?“ Dann erzählte sie ihm Alles, was er je mit ihr gesprochen, zeigte ihm das Kleid, was sie auf dem ersten Balle getragen und das Taschentuch, das er ihr damals geschenkt hatte. — Da sah der junge Herr nun wohl, daß seine Frau eben das Küchenmädchen war und bat sie tausendmal um Verzeihung wegen der harten Worte, die er, ohne sie zu kennen, zu ihr gesprochen hatte, und betheuerte ihr noch einmal, daß er Niemand anders heirathen werde, als sie.

Er hat ihr auch Wort gehalten und hat sie zu seiner Frau genommen, obwohl seine Mutter es gar nicht zugeben wollte und sehr bös war, daß er so ein verlaufenes Küchenmädchen heirathete.

Als nun die junge Gräfin ihr erstes Kindlein kriegte, und das war eine Tochter, so nahm die alte Schwiegermutter sie ihr heimlich weg und warf sie in den See. Ebenso

machte ſie es ſpäter mit der zweiten Tochter. Ihrem Sohne aber ſagte ſie, daß ſeine eigene Frau die beiden kleinen Kinder umgebracht habe. Da ward der Mann ſehr zornig und ſo lieb er früher ſeine Frau auch gehabt hatte, ſo bös ward er jetzt auf ſie und befahl, daß ſie zur Strafe in ihrem Zimmer verbrannt werden ſollte. — Darauf wurde ſie eingeſchloßen und der große Ofen ganz glühend gemacht, und als die Frau die Hitze nicht mehr ertragen konnte, fiel es ihr ein, daß ſie noch einen Wunſch habe, und wünſchte ſich ſogleich ihre Pathin, die Waßerfrau herbei. Die war auch im Augenblick da und half ihr, machte es kühl und öffnete das Zimmer und ſagte: „Deine beiden Töchter, welche die Schwiegermutter in den See geworfen hat, habe ich gerettet und aufgezogen. Ich will ſie noch heute nebſt einem geſchriebenen Zettel an's Ufer ſtellen; von dort mußt Du ſie abholen; dann wird Alles gut gehen.“ Und ſo geſchah es denn auch. Als nun die beiden Töchter, die beide wunderſchön waren, in das Schloß zu ihrem Vater kamen und dieſer aus allen Zeichen genau erkannte, daß dieß wirklich ſeine eigenen Kinder waren und daß ſeine übermüthige Mutter ſie hatte umbringen wollen, da herzte und küßte er ſie vielmals vor Freude, und bat ſeine Gemahlin mit Thränen um Verzeihung. Die böſe alte Gräfin aber mußte nun die Strafe leiden, die ſie der Frau ihres Sohnes hatte bereiten wollen, und darauf lebte die junge Gräfin mit ihrem Manne und ihren Kindern immer in Frieden und Freude und Jedermann hatte ſie gern; beſonders gut aber hatten es die

Mägde bei ihr die früher mit ihr gedient hatten, und namentlich die alte Köchin, die ihr erlaubt hatte, die gute Suppe zu kochen.

---

49. Die drei Raben.

Es war einmal eine Frau, die erwartete Beſuch und hatte deshalb drei Paſteten gebacken und in den Keller geſtellt. Sie hatte aber drei Söhne, die beſaßen gar feine Naſen und rochen die Fleiſchkuchen im Keller, und ſtiegen hinein und aßen ſie ganz heimlich mit einander auf. Als nun die Mutter die Paſteten holen wollte, waren alle fort. Da wußte ſie gar nicht, wer ſie gegeßen haben mochte und war ganz ärgerlich und ſprach für ſich: „ſo wollt' ich doch, daß die Paſtetenfreßer zu Raben würden!“ Und ſogleich flogen ihre drei Söhne als ſchwarze Raben in der Stube herum und dann zum Fenſter hinaus. Ehe ſie aber fortflogen, riefen ſie aus der Luft noch ihrer einzigen Schweſter zu: „beſuch' uns auch, lieb's Schweſterlein, über's Jahr in dem Schloße auf dem gläſernen Berge! Du mußt aber zwei Hühnerfüßchen mitbringen, um hineinzukommen, und findeſt Du uns nicht zu Haus, ſo mußt Du ein wenig warten!“ Dann ſchwangen ſie ſich hoch in die Luft dem gläſernen Berge zu, indem die Schweſter ihnen lange nachſah, bis ſie endlich ſo klein, ſo klein wurden wie ein Pünktchen, und ihr

Aug sie zuletzt gar nicht mehr von dem blauen Himmel unterscheiden konnte. Da war sie sehr traurig und ihre Mutter noch viel mehr, weil sie, ohne es zu wißen, ihre eigenen Kinder zu Raben verwünscht hatte.

Als nun das Jahr herum war, ließ die Schwester sich nicht länger halten und machte sich, so ungern es die Mutter auch zugab, ganz allein auf den Weg nach dem gläsernen Berge, um ihre drei verwünschten Brüder zu besuchen, und wenn es möglich wäre, zu erlösen. Sie nahm, wie die Brüder ihr gesagt hatten, zwei Hühnerfüßchen mit, und fand richtig den Weg zu dem Berge und zu dem Schloße, und gieng in dasselbe hinein. Da war es gerade halb zwölf Uhr und das Mittagseßen stand fertig da; aber kein Rabe war zu sehen und zu hören.

Da nahm sie den einen Löffel und aß damit ein wenig von dem zweiten Teller und trank aus dem Glase, das ihrem dritten Bruder gehörte. Dann durchsuchte sie das ganze Schloß, und als sie nirgends einen Menschen, noch sonst ein lebendiges Wesen antraf, verkroch sie sich in einen Backofen. — Nachdem sie eine kleine Weile darin gelegen, kam die Mittagsstunde, und mit dem Schlag zwölf hörte sie auch die Raben schreien und durch's Fenster fliegen. Die merkten bald, daß ein Mensch in dem Schloße sein müße und sagten: „unser Schwesterlein ist da!" „Ja, sagte der Erste, sie hat meinen Löffel genommen," „und hat von meinem Teller gegeßen!" sagte der Zweite, „und hat aus meinem Glas getrunken!" sagte der Dritte. Dann suchten sie so lange, bis sie endlich im Backofen ihr Schwesterlein

fanden. Da kroch es heraus und gieng mit den Brüdern zu Tisch und aß und trank, und Alle waren recht vergnügt beisammen.

„Ach, sagte aber dann die Schwester, wenn ich Euch nur erlösen könnte, daß Ihr auch wieder Menschen würdet! Ist denn das ganz unmöglich?“ „Das wohl nicht, sagten die Brüder, aber schwer ist es, sehr schwer! Du müßtest sieben Jahre lang in den Wald gehen und kein Wort reden, dann würden wir erlöst sein und unsre Menschengestalt wieder bekommen.“ „O, rief die Schwester, wenn's weiter nichts ist, so soll es schon gehen und ich will Euch gewiß erlösen.“ Darauf nahm sie Abschied von ihren Brüdern und begab sich tief in den Wald hinein.

Nachdem sie hier von Kräutern und Beeren eine Zeitlang ganz einsam gelebt hatte, begegnete ihr eines Tags ein Jäger, der redete sie an und fragte hin und her, bekam aber auf keine Frage eine Antwort. Das that ihm sehr leid; denn das Mädchen war sehr schön und gefiel ihm so gut, daß er sich ganz in sie verliebte und sie gar zu gern in seine Hütte geführt und geheirathet hätte; aber er wußte ja nicht, ob sie ihn auch nur verstand. Indes eh er fortgieng, konnte er es nicht unterlaßen, seinen Wunsch wenigstens auszusprechen und sie zu fragen: ob sie ihn nicht heirathen möge? Ja, da nickte sie, und nun nahm er sie vergnügt mit in sein Jägerhaus und hielt Hochzeit mit ihr.

Der Jäger aber hatte viel im Walde zu thun und war selten daheim; oft mußte er ganze Wochen lang abwesend sein und seine Frau allein laßen. — So war er auch

gerade wieder einmal in einer ganz anderen Gegend des Waldes, als ſeine Frau ein kleines Söhnlein bekam. Die Hebamme aber war eine böſe Frau und konnte die Jägersfrau nicht leiden, weil ſie nie einen Laut von ſich gab, ſelbſt nicht bei der Geburt ihres Kindes. Deshalb ſchrieb ſie dem Jäger, ſeine Frau habe einen Hund zur Welt gebracht, was er damit anfangen wolle? Der Jäger antwortete, man ſolle die Misgeburt in's Waßer werfen. Das that denn auch die Hebamme ſogleich, ohne daß die arme Mutter etwas dagegen machen oder auch nur ſagen durfte. — Kaum hatte aber die Hebamme den Knaben in's Waßer geworfen, ſo kamen drei Raben herbeigeflogen und zogen ihn heraus und nahmen ihn mit auf ihr Schloß und fütterten ihn auf.

Der Jäger aber hatte ſeine Frau noch ebenſo lieb wie vorher und freute ſich, als ſie bald hernach wieder guter Hoffnung wurde. Es traf ſich jedoch auch dießmal, daß er gerade abweſend war, als ſeine Frau niederkam und zum zweiten Male ein Söhnlein zur Welt brachte. Da ließ die böſe Hebamme dem Vater ſagen, ſeine Frau habe wieder einen Hund geboren, worauf der Jäger zur Antwort gab, man ſolle den Hund in's Waßer werfen. Da nahm die Hebamme auch den zweiten Sohn und warf ihn in ein tiefes Waßer; aber da waren auch ſogleich die drei Raben bei der Hand und retteten das Kind und brachten es auf's Schloß zu ſeinem Brüderchen, wo es keine Noth litt.

Der Jäger war nun zwar bekümmert über die zweimaligen Misgeburten ſeiner Frau, glaubte aber, es ſei dieß eine Schickung des Himmels, die er in Geduld ertragen

müße, und war deshalb nicht minder lieb und freundlich gegen ſeine Frau, als früher. — Als ſie aber zum dritten Male in ſeiner Abweſenheit ein Söhnlein kriegte und die falſche Hebamme ihm ſchrieb, ſeine Frau habe ihm nochmals einen Hund geboren, da ſchrieb er wieder zurück, man ſolle den Hund ſogleich erſäufen; aber nun war es ihm auch mit der Frau zu arg, und je mehr er darüber hin und her dachte, um ſo gewißer wurde es ihm, daß ſie eine gottloſe Hexe ſein müße, weil der Himmel ſie ſo ſichtbar ſtrafe. — Da gieng er heim und ließ auf der Stelle einen Scheiterhaufen errichten und die Frau darauf binden, um ſie lebendig zu verbrennen. „Ach Gott im Himmel, wie wird mir's gehen?“ dachte ſtill die arme Frau bei ſich, und durfte doch kein Wörtchen reden.

Wie nun aber der Holzhaufen angezündet wurde und der Rauch ſchon dick aufſtieg und die Frau einhüllte, da waren gerade die ſieben Jahre bis auf Stunde und Minute herum, und im Augenblick kamen drei glänzend weiße Reiter auf ſchneeweißen Pferden dahergeſprengt, und Jeder hatte ein hübſches Knäblein im Arm und rief, was er konnte: „halt! halt! nehmt die Frau herunter!“

Das waren die erlöſten Brüder; die brachten die drei Söhne ihrer Schweſter mit und erzählten, wie und wo ſie dieſelben gerettet hatten, und ſprachen: „o liebe Schweſter, jetzt ſind wir wieder Menſchen, jetzt rede!“ Da erzählte ſie ihrem Mann, weshalb ſie ſo lange habe ſchweigen müßen; und als ſie nun ſo ihre Kinder wieder bekommen hatte und ihre Unſchuld an den Tag gebracht war, da

wurde an ihrer Statt die boshafte Hebamme auf den Scheiterhaufen gelegt und zu Asche verbrannt. — Weil aber der Jäger so leichtgläubig gewesen war und seine Frau für eine Hexe gehalten hatte, so wollten ihre Brüder sie ihm nicht länger laßen, sondern nahmen sie mit und behielten sie bei sich bis an ihr Ende und vergaßen niemals, was die treue Schwester für sie gethan und ausgestanden hatte.

---

50. Der Schatz im Keller.

Es war einmal Markt in einem Orte; da kam Abends ein fremder Mann in ein Wirthshaus und wünschte daselbst zu übernachten. Der Wirth aber sagte: „Alles ist schon besetzt, weil ich nur wenig Platz habe; denn das neue Haus, das ich da gebaut habe, kann ich gar nicht benützen.“ Fragte der Reisende: „warum nicht?“ — „Ei, sagte der Wirth, weil böse Geister drin sind, die jeden umbringen, der sich Nachts hineinlegt.“ Der fremde Mann jedoch sagte, er habe keine Furcht vor Geistern; der Wirth solle ihm nur zu eßen und zu trinken geben und auch Lichter für die ganze Nacht, damit er sehen könne, was sich etwa begeben würde, dann wolle er gern in dem neuen Hause schlafen. Und weil er von seinem Vorsatze sich nicht abbringen laßen wollte, so gab ihm der Wirth endlich, was er wünschte. Darauf begab er sich in das Haus, aß und trank und blieb wohlgemuth am Tische sitzen.

Auf einmal aber, wie es eben elf geſchlagen, that ſich die Decke über ſeinem Tiſche auf, und ein großer Mann ließ ſich herunter, der hatte ein Tuch um, das halb weiß und halb ſchwarz war, und ſagte: „was machſt Du hier?“ Darauf ſagte der Fremde: „ich habe keine andre Herberge mehr bekommen können, und ſo bin ich hier geblieben.“ — „Das iſt ein ſchlimmer Platz, ſprach der Geiſt; Du wirſt dein Leben wohl hier laßen müßen; haſt Du aber den Muth, mich zu erlöſen, ſo biſt Du gerettet.“ Als der Reiſende ſich dazu bereit erklärte, ſprach der Geiſt weiter: „es werden alsbald zwölf Teufel oder Geiſter erſcheinen, die werden eßen und trinken und Dich nöthigen, mit ihnen zu eßen, und werden auch mit Dir reden wollen. Du darfſt aber nichts von ihnen annehmen, auch kein Wort mit ihnen reden, ſondern nur durch Winke ſie abweiſen. Dann werden ſie Dir drohen und werden Anſtalt machen, Dich zu verbrennen, und werden Holz zuſammenlegen und Dich darauf binden. Aber ſei nur ohne Angſt! ſie mögen mit Dir anfangen, was ſie wollen, ſie werden es vor zwölf Uhr nicht zu Stande bringen, und mit dem Schlag zwölf müßen ſie fort und dann biſt Du gerettet. Deshalb laß ſie nur machen und ſprich nur kein Wort! Dann wird Dich ein Geiſt in den Keller führen und Dir Bickel (ſpitze Haue) und Schaufel anbieten; zu dem mußt Du ſprechen: haſt du's eingegraben, kannſt's auch wieder ausgraben!“ Und als er dieß geſagt hatte, verſchwand der Geiſt und ſchwebte gegen die Decke zu, woher er gekommen.

Da währte es nicht lange, da kamen die zwölf Teufel, deckten einen Tisch und trugen Eßen und Trinken auf, und quälten den fremden Mann, daß er miteßen solle. Als dieser aber Alles abwies, sprachen sie: „so wollen wir ihn nur verbrennen!“ und fiengen an, viel Holz herbeizutragen und einen Scheiterhaufen zu errichten; allein ehe sie damit fertig wurden, schlug es Zwölf. Da zogen sie ab, rasselten und wetterten aber dabei so gewaltig, daß man hätte glauben sollen, das Haus werde zusammenstürzen. — Darauf trat wieder der erste Geist herein, kam aber dießmal durch die Thür und führte den Fremden stillschweigend in den Keller und bot ihm Bickel und Schaufel an; die nahm er jedoch nicht, sondern sagte: „hast Du's eingegraben, kannst's auch wieder ausgraben!“ Darauf verschwand der Geist, der nun erlöst war; der Mann aber legte sich jetzt ruhig in's Bett, und als am andern Morgen der Wirth kam, erzählte er ihm Alles, was er habe aushalten und thun und sagen müßen als ihn der Geist zuletzt noch in den Keller geführt. Darauf nahm der Wirth sogleich zwei Tagelöhner und ließ in dem Keller nachgraben; da fanden sie alsbald drei Kisten voll Gold und Silber, die der Wirth aus Dankbarkeit mit dem Fremden theilte. Seitdem wurde Niemand in dem Hause mehr umgebracht.

51. Der faule Frieder.

Da dienten einmal bei einem Schullehrer zwei Knechte, davon hieß der eine Matthes, der andre Frieder. Der Matthes war fleißig, der Frieder aber mochte gar nicht arbeiten. Da sagte ihm endlich der Schullehrer: er solle doch in die Kirche gehen und die Mutter Gottes anrufen, so bekomme er wohl Brod, ohne zu arbeiten und brauche nicht mehr zu dienen. Der Rath gefiel ihm und er begab sich in die Kirche, um zu beten. Der Matthes aber schlich heimlich hinter ihm her, und als er nun zur Maria rief und sprach: „ach Maria, Mutter Gottes, gib mir doch Brod, ich mag nicht schaffen!" da rief der Matthes aus einem Winkel, wo er sich versteckt hatte: „wer nicht arbeitet, soll auch nicht eßen!" Darauf lief der Frieder ganz erschreckt nach Haus und erzählte dem Schullehrer, wie es ihm ergangen war und sagte, daß ein Geist in der Kirche sei. Der Schullehrer aber wollte das nicht glauben und sagte, er solle nur noch einmal recht ordentlich beten. Das that er denn auch; allein der Matthes hatte sich wieder hingeschlichen und rief, als der Frieder ausgebetet hatte: „wer nicht arbeiten will, soll auch nicht eßen!" also, daß der Frieder lief, was er nur laufen konnte und Alles dem Schullehrer erzählte. Der meldete den Vorfall sogleich dem Pfarrer; der war eben krank an der Fußgicht und konnte nicht gehen, ließ sich daher in die Kirche tragen, um den Geist zu beschwören. Der Frieder mußte ebenfalls in die Kirche und sein Gebet an die Maria noch einmal sprechen. Da antwortete aber zum dritten

Mal der Matthes aus ſeinem Hinterhalte: „wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eßen!“ Da begann der Pfarrer von der Kanzel herunter alſo:

„Geiſt, Geiſt, ich beſchwöre Dich
Beim Elemente!“

Da ſchrie aber der Mathes ganz fürchterlich:

„Und ich freße Dich
Beim Sakramente!

Darüber entſetzte ſich der Pfarrer dermaßen, daß er plötzlich gehen konnte und von der Kanzel ſprang und nach Haus lief und von ſeiner Fußgicht kurirt war. Ob's aber auch den Frieder von ſeiner Faulheit kurirt hat, das weiß ich nicht.

---

52. Hans holt ſich eine Frau.

Es waren einmal drei Brüder, von denen wollten zwei auf Reiſen gehn, um ſich eine Frau auszuſuchen. Sprach die Mutter: „nehmt nur auch den Hans mit; denn für ſich allein bekommt der ſonſt doch nie ein Weib.“ Der Hans nämlich der war der jüngſte und war über die Maßen dumm. Da nahmen ihn endlich die Brüder mit, verlangten aber, daß er ihnen überall folgen müße. Ja, das wollte er auch. — Nun beſuchten ſie zuerſt ein Wirthshaus, darin

war ein hübsches Mädchen; sie sagten aber vorher dem Hans, er solle ihnen hier nur keine Schande machen und nicht so viel eßen wie zu Haus; deshalb wollten sie ihm ein Zeichen geben und unter den Tisch klopfen, wenn er genug habe und aufhören müße. Ja, der Hans wollte wohl Acht geben und sich genau danach richten.

Da trug sich's zu, als sie in dem Wirthshause bei Tisch saßen und dem Hans die Linsensuppe gar zu gut schmeckte, daß der Hund unter dem Tische mit seinem Schwanze unter die Tischdecke schlug, also, daß der Hans meinte, seine Brüder gäben ihm das verabredete Zeichen und alsbald seinen Löffel niederlegte und nicht mehr eßen wollte, so sehr ihn auch die Wirthin und ihre Tochter dazu nöthigten. Auch die Brüder forderten ihn auf, er solle nur noch mehr eßen; allein Hans meinte, sie sagten das nur so, damit die Wirthin nichts von dem gegebenen Zeichen merken sollte. Er hatte aber in der That erst sehr wenig gegeßen. Deshalb sagte er zu seinen Brüdern, als sie zu Bett gehen wollten: „ich halt's nicht aus, ich muß noch etwas zu eßen haben!" Da verspotteten sie ihn noch, daß er durch den Hund sich hatte täuschen laßen, sagten aber, wenn er's gar nicht aushalten könne, so solle er nur in die Küche gehen, dort stehe noch eine ganze Schüßel voll Linsen. Da machte Hans sich auf den Weg und fand auch richtig in der Küche die Linsenschüßel und aß sie rein aus mit seiner Hand, kam dann zu den Brüdern zurück und wollte am Betttuch sich abtrocknen; die Brüder aber schickten ihn fort an den Brunnen, dort solle er sich erst waschen. Hans gieng hin und fand am

Brunnen einen Krug, der mit Waßer gefüllt war, steckte seine Hand hinein und spülte sie drin ab, konnte sie aber nicht wieder herausbringen, weil er sie zusammenballte. Deshalb kam er mit dem Kruge zu seinen Brüdern und klagte ihnen seine Noth. Sie sagten ihm aber: „ei, so zerschlag ihn doch am Brunnen, da wird er schon heruntergehen!“ Das that er denn auch.

Als Hans nun eben den Krug zerschlagen hatte, kam die schöne Wirthstochter und wollte noch einen frischen Trunk für die Nacht holen. Hans aber nicht faul, faßte das Mädchen mit seinen starken Armen und trug's schnell fort zum Dorf hinaus, es mochte sich wehren und schreien, so viel es wollte, und kam nach wenigen Stunden damit zum Hause seiner Mutter und sagte: „da hab' ich eine Frau!“ daß die Mutter sich nicht genug verwundern konnte. Dann gieng er zu Bett und die Wirthstochter mußte an seiner Seite liegen. Da schnarchte der Hans nun bald aus Leibeskräften, daß es dem armen Mädchen schier angst wurde und sie dachte: „ach, wärst du nur erst wieder fort und bei deiner Mutter!“ — Endlich, als auch Hans seine Mutter fest schlief, stand sie ganz sacht auf und schlich sich aus der Kammer und suchte durch den Ziegenstall aus dem Hause zu kommen. Vorher aber band sie erst die Ziege los und führte sie in die Kammer und legte die dem Hans in's Bett; dann machte sie, daß sie fort kam.

Als Hansens Mutter am andern Morgen aufwachte, rief sie: „Hans, Hans, lieber Hans, hast Du auch deine Frau noch?“ Da erwachte der Hans aus seinem gesunden

Schlafe und ſprach: „ich will mal zufühlen!“ und langte zur Seite und ſagte: „ja Mutter, ſie iſt noch da; aber ſie iſt ganz haarig.“ — „Ach Narr, ſprach die Mutter, das kommt Dir nur ſo vor!“ — „Nein Mutter, ſagte Hans, ich habe noch mal zugefühlt, ſie iſt über und über voller Haare!“ — „Ach Hans, Du biſt nicht recht geſcheidt, ſagte die Mutter, fühl nur recht zu!“ Da fühlte der Hans noch einmal hin und ſagte: „ach Mutter, ſie hat auch ein Horn!“ „Um Gottes willen, rief die Mutter, das wird doch der Teufel nicht ſein!“ — „Ach Mutter, ſie hat zwei Hörner!“ ſagte Hans nach einer Weile und konnte das gar nicht begreifen. Die Mutter aber ſtand auf und zündete ein Licht an, und meinte nicht anders, als daß es der leibhaftige Teufel ſei und beſprengte ihn mit Weihwaßer, auf daß er ihr und ihrem Hans keinen Schaden zufügen könne.

Als es endlich Tag wurde, erkannte die Mutter ihre Ziege und führte ſie wieder in den Stall. — Hans aber ſagte, er wolle es wohl bleiben laßen, ſich noch einmal eine Frau zu holen, weil dieſe ihm ſogleich wieder davon gelaufen ſei.

53. Simſon, thu dich auf!

Es waren einmal ſieben Räuber, die wohnten in einem Berge und bei ihnen war auch ein verwünſchter Prinz, der mußte die niedrigſte Arbeit thun, mußte Holz tragen und Kohlen holen und Feuer anmachen und Alles, was ſonſt die Küchenmagd thut, und wurde von den Räubern „Hans Dunſele“ genannt. Da brachten die Räuber eines Tags auch eine Prinzeſſin, die ſie geſtohlen hatten, in den Berg. Wie die nun einmal ſtille in einem Winkel ſaß, hörte ſie, wie der verwünſchte Prinz bei ſeiner Arbeit ſo für ſich hinſang:

Daß das die Königin nicht weiß,
Daß ich Hans Dunſele heiß'!

Darauf gieng ſie zu ihm hin und redete ihn an und Beide erzählten ſich dann, wie ſie in den Berg gekommen waren und konnten gar nicht begreifen, wie es die Räuber nur anfangen mochten, daß ſie in den Berg herein und wieder hinauskamen; wenn ſie aber draußen waren, ſo ſchloß der Berg ſich jedesmal wieder zu.

Einmal aber, als die Räuber fort wollten, verſteckte ſich die Prinzeſſin und hörte, wie der eine rief: „Simſon, thu' dich auf!“ Da öffnete ſich der ganze Berg und ſie giengen hinaus und alsbald ſchloß er ſich wieder. Das erzählte ſie ſogleich dem Prinzen und nun verabredeten ſich beide, daß ſie mit einander fliehen wollten, und als ſie Alles zugerichtet hatten und die Räuber eines Tages nicht da waren, ſo ſprach die Prinzeſſin: „Simſon, thu' Dich auf!“

Da that der Berg ſich auf und ſie konnten frei hinausgehen und zogen fort, weit weit in den Wald hinein; der wurde aber immer dichter und ſie konnten weder Weg noch Steg finden. Da ſprach der Prinz das Sprüchlein, das er oft für ſich ſo hinſummte:

Daß das die Königin nicht weiß,
Daß ich Hans Dunſele heiß'!

Die Königin aber, ſeine Mutter, die hatte ſich aufgemacht, ihren verwünſchten Sohn zu ſuchen uud war juſt in der Nähe, als er ſang, ſo daß ſie von ihm ſelbſt ſeinen Namen erfuhr, den er bei den Räubern führte, und ſogleich rief ſie ganz laut und vergnügt: „Hans Dunſele!" — Da war er erlöſt und alsbald lichtete ſich der Wald und ſie fanden den Weg nach Haus. Darauf hat er die Prinzeſſin, die ihm aus dem Berge geholfen hatte und mit ihm geflohen war, zu ſeiner Gemahlin genommen und lebte mit ihr glücklich bis an ſein Ende.

---

54. Der luſtige Ferdinand oder der Goldhirſch.

Es war einmal ein Soldat, der war immer luſtig und guter Dinge, obwohl er nur wenig zu beißen hatte; denn die Groſchen und Kreuzer wollten nie lange in ſeiner Taſche bleiben, ſo daß oft Schmalhans bei ihm Koch war. Doch

ließ er ſich das nicht verdrießen; er blieb immer der luſtige Ferdinand; ſo nannten ihn nämlich ſeine Kameraden.

Als er nun eines Tages vor der Thür des Königs die Wache hatte und ſich das ſchöne Schloß mit ſeinen Koſtbarkeiten recht betrachtete und all die vornehmen Herrn ſah, die da aus und eingiengen und dem König zu Dienſten waren: da dachte er, ſo ein König hat es doch gut; der hat Geld genug und für Geld kann man ja Alles haben in der Welt. Hätt' ich nur Geld, ich wüßte wohl was ich thäte.

Wie dem luſtigen Ferdinand dieſe Gedanken ſo im Kopfe herum giengen und er Niemand hatte, dem er ſie hätte mittheilen können, ſo nahm er ein Stück Kreide und ſchrieb an die Thür, die zum Zimmer des Königs führte:

Das Geld
Bezwingt die ganze Welt.

Als ſpäter der König ausgieng und dieſe Worte las, ließ er eine ſtrenge Unterſuchung anſtellen, wer das geſchrieben. Da geſtand es der luſtige Ferdinand ſogleich ein, und weil der König ein guter gnädiger Herr war, ließ er ihn ſelbſt vor ſich kommen und ſtellte ihn darüber zur Rede, verzieh es aber dem Soldaten leicht, weil dieſer ſagte: er habe das nur ſo hingeſchrieben, weil er auf dem Poſten nicht habe reden dürfen und doch den Gedanken nicht habe los werden können. Dann aber wollte der König ihm beweiſen, daß jener Gedanke unrichtig ſei. Allein der luſtige Ferdinand wußte den König immer zu widerlegen und ſagte endlich ſogar: „Herr König, wenn ich nur Geld genug hätte, ſo wollte ich Alles erreichen, es möchte ſein, was es wollte;

ja ich glaube feſt, ich wollte Eure Tochter zur Frau kriegen und ſelbſt noch ein König werden."

Dieſe Rede von einem gemeinen Soldaten verdroß zwar den König ein wenig, doch ließ er ſich's nicht merken und ſagte vielmehr: „um Dich zu widerlegen, will ich eine Wette mit Dir eingehen. Du ſollſt ein ganzes Jahr lang ſo viel Geld haben, als Du verlangſt; kannſt Du während dieſer Zeit die Liebe meiner Tochter gewinnen, ſo iſt es gut, Du ſollſt ſie haben; will ſie Dich dann aber nicht, ſo koſtet Dir's den Kopf. Jetzt beſinn Dich wohl!" Der luſtige Ferdinand beſann ſich aber nicht lange und ſagte ſogleich, er wolle die Wette wohl eingehen, erhielt dann vom König den Schlüßel zur Schatzkammer und nahm ſich für's erſte ſo viel Geld, als er nur heimtragen konnte. Dann ließ er Eßen und Trinken ſich ſchmecken, lud ſeine Kameraden zu ſich ein, fuhr ſpazieren und gieng auf Reiſen und ſah und genoß für ſein Geld Alles, was das Herz nur begehrte. Um die ſchöne Prinzeſſin aber kümmerte er ſich gar nicht. Die war indes nicht ſo vergnügt wie Ferdinand. Um ſie nämlich vor allen Nachſtellungen und Bewerbungen zu hüten, hatte der König ſie auf eine kleine Inſel, die in der Nähe des Schloßes lag, bringen laßen und hatte ſtreng verboten, daß ja kein Mannsbild zum Beſuch zu ihr gelaßen würde. Da lebte ſie nun wie in einem Gefängnis und hatte oft Langeweile.

Als der luſtige Ferdinand eines Tages wieder in die Schatzkammer kam und ſeine leeren Taſchen mit Gold füllte, fragte ihn der König, wie es gehe und mahnte ihn zugleich, daß er nur noch ein halbes Jahr übrig habe und wohl ſehen

möge, wie er in dieſer Zeit das Herz ſeiner Tochter gewinne; denn ſonſt werde es ihm unfehlbar das Leben koſten, ſagte er. —

Ferdinand blieb gutes Muthes und dachte, es iſt wahr, Du mußt Dich jetzt wohl nach der Prinzeſſin umſehen, und gieng zu einem Goldſchmid, der war ſo geſchickt wie kein anderer Meiſter in der ganzen Welt, und beſtellte bei ihm einen goldenen Hirſch, ganz ſo groß wie ein rechter Hirſch, mit großem, zackigem Geweih; im Innern aber ſollte der Hirſch hohl ſein, ſo daß ein ausgewachſener Mann ſich darin verbergen könne. Das Gold dazu holte Ferdinand aus der Schatzkammer des Königs, und da dauerte es nicht lange, da war der Hirſch fertig und war ſo überaus ſchön geworden, daß man gar nichts Herrlicheres ſehen konnte.

Durch eine geheime Thür, die Niemand fand, wer es nicht wußte, kroch der luſtige Ferdinand in den Bauch des Hirſches und nahm zugleich ſeine Zither mit, die er ganz ordentlich zu ſpielen verſtand. Dann hatte er dem Goldſchmid Alles entdeckt und hatte ihn für vieles Geld dazu bewogen, daß er den Goldhirſch auf's Schloß brachte und ihn dem König vorſtellte. Der konnte ſich gar nicht genug darüber verwundern. Als nun aber der Goldſchmid ein beſtimmtes Zeichen gab und im Bauche des Hirſches eine Zither anfieng zu ſpielen, da wußte der König nicht, was er vor Entzücken ſagen ſollte. Auch die Königin war ganz außer ſich und bat den König, er ſolle den Hirſch doch kaufen und ſeiner Tochter auf die Inſel ſchicken, daß ſie ſich damit unterhalten möchte. — Der König ſagte ja, das wolle er gern

thun, und kaufte den Goldhirſch und ließ ihn ſogleich der Tochter bringen. Die freute ſich nicht wenig darüber und ließ den Hirſch beſtändig die Zither ſchlagen und konnte das Spiel nicht ſatt hören, bis ſie endlich müde wurde und einſchlief.

Da machte der luſtige Ferdinand leiſe die Thür auf und ſchlüpfte heraus und beſah ſich die Prinzeſſin, die in ihrem Bett lag und ruhig ſchlief. Sie war aber ſo wunderſchön, daß er ſeine Augen nicht von ihr wegwenden mochte und es endlich nicht laßen konnte, ihr einen recht langen und herzhaften Kuß auf die Lippen zu drücken, alſo, daß die Prinzeſſin davon erwachte und ſchier erſchrack, als ſie einen Mann vor ihrem Bett ſtehen ſah. Ferdinand aber ſagte ihr ſogleich, wer er ſei und bat ſie ſo dringend und rührend, ſie möge ihn doch nicht verrathen, er wolle ihr auch alle Tage was vorſpielen, ſo lange ſie's nur hören möge, daß die Prinzeſſin es endlich ihm verſprach, wenn er hübſch ſtill in ſeinem Verſteck bleiben wollte. Ja, das wollte er ja herzlich gern, ſagte er, und verkroch ſich alsbald wieder in den Bauch des Hirſches.

Am andern Morgen konnte die Prinzeſſin es gar nicht erwarten, bis ſie den Hirſch wieder ſpielen hörte. Auch der König kam, um es zu hören und freute ſich ganz beſonders, weil ſeine Tochter ſo vergnügt war; ja ſie meinte, daß ſie jetzt gewiß keine Langeweile auf der Inſel mehr haben werde.

Als es nun Abend war und die Prinzeſſin wieder ganz allein war und zu Nacht aß, da machte der luſtige Ferdinand die Thür auf und rief leiſe: „Prinzeſſin, ach liebe Prinzeſſin,

darf ich nicht ein wenig herauskommen? Ich habe ſo arg Hunger! ſeit geſtern habe ich nichts mehr gegeßen und heut ſo viel ſpielen müßen!" Ja, da erlaubte es ihm die Prinzeſſin, daß er herausſteigen und mit ihr eßen durfte. Und wie ſie ihn nun recht betrachtete und ſich mit ihm unterhielt, da gefiel er ihr recht gut und immer beßer, alſo, daß ſie es gern geſchehen ließ, als er zu guter letzt ſie in den Arm nahm und recht tüchtig abküßte. Und wie ſie nun zu Bett gieng und der luſtige Ferdinand ihr klagte, wie ihm der Rücken gar ſo weh thäte, weil er in dem Hirſchbauche immer krumm liegen müße und wie ganz erbärmlich er in der letzten Nacht habe frieren müßen, da ließ die Prinzeſſin ihn mit unter ihre Bettdecke ſchlüpfen und beide hatten ſich dann recht herzlich lieb und verſprachen ſich, daß ſie nicht von einander laßen, ſondern immer ſo beiſammen bleiben wollten.

So gieng das nun vier oder fünf Monate lang fort und die beiden waren überaus glücklich. Den luſtigen Ferdinand ſah man nirgends, und der König meinte, er werde wohl wieder auf Reiſen ſein. Da wurde plötzlich die Prinzeſſin bleich und krank, ſo daß der König ihr ſeinen Leibarzt ſchickte, der ſie unterſuchen und ihr was verordnen ſollte. Der Doktor aber ſchüttelte den Kopf, gieng zum König und ſprach: „der Prinzeſſin kann ich nicht helfen; die wird in einigen Monaten, wenn ſie ein kleines Kind bekommen hat, von ſelbſt ſchon wieder wohl werden." Darüber ward der König ſo ungehalten und aufgebracht, daß er den Arzt in's Gefängnis werfen ließ. Dann ſchickte er einen andern Doktor zu der Prinzeſſin; der ſagte aber daſſelbe wie der

erſte und wurde ebenfalls dafür eingeſperrt. Und ebenſo gieng es noch einigen andern, bis der König endlich ſelbſt zu ſeiner Tochter gieng und ſie fragte, ob ſie denn heirathen wolle. Sie ſagte, ſie habe ſchon geheirathet. Und als der König fragte, wer denn ihr Gemahl ſei, ſagte ſie: „der luſtige Ferdinand, den Du ja ſelbſt in dem goldenen Hirſche mir geſchenkt haſt," und öffnete die Thür und ließ ihn ausſteigen. Da ärgerte ſich der König zwar, konnte aber doch ſein Wort nicht brechen, weil die Prinzeſſin erklärte, daß ſie nie einen andern lieben und heirathen möge; und ſo hat der luſtige Ferdinand, noch ehe das Jahr herum war, ſeine Wette gewonnen, hat die Prinzeſſin behalten und iſt nach dem Tode ihres Vaters auch noch König geworden.

---

55. Der kluge Martin.

Ein armer Vater hatte drei Söhne, davon war der eine ein Schuſter und hieß nur: der kluge Martin; der andere war ein Weber, der dritte ein Schneider. Nachdem ſie alle mit einander ausgelernt hatten, ſchickte der Vater ſie auf Reiſen in die Fremde und gab einem jeden ein hübſches Beſteck, damit ſie nicht unterwegs, wenn man ihnen etwas zu eßen gebe, mit fremden Löffeln und mit fremden Meßern und Gabeln eßen dürften, ſondern ihre eigenen hätten. Weiter konnte er ihnen, außer ſeinem Segen, nichts mitgeben.

In einem Wirthshauſe, wo die Brüder unterwegs einkehrten, beſchloßen ſie, daß von hier ein jeder einen verſchiedenen Weg einſchlagen ſollte, daß ſie aber nach fünf Jahren an demſelben Tage und in demſelben Wirthshauſe ſich wieder zuſammen finden wollten. Nun, das war gut. Nachdem ſie dieſe Verabredung getroffen hatten, trennten ſie ſich und ein jeder zog ſeiner Straße nach.

Da kam denn der kluge Martin alsbald an eine Brücke und hörte daſelbſt ein Glöcklein läuten und dachte: wie mag eine Glocke ſo für ſich läuten? denn er ſah keinen Menſchen dort. Als er aber genauer ſich überall umſah und eben die Brücke von unten näher betrachten wollte, trat ihm ein Mann entgegen und ſagte: „was ſuchſt Du hier, und wo willſt Du hin?“ Sprach der kluge Martin: „ich bin ein Schuhmacher und ſuche Arbeit und habe mich hier über das Läuten der Glocke verwundert; aber nun ſag mir auch, wer Du biſt und was Du hier machſt?“ Da ſprach der andere: „ich bin ein Räuber.“ — „O, ſagte der kluge Martin, dieß Handwerk habe ich zwar nicht gelernt, aber ich denke mir, ich verſtänd es doch; weißt Du was? behalt mich hier! ich will auch ein Räuber werden!“ Der andre meinte, er wolle ihn wohl einſtweilen da behalten; allein unter die Räuber dürfe er Niemand für ſich aufnehmen, das könne nur ſein Meiſter thun und der ſei nicht zu Haus. Da wartete der kluge Martin drei Tage lang, da kam der Räuberhauptmann zurück, und nachdem ihm Martin ſeinen Wunſch eröffnet hatte, ſagte er: ja, er wolle ihn wohl aufnehmen, aber er müße vorher erſt eine Probe ablegen und ſeine Geſchicklichkeit zei-

gen. Da ſagte der kluge Martin, ja, das wolle er ſogleich thun, und gieng fort und hatte nichts bei ſich als das Beſteck, das ihm ſein Vater geſchenkt hatte.

Wie er nun in einen Wald kam, ſah er einen Metzger dahin ziehen, der führte ein Kalb bei ſich. Der kluge Martin ſchlich ſich ſogleich durch den Wald und gewann durch einen Seitenweg einen Vorſprung und kam dem Metzger vor, zog ſein Beſteck aus der Taſche, nahm Löffel, Meßer und Gabel heraus und warf die Scheide mitten auf den Weg. Ueber eine Weile, nachdem er eine gute Strecke weiter gegangen war, ließ er die Gabel fallen, und wieder nach einer Weile, in einer ziemlichen Entfernung, das Meßer und den Löffel zuſammen auf einen Platz, und dann verſteckte er ſich im Gebüſch.

Sobald der Metzger die Scheide fand, beſah er ſie zwar, dachte aber, was ſollſt du mit der leeren Scheide machen und ließ ſie liegen, denn ſie war ohnehin ganz ſchlecht. Ebenſo gefiel ihm auch die Gabel nicht und er mochte ſie nicht aufheben. Als er aber weiter zog und zuletzt das Meßer und den Löffel da liegen ſah, die beide ſehr ſchön waren, nahm er ſie auf und dachte: „ei, jetzt ſollteſt du doch auch das ganze Beſteck beiſammen haben! hätteſt du nur gleich Alles mitgenommen!“ und band flink ſein Kalb an einen Baum und lief zurück, um die andern Sachen zu holen. — Während er nun fort war, ſprang der kluge Martin geſchwind hervor, band das Kalb los und trieb es in den Wald hinein, indem er beſtändig blöckte. Als der Metzger zurückkam und mit ſeinem Kalbe weiter wollte, war es fort, und

er dachte, es muß ſich losgerißen und verlaufen haben und gieng dem Blöcken nach, das er immer noch im Walde hörte.

Der kluge Martin aber war an einen Teich gekommen und hatte dort ſchnell das Kalb geſchlachtet und den abgeſchnittenen Kopf mitten in den Teich geworfen und blöckte nun in Einem fort ganz erbärmlich, alſo, daß der Metzger, wie er an den Teich kam, nicht anders glaubte, als ſein Kalb ſei in das Waßer gelaufen und könne nur noch den Kopf daraus hervorſtrecken. Deshalb zog er flink ſich aus und ſprang in den Teich, um es herauszuziehen. Während er nun im Waßer war, kam der kluge Martin, nahm alles Zeug und Geld des Metzgers und auch das Beſteck, das er ihm hingeworfen hatte, und war wie der Wind damit fort und brachte es dem Räuberhauptmann und erzählte ihm, wie er es bekommen. Da war der Räuberhauptmann mit dem Probeſtück zufrieden und nahm den klugen Martin auf unter ſeine übrigen Geſellen. Der kluge Martin aber wurde bald ein ſo geſchickter und kühner Räuber, daß man ihn weit und breit fürchtete und die Obrigkeit ihm eifrig nachſtellte; allein er war viel zu vorſichtig, als daß er ſich hätte fangen laßen.

Als nun gerade die fünf Jahre herum waren, gedachte er ſeine Brüder einmal zu beſuchen, wie ſie's mit einander verabredet hatten und bekam von ſeinem Hauptmann Wagen und Pferde dazu und fuhr in das Wirthshaus. Da ſaßen ſeine zwei Brüder ſchon da, erkannten ihn aber nicht wieder bis er ſelbſt ſich ihnen entdeckte. Da waren ſie vergnügt, und Martin gab ihnen ſo viel zu eßen und zu trinken als ſie nur mochten.

Da trug sich's zu, daß der Räuberhauptmann mit der ganzen Räuberbande gefangen wurde; bloß den klugen Martin hatten sie nicht bekommen; die Obrigkeit ließ aber bekannt machen, daß der, welcher den klugen Martin lebendig oder todt bringen könnte, eine Belohnung von tausend Gulden haben sollte. Das las der kluge Martin selbst eines Morgens in der Zeitung, als er noch bei seinen Brüdern in dem Wirthshause war. Da verkaufte er sogleich seinen Wagen mit den schönen Pferden und kaufte sich einen ganz schlechten Krämer-Wagen, lud ein Faß voll Branntewein darauf, zog schlechte Kleider an und fuhr so zu dem Orte hinaus, ohne daß ihn Jemand erkannte. — Es dauerte aber nicht lange, so kam er an eine Brücke, da standen fünf und zwanzig Husaren und sollten auf den klugen Martin passen. Sobald er aber die Soldaten erblickte, fieng er an, sich betrunken zu stellen und taumelte von einer Seite zur andern und sang und schrie und schlug sein Pferd, und das setzte er fort, bis er in die Nähe der Husaren kam, da trieb er das Pferd so heftig auf die eine Seite des Wegs, daß das Rad mit einem Male in den Graben lief und der Wagen umfiel. Da jammerte er nun laut und versuchte es, den Wagen wieder aufzurichten; aber er konnte es nicht allein und bat deshalb die Husaren, daß sie ihm helfen möchten. Die halfen ihm denn auch und brachten Alles wieder in Ordnung. Zum Dank dafür schenkte er einem jeden ein groß Glas Branntewein ein und dann noch eins, und endlich so viel sie nur wollten, bis Alle ganz betrunken waren und sich nicht mehr regen konnten. Darauf holte Martin aus seiner

Höhle, die in der Nähe war, fünf und zwanzig Kapuzinerkutten und zog die den Husaren an und fuhr sie dann in der Nacht bis dicht vor die Schloßwache des Kaisers. Als der am andern Morgen die Kapuziner auf der Wache sah und die ganze Geschichte erfuhr, fragte er den Räuberhauptmann, wer ihm wohl den Streich gespielt habe? Sprach der: „das hat gewiß Niemand anders als mein Martin gethan, das ist ein Blitzkerl.“

Dann fragte der Kaiser den Hauptmann weiter: wie man den klugen Martin wohl fangen könne? Da sagte er: der Kaiser möge einmal einen öffentlichen Ball ausschreiben und den Fußboden des Tanzsaals mit Goldstücken belegen laßen; da werde der Martin gewiß nicht fehlen, und wenn er das Gold sehe, so könne er's nicht liegen laßen und werde sich bücken und es aufheben; daran werde man ihn dann leicht erkennen und ihn festnehmen können. Der Rath gefiel dem Kaiser und er ließ sogleich den Ball ausschreiben und machte Alles so, wie der Räuberhauptmann es ihm gerathen hatte. Der kluge Martin aber hörte auch von dem Balle und gedachte hinzugehn, und begab sich auch wirklich mit einem Bedienten in den Tanzsaal des Kaisers. Wie er da nun die Goldstücke am Boden liegen sah, meinte er: die lägen in meiner Tasche viel beßer. Und wie der nächste Tanz aus war, gieng er hinaus zu seinem Bedienten, und der mußte ihm Pech holen, das machte er warm und klebte es unter seine Schuhsohlen und gieng wieder in den Saal und tanzte, daß es eine Art hatte. So oft aber ein Tanz zu Ende war, gieng er aus dem Saal und ließ von seinem

Diener die Goldstücke abnehmen, die an dem Pech hängen geblieben waren, und so trug er manches Stück hinaus, ohne sich zu verrathen und ohne gefangen zu werden.

Als dem Kaiser dieß mißlungen war und er den Hauptmann um einen andern Vorschlag angieng, wie er den klugen Martin fangen könnte, so sagte der Hauptmann: der Kaiser möge ein Turnier ausschreiben und einen recht hohen Preis für den Sieger bestimmen; da werde der kluge Martin ganz gewiß den Preis gewinnen und der Kaiser könne ihn dann nur gefangen nehmen laßen.

Nun ließ der Kaiser ein Turnier ausschreiben und ließ bekannt machen, daß er dem Sieger seine einzige Tochter zur Gemahlin geben wolle. Da kamen nun viele Fürsten und Grafen und Ritter zusammen und turnierten und gar Mancher hätte die schöne Kaiserstochter gern gewonnen; aber was meinst Du, wer wohl der Sieger wurde? Der alte Räuberhauptmann hatte Recht; der kluge Martin besiegte alle Fürsten und Grafen und Ritter und wurde darauf mit der Kaiserstochter verlobt. Der Kaiser aber und seine Räthe merkten bald, daß es der kluge Martin wirklich war, der den Preis gewonnen hatte. Da wurde er auf Befehl des Kaisers festgesetzt und sollte hingerichtet werden. Allein der Tochter des Kaisers hatte er so gut gefallen, daß sie ihrem Vater erklärte: „den will ich heirathen und keinen andern!“ Da mußte der Kaiser wohl nachgeben und der kluge Martin bekam seine Tochter und ist zuletzt auch noch Kaiser geworden.

56. Die geſcheidte Ziege.

Da iſt einmal ein Mann geweſen, der hat ſo viele Ratten im Hauſe gehabt, daß es nicht mehr auszuhalten war. Sagt er endlich zu ſeiner Frau: „Frau, bring auch Gift mit von der Apotheke, daß wir die vielen Ratten los werden, ſonſt freßen ſie uns noch auf bei lebendigem Leibe.“ Ja, die Frau wollte das thun und brachte Gift mit von der Apotheke und backte Küchlein und vergiftete ſie und legte die vergifteten Küchlein in den Keller, in die Küche, in den Ziegenſtall und im ganzen Hauſe herum, auf daß die Ratten davon eßen ſollten. —

Als der Mann am andern Morgen zu ſeiner Ziege kam und ſie melken wollte, was er immer ſelbſt that, ſtand ſie nicht auf wie ſonſt und ſagte auch nicht: guten Morgen! ſondern blieb ruhig liegen. Sprach er: „na, Kitzle, wo fehlt's?“ Aber die Ziege blieb ſtill und ſtumm. Sprach er weiter: „o Kitzle, haſt doch nicht von dem Gift gefreßen?“ — Da ſah ihn aber das Thier ſo geſcheidt an, nein, ſo geſcheidt! man ſollte gar nicht glauben, daß eine dumme Ziege ſo geſcheidt ausſehen könnte, und er ſah ihr ganz deutlich an den Augen an, was ſie ſagen wollte und ſprach daher weiter: „ach Kitzle, ſo willſt Du wirklich uns verlaßen?“ Da ſagte die Ziege: „m—m—m—!“ und dann iſt ſie geſtorben.

57. Drei Rosen auf Einem Stiel.

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Töchter, die konnten sich nicht gut mit einander vertragen; daran war aber besonders die Eine Schuld. — Eines Tages wollte der Vater auf den Markt gehen und fragte die Töchter: „was soll ich Euch mitbringen?“ Da wünschte sich die eine ein schönes Kleid, die andre, welche die bravste war, drei Rosen auf Einem Stiel. „Wenn ich die nur bekommen kann,“ sagte der Vater und gieng fort und kaufte auf dem Markte ein neues Kleid; aber so viel er sich auch unterwegs und nachher auf dem Markte nach Rosen umsah, so konnte er doch keine gewahr werden.

Endlich, als er schon wieder auf dem Heimwege war, sah er in einem Garten einen blühenden Rosenstrauch, und da waren auch gerade drei Rosen auf Einem Stiel beisammen, wie es die Tochter sich gewünscht hatte. Da stieg er in den Garten und brach sich die Rosen ab. Aber mit einem Male stand da ein schwarzes, haariges Ungeheuer und sagte: „was machst Du da in meinem Garten?“ Der Mann erzählte nun, daß er eine Tochter habe, die sich drei Rosen auf Einem Stiel gewünscht habe, und bat, daß er diese Rosen, die er schon so lange gesucht, mitnehmen dürfe. Da sagte das Thier: „ja, Du darfst sie mitnehmen, mußt aber dafür Morgen um die und die Stunde mit deiner Tochter hieherkommen, sonst wirst Du sterben.“ Da versprach der Mann, daß er wiederkommen wollte, und gieng mit seiner Rose heim und führte am andern Tage die Tochter her;

verspätete sich aber ein wenig. Indessen war es eben noch Zeit. Da fand er in dem Garten einen Tisch schön gedeckt und mit Speisen reichlich besetzt; und er setzte sich mit seiner Tochter hin und aß; und als sie fertig waren, erschien auch das Thier und fragte: ob das die Tochter sei, welche sich die drei Rosen gewünscht? Und als der Vater ja sagte, sagte das Ungeheuer: „nun, so kannst Du nur wieder nach Haus gehen; deine Tochter aber muß hier bleiben."

Da gieng der Vater allein heim und ließ seine Tochter voll Sorge zurück. Das Ungeheuer aber führte sie alsbald in ein schönes Gartenhaus und zeigte ihr die herrlichsten Schmucksachen von Gold und Silber und Edelsteinen, von denen sie sich auswählen durfte, was ihr gefiel; und als sie das gethan hatte, sagte das Ungeheuer: „jetzt kannst Du auch wieder heimgehen, mußt aber morgen um die und die Zeit wieder hier sein!" Ja, das wollte das Mädchen auch gern, und kehrte vergnügt zu ihren Eltern zurück.

Da ärgerte sich aber die andre Schwester über den kostbaren Schmuck, und hielt ihr Schwesterlein am folgenden Tage, als es wieder in den Garten wollte, aus Neid so lange auf, daß es zu spät kam. Wie es nun in den Garten trat, war Niemand da zu sehen und zu hören. Da rief es ganz ängstlich: „liebes Thierle, wo bist?" Da hörte es zur Seite in dem Graben etwas wimmern und winseln („gilfen") und gieng darauf zu, und sah das Thier drin liegen. „Ach, seufzte das Unthier, wärst Du nicht bald gekommen, so hätte ich sterben müßen." — Dann kroch es aber heraus, streifte sich mit einem Male den haarigen Pelz

herunter und ſtand da als ein ſchöner junger Mann. Da waren beide ſeelenvergnügt und hielten Hochzeit und lebten glücklich mit einander bis an ihr Ende.

---

58. Der Drachentödter.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, die ließ er alle auf gleiche Weiſe kleiden, und gab jedem ein Schwert und viel Geld und ſagte: nun ſollten ſie auf Reiſen ihr Glück verſuchen und in der Welt ſich umſehen. Ja, dazu waren auch die drei Brüder ſogleich bereit und zogen mit einander fort in die weite Welt hinaus. — Wie ſie nun ſchon ein gutes Stück gewandert waren, beſchloßen ſie, ſich zu trennen, und ſteckten ihre Schwerter zuſammen in eine Tanne; wenn dann Einer von uns zurückkommt, ſo kann er gleich ſehen, ob wir noch alle am Leben ſind, ſagten ſie; hat das Schwert Einen Roſtflecken, ſo iſt Einer von uns todt; hat es zwei, ſo ſind zwei von uns todt; hat es aber drei, ſo ſind wir alle mit einander todt. Dann gieng der eine zur Rechten, der andre zur Linken; der jüngſte aber gieng grad aus und kam bald in einen großen großen Wald.

Wie er nun ſo allein ſeinen Weg dahingieng und eben an nichts dachte, kam ihm mit einem Male ein Bär entgegen. Da griff er flink nach ſeiner Flinte und legte an

und wollte ihn todt schießen; der Bär aber rief: „tödte mich nicht, es wird dein Glück sein!“ Da ließ er ihn leben, und dann kam der Bär ganz freundlich heran und war zahm und begleitete ihn durch den Wald. — Als er eine Strecke weiter gegangen war, kam plötzlich ein großer Wolf dahergesprungen, so daß er erschrack und gleich seine Flinte anlegte und ihm eine Kugel auf den Pelz schicken wollte. Der Wolf aber rief schnell: „tödte mich nicht, es wird dein Glück sein!“ Da ließ er ihn auch leben und nun zog der Wolf mit dem Bären hinter ihm her. — Als er abermals eine Strecke weiter gegangen war, spazirte ein Löwe daher; den wollte er auch erst todt schießen; weil aber der Löwe sagte: „tödte mich nicht, es wird dein Glück sein!“ so schenkte er ihm gern das Leben, und nun zog auch der Löwe mit dem Wolfe und dem Bären hinter ihm her und alle drei Thiere wichen nicht mehr von ihm.

Nachdem der Prinz nun eine lange Zeit mit seinen Begleitern immer grad aus durch den Wald fortgewandert war, ohne einen Menschen zu begegnen, kam er endlich an eine Stadt, in die gieng er vergnügt mit seinen Thieren hinein. Die Stadt aber hatte ein gar sonderbares Aussehen; alle Häuser waren mit schwarzem Flor behangen und die Menschen wgren alle so still und so traurig, daß der Prinz nur alsbald fragen mußte, was denn der Stadt fehle, daß sie eine solche Trauer anstelle? Da erzählten ihm die Leute: „Auf dem Berge dort, wo die Kapelle steht, da hauset ein Drache, der hat sieben Köpfe, und dem muß man alle Tage einen Menschen und ein Schaaf zum Eßen bringen, sonst ist

Niemand vor ihm ſicher. Nun hat er aus unſerer Stadt ſchon ſo viele Menſchen verzehrt, daß morgen die Reihe an die einzige Tochter des Königs kommt; deshalb iſt die ganze Stadt in ſo tiefer Trauer."

Da dachte der Prinz: „ei, wenn Du den Drachen erlegen könnteſt!" und nahm ſich vor, daß er es mit ſeinen Thieren verſuchen wollte, und begab ſich am folgenden Tage zu der beſtimmten Stunde auf den Berg nach der Kapelle, wo der Drache ſich immer zeigen ſollte! Er hatte ein gutes Schwert mitgenommen und ſeine Thiere begleiteten ihn. Wie er nun zu der Kapelle kam, gieng die Prinzeſſin eben hinein, um zu beten, und winkte ihm mit der Hand zu, daß er fortgehen möge. Er aber ſprach: „Sei gutes Muthes, ich bin gekommen, Dich zu erretten und den Drachen zu tödten!" Darauf kniete die Jungfrau in der Kapelle nieder und betete; und alsbald kam der ſiebenköpfige Drache ganz wild angeſchoßen und drang auf den Prinzen ein; während der nun ſein Schwert zog, kämpften der Wolf und der Löwe mit dem Drachen und jeder riß und biß ihm drei Köpfe ab; den ſiebenten und letzten Kopf hieb ihm dann der Prinz mit ſeinem Schwerte ab, alſo, daß das Ungeheuer überwunden und todt war. — Da kam die Prinzeſſin aus der Kapelle und dankte ihrem Retter und nahm eine goldene Kette, die ſie getragen und vertheilte ſie unter die Thiere und hieng einem jeden ein Stück davon um den Hals. Dem Prinzen aber ſagte ſie: „Du haſt mich erlöſt, nun mußt Du auch König werden und mich heirathen." Ja, das wollte der Prinz wohl gern; denn ſie war ſo ſchön, wie

er noch nie eine Jungfrau gesehen hatte." Aber erst muß ich noch reisen und in der Welt mich umsehen; über Jahr und Tag komme ich wieder und dann wollen wir Hochzeit halten!" sagte er. Darauf schnitt er noch aus den Drachenköpfen die sieben Zungen heraus, wickelte sie in ein Tuch und steckte das ein, dann nahm er Abschied von seiner Braut und zog mit seinen getreuen Thieren auf gut Glück in die weite Welt hinaus.

Sobald er fort war, nahm der Kutscher, welcher die Prinzessin zur Kapelle gefahren hatte und der sie jetzt auch wieder heimfahren sollte, die sieben Drachenköpfe in den Wagen und zwang unterwegs die Prinzessin durch Drohungen dazu, daß sie daheim sagen mußte, er habe den Drachen getödtet. Dem Drachentödter aber hatte der König schon lange seine einzige Tochter zur Gemahlin versprochen; deshalb wollte der Kutscher auch alsbald Hochzeit mit der Prinzessin halten; allein sie wußte bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande es dahin zu bringen, daß die Hochzeit aufgeschoben wurde. So trieb sie es ein ganzes Jahr lang; dann mußte sie nachgeben und that es auch williger, weil sie hoffte, daß der rechte Bräutigam sich jetzt wohl wieder einstellen werde.

Und richtig, nachdem der Prinz sein Geld verzehrt hatte und das Jahr bald um war, hatte er sich auf den Weg zu seiner Braut gemacht. Da kam er in die Stadt, als eben noch ein einziger Tag an dem Jahre fehlte. In der Stadt aber gieng's überall lustig und lebendig zu. Da fragte er den Wirth: „Was gibt's denn hier? vor etwa einem Jahre

war die ganze Stadt mit Trauerflor behangen; heute dagegen sehe ich überall fröhliche Gesichter und die ganze Stadt ist wie zu einem Feste geschmückt." Da erzählte ihm der Wirth, daß morgen die Tochter des Königs Hochzeit habe mit dem Kutscher, der sie vor einem Jahr von dem Drachen erlöst habe. —

Am andern Tage nun gab der König ein großes Gastmahl. Wie der Prinz, der als Jäger gekleidet war, nun allein im Wirthshause saß, sagte er zu dem Wirthe: er solle ihm doch eine Flasche Wein holen, wie die Braut im Schloße ihn trinke. Ja das könne er nicht, meinte der Wirth. „Dann muß ich wohl meinen Wolf hinschicken," sagte der Prinz und schickte ihn hin zu der Prinzessin: sein Herr laße um eine Flasche von dem Wein bitten, den sie selbst trinke. Da dauerte es nicht lange, da kam der Wolf auch richtig damit zurück, daß der Wirth sich nicht genug verwundern konnte. „Jetzt will ich auch von dem Braten haben, wie die Braut ihn ißt," sprach der Prinz und schickte den Bären auf's Schloß; der brachte alsbald auch ein Stück von dem allerbesten und feinsten Braten. „Nun muß ich auch Brod haben, wie die Prinzessin es ißt!" sprach der Prinz und schickte den Löwen hin, der es auch nach kurzer Zeit ihm brachte. — Die Thiere nämlich hatten durch nichts sich abhalten laßen und waren bis in den Saal zu der Braut vorgedrungen; die hatte sie sogleich erkannt und ihnen alles gegeben, was sie für ihren Herrn forderten.

Da nahm endlich der König seine Tochter bei Seite und sprach: „was hast Du denn mit den wilden Thieren

vor?“ Da erzählte und entdeckte ſie ihm, daß der wahre Drachentödter jetzt da ſei und daß ſie den und keinen andern heirathen werde. Darauf ſchickte der König ſogleich eine Ordonanz in's Wirthshaus und ließ den Herrn der wilden Thiere zur Tafel laden. Da kam er. Endlich, als alle recht vergnügt waren, ſagte der König: jetzt ſolle auch ein jeder ſeine Lebensgeſchichte erzählen, und da kam denn zuerſt die Reihe an den Bräutigam, der den Drachen beſiegt haben wollte; der hatte die ſieben Köpfe auf einen Tiſch hinſtellen laßen und erzählte nun, wie er ſie dem Drachen abgeſchlagen habe. Als er fertig war, forderte der König den fremden Mann mit den wilden Thieren auf, daß er jetzt doch auch ſeinen Lebenslauf erzählen möge. Das that er denn auch gern und erzählte, wie er die treuen Thiere bekommen und wie ſie ihm geholfen hatten, einen ſiebenköpfigen Drachen zu überwinden und eine Königstochter zu erlöſen und wie er darauf noch ein Jahr lang in der Welt herumgezogen ſei. Indem er alsdann die ſieben Drachenköpfe betrachtete, ſprach er weiter: „Jedes Thier hat ſonſt doch eine Zunge; aber die da werden keine haben.“ Und als man nachſah, — nein, da hatten alle ſieben Drachenköpfe keine Zungen. Darauf zog er die Wahrzeichen aus der Taſche, und die Zungen paſſten ganz zu den abgeſchnittenen Enden im Rachen der Drachenköpfe, alſo, daß die Argliſt des Kutſchers an den Tag kam. Sodann fragte der Prinz noch die Prinzeſſin: ob ſie die goldene Kette am Halſe der Thiere wohl kenne? „O gewiß, ſagte ſie, die kenne ich ſehr gut! ich ſelbſt habe ſie ja deinen Thieren um-

gehängt, weil sie Dir so treu und tapfer bei der Erlegung des Drachen geholfen hatten.“ Und nun war die Braut froh, daß der rechte Bräutigam da war; den hat sie dann geheirathet und er ist König geworden. Dem falschen aber wurde der Kopf abgeschlagen.

Was nun aus den beiden Brüdern des Prinzen geworden ist, ob sie heimgekehrt sind, oder noch in der Welt herumwandern, das hat mir Niemand sagen können. Wenn ich aber an den Tannenbaum komme, will ich doch nachsehen, ob sie noch am Leben sind, oder ob die Schwerter Rostflecken bekommen haben.

---

59. Der langnasige Riese und der Schloßergesell.

Der Herr auf dem „Rauber,“ der zwischen Teck und Wielandstein liegt, ließ einst einen Schloßer aus Owen zu sich kommen und bestellte bei demselben ein so kostbares und kunstvolles Schloß, daß der Meister gestand, er selbst könne ein solches nicht machen; allein er habe einen sehr geschickten Gesellen, der werde es vielleicht können. Darauf mußte der Gesell zum „Rauber“ kommen und versprach, das Schloß sogleich zu verfertigen, jedoch unter der Bedingung, daß der Rauber ihm dafür seine Tochter zur Frau gebe. Ja, das wollte er gern thun und versprach dem Gesellen noch oben-

drein ein kleines Schlößlein, das leer stand, darin er mit seiner Frau wohnen könne. —

Nun machte der Gesell das kunstvolle Schloß für den Rauber und vergoldete es und bekam dafür die Tochter und eine kleine Burg als Belohnung. Kaum aber hatte er mit seiner Frau die neue Wohnung, die zwischen dem Rauber und der Teck lag, bezogen und wollte hier sein Handwerk fortsetzen, als sich ein Spukgeist in dem Schloße vernehmen ließ. Jeden Abend erschien nämlich ein großer Mann, der hatte eine Nase, ja die war wenigstens anderthalb Schuh lang, und guckte dem Schloßer beständig auf die Arbeit. Nachts aber tappte er in der Schlafkammer auf und ab. Endlich gelang es dem Schloßer eines Abends, als der Riesenkerl ihm wieder auf die Arbeit stierte, die lange Nase desselben zu faßen und in den Schraubenstock zu bringen, und ließ sie so lange fest eingeklemmt darin, bis er versprach, daß er nicht wieder kommen wolle. Dann ließ er ihn los, und er kam auch wirklich nicht wieder.

Nach einiger Zeit aber gieng der Schloßer einmal mit seiner Frau in dem schönen Walde spazieren, und wie sie eben an nichts weiter dachten, wen sahen sie daher kommen? — Den Mann mit der langen Nase! „Jetzt sind wir verloren! rief die Frau; ach wär ich doch bei meinem Vater geblieben!“ „Sei nur still, sprach der Mann und laß mich nur machen!“ Und sogleich ergriff er seine Frau und stellte sie auf den Kopf, daß die Füße in die Höhe standen wie die beiden Klammern eines Schraubenstocks. Wie das der

lange Mann ſah, blieb er erſchrocken ſtehen und rief in näſelndem Tone: „So? Du biſt ſchon wieder da mit deinem verfluchten Schraubenſtock!“ und wandte ſich um und lief was er konnte, und hat ſich nie wieder blicken laßen.

---

60. Die Schlange und das Kind.

Zu einem Kinde kam beſtändig, wenn es ſeine Milch nebſt eingebrocktem Brode im Garten aß, eine Schlange (Otter) und trank mit ihm von ſeiner Milch. Da ſagte eines Tages das Kind, das noch nicht recht ſprechen konnte: „iß et no Ilch, (Milch) iß au Ocke!“ (Brocken.) Die Mutter wußte aber gar nicht, weshalb das Kind immer ſo gern im Garten ſeine Milch eßen wollte; und da ſie es nun mit Jemand reden hörte, ſah ſie genau hin und entdeckte die Schlange. Da eilte ſie in den Garten und ſchlug die Schlange auf den Kopf, daß ſie fortkroch. — Seit der Zeit zehrte das Kind ab und ſtarb nicht lange nachher. Auf ſein Grab aber ſoll die Schlange einen Kranz gebracht haben.

---

61. Das Nebelmännle.

Auf der alten Burg Bodmann, die in der Nähe des Ueberlinger See's liegt, wohnte einſt ein Herr v. Bodmann, der wollte eine große Reiſe machen bis an's Ende der Welt, und nahm einen Wagen, einen Kutſcher und einen Diener mit, und verabſchiedete ſich von ſeiner Frau, indem er ſprach: „wenn ich von heut an in ſieben Jahren nicht wieder hier bin, ſo darfſt Du auf mich nimmer warten und kannſt einen andern heirathen.“ Darauf reiſte er fort und kam durch viele Städte und Länder und zuletzt in eine große Wüſte, in der gieng er weit weit fort, ohne daß er irgend einen Menſchen zu ſehen bekam. Endlich gelangte er an einen Platz, der war mit einer hohen Mauer umgeben, und weil er gern gewußt hätte, was dahinter war, ſo half er ſeinem Bedienten hinauf. Wie der aber droben war und hinter die Mauer ſehen konnte, ſo winkte er bloß dem Kutſcher und ſprang hinab. Nach einer Weile, als er immer nicht wieder kam, ſagte der Herr zu ſeinem Kutſcher: er ſolle doch einmal nachſehen, wo der Bediente geblieben ſei, und half ihm ebenfalls auf die Mauer. Der Kutſcher aber machte es ebenſo wie der Bediente und ſprang in den Garten, der hinter der Mauer war; denn das war der Paradiesgarten, und darin gefiel es den beiden ſo gut, daß ſie nicht wieder herausmochten und deshalb ihren Herrn im Stich ließen.

Der Herr v. Bodmann konnte allein die Mauer nicht erſteigen, und nachdem er noch längere Zeit vergebens auf ſeine

Diener gewartet hatte, irrte er allein in der Wüſte weiter und kam endlich an ein kleines Haus. In das gieng er hinein und traf daſelbſt ein altes Weib; dem ſagte er, wie es ihm ergangen war, und wünſchte dort zu bleiben. Das Weib aber ſagte, ihr Mann ſei ein Menſchenfreßer und werde ihn gewiß riechen, wenn er hier bliebe. Allein der Herr v. Bodmann mochte nicht weiter mehr in der Welt herumirren und verſteckte ſich in dem Hauſe. Doch ſo wie der Mann des alten Weibes heimkam, ſprach er gleich: „ich ſchmeck (rieche) einen Menſchen!" und entdeckte alsbald auch den Herrn v. Bodmann, war aber nicht unfreundlich gegen ihn und ſah auch nicht furchtbar aus, ſondern war nur ein kleines Männlein und wurde gewöhnlich das „Nebelmännle" genannt.

Nachdem nun das Nebelmännle von dem Herrn v. Bodmann erfahren hatte, wie er daher gekommen, ſo ſprach es zu ihm: „ich will Dir nichts zu Leide thun und will Dich ſogar noch in dieſer Nacht zu deinem Schloße führen (denn ſonſt hält deine Frau morgen mit einem Andern Hochzeit), wenn Du mir verſprichſt, daß Du künftig das Läuten mit der Nebelglocke unterlaßen willſt." Das verſprach ihm der Herr v. Bodmann herzlich gern, und darauf nahm ihn das Nebelmännle auf ſeine Schultern und flog mit ihm, ſchneller als der Wind, durch die Luft und ſetzte ihn am Morgen richtig vor ſeinem Schloße nieder.

Wie der Herr v. Bodmann ſeine Burg betrat, erkannte ihn Niemand, ſelbſt ſeine Frau nicht. Dieſe reichte ihm Waſchwaßer, und nachdem er ſich gewaſchen, zog er ſeinen

Trauring vom Finger und ließ ihn hineinfallen. Als aber ſeine Frau das Waßer ausgoß und den Ring erblickte, hatte ſie eine herzliche Freude und behielt doch lieber ihren alten Mann, als daß ſie den neuen genommen hätte, deſſen Andringen ſie nicht länger hatte ausweichen können, weil die ſieben Jahre eben um waren.

Das Läuten mit der Nebelglocke, welches die Nebel verſcheuchen ſollte, iſt ſeitdem eingeſtellt worden; die Nebelglocke aber hängt noch immer auf dem alten Schloße Bodmann.

---

62. Bruder Luſtig.

Der Bruder Luſtig befand ſich einmal auf Reiſen und hatte nur noch drei Kreuzer im Sack und ein einziges Brod, das er ſich gekauft. Da begegnete ihm der heilge Petrus und ſprach: „grüß Dich Gott, armer Bruder!" „Grüß Dich Gott!" ſagte Bruder Luſtig. „Wohin geht die Reiſe?" ſprach Petrus. „Weiß nicht, ſprach der Bruder Luſtig, wohin mich der Wind noch führen wird." Sprach der heilge Petrus zu ihm weiter: „ach, ich habe Hunger und kein Geld; ſei ſo gut und gib mir ein Almoſen!" „Ich bin zwar ſelbſt ein armer Schlucker, ſagte Bruder Luſtig, und hab nur noch drei Kreuzer und ein Brod im Sack, doch wir wollen's theilen;" und darauf gab er dem heilgen

Petrus, der als Bettler verkleidet war, einen Kreuzer und einen Vierling Brod. „Vergelts Gott!“ ſprach Petrus und gieng weiter.

Ueber eine Weile begegnete ihm abermals der heilge Petrus als Bettler, aber in einer andern Geſtalt als das erſte Mal und ſprach: „grüß Dich Gott, Bruder! ein Armer ſpricht Dich um eine Gabe an!“ „Grüß Dich Gott, armer Bruder!“ ſprach der Bruder Luſtig und gab dem Bettler einen Kreuzer und einen Vierling von ſeinem Brode. „Vergelts Gott!“ ſprach Petrus und gieng weiter.

Wieder über eine Weile kam der heilge Petrus zum dritten Male als Bettler in einer andern Geſtalt und bat ihn um eine Gabe, weil er ſo hungrig ſei. Da ſagte Bruder Luſtig: „mit zwei Armen hab ich ſchon getheilt, was ich hatte; jetzt hab ich grad noch einen Kreuzer und ein halbes Brod, das wollen wir noch einmal theilen. Sprach der heilge Petrus: „Nun, ich habe auch noch einen Kreuzer, ſo wollen wir in's Wirthshaus gehen und zu dem Brod ein Halbes Bier mit einander trinken.“ Ja, das war dem Bruder Luſtig ganz recht und ſie machten es ſo; und als ſie nun alle beide nichts mehr hatten, ſo beſchloßen ſie, daß ſie mit einander weiter reiſen wollten.

Wie ſie nun ſo eine gute Strecke zuſammen marſchirt waren, kamen ſie in eine Stadt, darin war große Trauer, weil die Tochter des Königs geſtorben war. Darauf ließ Petrus bei dem Könige ſich melden als Doktor und verſprach, die Prinzeſſin wieder lebendig zu machen; aber es ſollte Niemand dabei ſein und zuſehen als bloß der Bruder

Luſtig. — Nun ließ Petrus ſich einen Keßel mit kochendem Waßer geben, zerſchnitt den Leichnam und kochte das Fleiſch in dem Keßel, legte dann die Knochen wieder zuſammen, rief die Todte bei Namen und ſprach die drei höchſten göttlichen Namen aus und hieß die Jungfrau aufſtehen. Da ſtand ſie auf und lebte und war friſch und geſund wie vorher. — Der König war außer ſich vor Freude und bot dem heilgen Petrus Alles an, was er ſich nur wünſchen möge, und wenn's das halbe Königreich wäre! Aber Petrus ſchlug Alles aus und wollte keinen Lohn. „Narr, ſprach der Bruder Luſtig zu ihm, Du haſt ſelber nichts, ſo daß Du betteln mußt, und willſt einem König was ſchenken!" Petrus aber hörte nicht darauf und gieng fort, und Bruder Luſtig ließ ihn allein ziehen und blieb in dem Schloße zurück, und ließ ſich erſt ſeinen Ranzen mit Geld füllen, ſo viel er nur tragen konnte. Dann lebte er eine lange Zeit herrlich und in Freuden, bis endlich der Ranzen leicht und leer war.

Da trug ſich's zu, daß der Bruder Luſtig in ein Dorf kam und hörte, die Tochter eines reichen Bauers ſei todtkrank. Da gieng er hin; wie er aber hinkam, war ſie ſchon geſtorben. Nun erbot er ſich, er wolle ſie wieder lebendig machen, und machte es grad ſo, wie er es den heilgen Petrus hatte thun ſehen: er zerſchnitt die Leiche, kochte das Fleiſch und legte dann die Knochen an einander. Aber damit wollte es ihm nicht gelingen, denn er wußte nicht, welche Knochen zuſammen gehörten, ſo daß er in die allergrößte Angſt und Unruhe gerieth und ſich gar nicht

mehr zu helfen wußte. Da klopfte plötzlich der heilge Petrus an's Fenſter und er ließ ihn ſogleich herein. Der aber machte ein bös Geſicht und ſprach: „ei Du ſchlechter Kerl, glaubſt Du auch zu können, was ich kann! das geht ja nimmermehr ſo! — Dießmal will ich Dir noch helfen; aber daß Du Dir's nur nicht einfallen läßeſt, ſo etwas noch einmal zu probiren, ſonſt wird Dir's ſchlecht gehen!" Darauf ordnete Petrus die Gebeine wie ſie zuſammen gehörten, und rief das Mägdelein bei Namen und hieß es aufſtehen. Da ſtand es auf und gieng zu ſeinen Eltern. Dann entfernte ſich Petrus wieder durch das Fenſter, durch das er gekommen war, nachdem er noch dem Bruder Luſtig ſtreng anbefohlen hatte, daß er ja keine Belohnung nehmen ſollte. Nein, das wollte er auch gewiß nicht, ſagte er. Als nun die Bauersleute aus Dankbarkeit ihm Geld und Gut anboten, ſo ſchlug er's aus, ließ es aber endlich doch geſchehen, weil ſie ihn ſo ſehr nöthigten, daß ſie ihm ein Lamm mit auf den Weg gaben. Das nahm er und trieb es zum Dorfe hinaus.

Vor dem Dorfe traf er wieder mit dem heiligen Petrus zuſammen, der ſtellte ihn ſogleich zur Rede wegen des Lammes. „Ach, ſprach der Bruder luſtig, ich weiß nicht, was ich von Dir denken ſoll; wir ſind alle beide arme Hungerleider und ſollen nichts von andern Menſchen annehmen! Komm her, wir wollen uns mit einander das Lamm ſchmekken laßen!" — „Nun, meinetwegen, ſprach Petrus, ſo mach es zurecht; ich will unterdeſſen einen Gang machen; aber Du mußt nicht eher anfangen zu eßen, bis ich wieder da

bin!" — „Ei bei Leibe!" ſprach der Bruder Luſtig und ſchlachtete ſogleich das Lamm und machte ein Feuer an und briet es. Da dauerte es nicht lange, da war es fertig und roch ſo gut, daß der Bruder Luſtig nicht wiederſtehen konnte und das Herz herausfiſchte und es aufaß; denn Petrus blieb auch gar zu lange und er hatte außerdem Hunger. — Endlich kam Petrus zurück und ſagte: „Du kannſt alles eßen, bloß das Herz bitt' ich mir aus!" — „Ei Brüderchen, wo denkſt Du hin?" ſprach Bruder Luſtig; beſinn' Dich doch, ein Lamm hat ja kein Herz!" — „Ei freilich, ſprach Petrus, ein Lamm muß doch ein Herz haben wie jedes andre Thier." — „Ganz gewiß nicht! glaub's nur auf mein Wort! ein Lamm hat kein Herz!" ſprach der Bruder Luſtig in Einem fort, ſo daß Petrus ihn zuletzt gewähren ließ und ſagte: „ſo kannſt Du auch das übrige allein eßen!" Darauf gieng er fort. Bruder Luſtig aber ließ ſich den Braten ſchmecken, und wer auf der Straße daherkam, den lud er ein zum miteßen, bis das Lamm aufgezehrt war.

Nachdem er ſich alſo gelabt und geſättigt hatte, reiſte er weiter und kam an ein Waßer, über das er hinüber mußte. Das Waßer aber war angeſchwollen, und wie er eben drin war, ſtieg es immer höher, daß er nahe dran war zu ertrinken und ſich nicht mehr zu helfen wußte. Da rief mit einem Male von dem andern Ufer her Petrus: „geſteh mir, daß ein Lamm ein Herz hat und daß Du es aufgegeßen, ſo will ich Dir helfen!" Bruder Luſtig aber antwortete: „wie kann ich das geſtehen und wie kann ich das Herz gegeßen haben, da ja ein Lamm, wie Jedermann

weiß, gar kein Herz im Leibe hat!“ Und obwohl Petrus das Waßer immer höher ſteigen ließ, ſo daß Bruder Luſtig um's Haar hätte ertrinken müßen, ſo wollte er doch nicht bekennen. Deshalb ließ Petrus, weil er Mitleid hatte mit dem gutmüthigen Narren, das Waßer wieder ſinken, ſo daß er hindurchgehen konnte. Dann aber ſagte Petrus zu ihm: „Du biſt nun doch einmal ein rechter Taugenichts; damit Du aber nicht wieder ſo gottloſe Streiche machſt und Todte erwecken willſt um's Geld, ſo will ich Dir da einen Ranzen ſchenken, in den kannſt Du Dir Alles hineinwünſchen, was Du nur begehrſt. Und nun leb' wohl!“ Mit dieſen Worten verließ ihn der heilige Petrus und Bruder Luſtig wanderte mit ſeinem Wunſch-Ranzen allein weiter fort.

So kam er nach einiger Zeit einmal in ein Wirthshaus und trank ein Glas Bier. Da ſah er zwei gebratene Gänſe im Ofen ſtehen, ach, die rochen gar zu gut, und er hätte wohl ein Stück davon verzehren mögen. Wie er nun wieder draußen war, dachte er: ei, du ſollteſt doch einmal den Ranzen probiren! und wünſchte ſich die Gänſe hinein. Mit einem Mal fühlte er, daß der Ranzen ſchwer wurde und er roch auch ſogleich den Duft der gebratenen Gänſe, und ſetzte ſich nieder und ließ ſie ſich wohlſchmecken. Derweil kamen zwei Handwerksburſchen daher, die baten um ein Stückchen Fleiſch; da gab er ihnen die eine Gans, denn er hatte genug an der andern. Nun traf es ſich, daß die beiden Handwerksburſchen in dasſelbe Wirthshaus kamen, aus welchem Bruder Luſtig die Gänſe weggewünſcht hatte, und ſich daſelbſt Bier und Brod geben ließen und dann vergnügt ihren Gänſebraten verzehr-

ten. Nach einer Weile wollte die Wirthin ihre Gänſe holen; denn ſie hatte Gäſte am Tiſch, die ſie verzehren ſollten. Aber da hätteſt Du einmal das Geſicht ſehen ſollen, das ſie machte, als ſie merkte, daß die Gänſe fort waren und daß die Handwerksburſchen ſie aufgegeßen hatten; die mochten nun ſagen, was ſie wollten und ſo viel ſie wollten: es habe Jemand draußen vor der Stadt ihnen den Braten geſchenkt, — das half ihnen alles nichts; ſie wurden für die Diebe gehalten und wurden in's Gefängnis geſperrt, alſo, daß ſie den Braten theuer bezahlen mußten.

Bruder Luſtig aber ließ ſich's in der Welt wohl ſein und wanderte von einer Stadt zur andern, bis daß er ein alter Mann geworden und er des ewigen Herumziehens müde war; auch dachte er, ſein letztes Stündlein werde nicht mehr gar ferne ſein, fragte deshalb einen frommen Einſiedler, was er thun müße, um in den Himmel zu kommen? Der fromme Mann ſagte: er ſolle Buße thun und fleißig beten, und behielt den Bruder Luſtig bei ſich und wollte ihn vorbereiten auf den Himmel. — Allein es dauerte nicht lange, da konnte es der Bruder Luſtig bei dem Einſiedler nicht mehr aushalten, denn er war ihm gar zu ernſthaft; deshalb nahm er alsbald ſeinen Ranzen auf den Rücken und begab ſich wiederum auf die Wanderſchaft.

Da war er nun den ganzen Tag lang fortgegangen und hatte nirgend einen Menſchen oder ein Haus angetroffen. Endlich, als es ſchon dunkel wurde und er ganz ermüdet war, kam er in ein Wirthshaus und wollte daſelbſt übernachten. Da waren aber alle Zimmer ſchon beſetzt und der

Wirth entſchuldigte ſich, daß er nicht mehr Raum habe; er habe da wohl noch ein zweites, großes Haus, das ſtehe leer; aber er könne keinen Menſchen hineinquartiren; denn es ſei noch Niemand, der es gewagt habe, darin zu ſchlafen, lebendig wieder daraus hervorgekommen. Bruder Luſtig aber ſagte: er müße irgendwo ein Unterkommen haben, der Wirth ſolle ihn nur in das Haus führen. Das that er denn auch, weil's der Bruder Luſtig ſo wollte; der legte ſich dann getroſt in's Bett und ſchlief ein; ſein Licht aber hatte er brennen laßen.

Wie es nun Mitternacht war und eben zwölf ſchlug, da wachte Bruder luſtig auf; denn er hörte ein Geräuſch, und alsbald gieng die Thür auf und es traten neun Teufel in ſein Schlafzimmer und ſtellten ſich um ſein Bett und ſtierten ihn beſtändig an. Das war ihm doch nicht angenehm, und weil er müde war und gern weiter fortſchlafen wollte, ſo wünſchte er die neun Teufel in ſeinen Ranzen, und wutſch! waren ſie alle verſchwunden. Dann ſchlief er ruhig bis zum andern Morgen; da nahm er ſeinen Ranzen und gieng damit in eine Schmiede und ließ den Schmied und ſeine Geſellen ſo lange darauf losſchlagen mit den ſchwerſten Hämmern, daß er meinte, von den Teufeln werde wohl keiner ſich mehr rühren und regen. Als er aber den Ranzen aufmachte, war doch noch Einer am Leben und der lief was er konnte, gerades Wegs in die Hölle hinein. Niemand aber war jetzt vergnügter als der Wirth; denn es ließ ſich von dem Tage an kein Teufel mehr in dem neuen Hauſe ſehen, und zum Dank dafür behielt er den Bruder Luſtig umſonſt

bei ſich, ſo lange er nur bleiben wollte. Es gefiel dem Bruder Luſtig auch weit beßer in dem Wirthshauſe als bei dem Einſiedler und deshalb blieb er da bis zu ſeinem Ende.

Als er nun geſtorben war und vor das Himmelsthor kam und anklopfte und Petrus ihn erblickte, ſprach er: „So, Du kommſt auch und willſt in den Himmel? ſieh, dorthin gehörſt Du!“ und damit wies er ihn zum Höllenthor. Wie Bruder Luſtig dort ankam, wurde er eingelaßen und wollte ſogleich mit den Teufeln ein Kartenſpiel machen; ſie ſpielten aber um menſchliche Seelen, und es war ausgemacht, daß er die Seelen, die er gewönne, mit herausnehmen dürfe. Da kam aber der eine Teufel dazu, der in dem Ranzen ſo gottsjämmerlich geklopft war und erkannte ſogleich den Bruder Luſtig und ſagte zu den andern Teufeln: „fangt nur mit dem Kerl nichts an, ſonſt ſind wir verloren und er nimmt uns alle Seelen mit fort!“ Da jagten ſie ihn Hals über Kopf zur Hölle wieder hinaus, und Bruder Luſtig wanderte ganz ärgerlich zurück zum Himmelsthore und klopfte an. So wie Petrus aber aufthat, warf er flink ſeinen Ranzen in den Himmel und wünſchte ſich dann ſelbſt in ſeinen Ranzen hinein, und ſo iſt er doch noch in den Himmel gekommen, obwohl Petrus ihm die Thür vor der Naſe zuſchlug.

63. Der Räuberhauptmann und die Müllerstöchter.

Es war ein reicher Müller, der wohnte ganz allein in einem Thale und hatte drei schöne Töchter; von denen hörte ein Räuberhauptmann und fuhr in einem prächtigen Wagen hin und bat, daß der Müller ihn doch beherbergen möge. Ja, das wollte er wohl thun. Wie sie nun Abends bei Tische saßen und allerlei mit einander redeten, so sagte der Fremde auch, daß er noch unverheirathet sei und fragte den Müller, ob er ihm nicht eine von seinen Töchtern zur Frau geben wolle. Der Müller, der den Räuber für einen vornehmen Herrn hielt und meinte, daß seine Tochter nicht beßer versorgt werden könne, sagte ja, er solle sich nur eine auswählen. Da wählte er sich die älteste.

Nun hätte der Räuber gern sogleich Hochzeit gehalten; allein der Müller sagte: die Aussteuer müße erst noch gemacht werden. Dafür dankte zwar der Fremde; denn sein Schloß sei mit Allem wohl versehen. Aber die Tochter selbst wünschte vor ihrer Verheirathung die Wohnung ihres Bräutigams einmal zu sehen; deshalb wurde die Hochzeit noch aufgeschoben, und sie fuhr einstweilen zum Besuche mit. Da wurde ihr aber der Weg sehr lang. Es gieng durch Berg und Thal, immer dichter und tiefer in den Wald hinein. „Kommt dein Schloß noch nicht bald?“ fragte sie immer ängstlicher ihren Bräutigam. „Es wird bald kommen! sagte er jedesmal, nur noch ein wenig Geduld!“ Endlich und

endlich kamen sie wirklich an. Da war Alles in dem Schloß auf's Schönste eingerichtet und der Bräutigam selbst führte seine Braut überall hin und zeigte ihr Alles; nur ein einziges Zimmer schloß er nicht auf. Dann brachte er sie zurück zu den Eltern und hielt nicht lange nachher wirklich Hochzeit mit ihr.

Der jungen Frau aber wollte es auf dem Schloße gar nicht gefallen. Ihr Mann war oft wochenlang fort, ohne daß sie wußte, wo er war, und wenn er dann heimkam, brachte er einen ganzen Haufen roher Menschen mit, die aßen und tranken und spielten, während die arme Frau sich oftmals zu der Mühle zurückwünschte, wo ihre Eltern wohnten. Ganz besonders unheimlich aber war es ihr, daß der Mann ihr so streng verboten hatte, ein einziges Zimmer nie aufzuschließen und nie hineinzusehen. Außerdem gab er ihr jedesmal, wenn er verreiste, ein Ei, welches sie sorgfältig aufheben und nie aus der Hand legen sollte. Das that die Frau denn auch gewißenhaft. Sobald der Mann aber zurückkam, ließ er sich immer gleich das Ei zeigen.

Eines Tages jedoch, als er fort war, konnte die Frau es nicht laßen, die verbotene Thüre zu öffnen, und da sah sie ein ganzes Zimmer voll Leichen und Todtengerippen, und entsetzte sich so darüber, daß sie am ganzen Leibe zitterte und bebte und das Ei fallen ließ. Da war es zerbrochen; und als nun der Mann heimkam und das Ei verlangte, konnte sie es nicht vorweisen. Da merkte er auch aus dem ganzen Aussehen seiner Frau, was sie gethan hatte, und sagte: „nun komm nur mit, jetzt darfst Du in die Kam-

mer, weil Du hineingesehen hast!" und schleppte sie hin, schnitt ihr den Hals ab und warf sie zu den übrigen Leichen.

Nicht lange darauf nahm der Mann einen andern Wagen und andre Pferde und kleidete sich ganz anders und fuhr abermals zu dem Müller und sagte: er habe gehört, daß er zwei so schöne Töchter habe, er möge ihm doch eine davon zur Frau geben. Der Müller entschloß sich schwer dazu, willigte aber doch ein, weil die Tochter Lust hatte, und ließ sie sogleich mitfahren und gab ihr eine reiche Aussteuer.

Dieser zweiten Frau ergieng es bald ebenso wie ihrer Schwester. Sie bekam immer ein Ei, wenn ihr Mann ausgieng, das sollte sie sorgfältig in der Hand tragen, und außerdem hatte er ihr verboten, ja niemals die eine Thür aufzumachen. Als sie aber dennoch eines Tags die Todtenkammer aufschloß und hineingieng, ließ sie vor Schrecken das Ei in einen Eimer mit Blut fallen, und eh sie es abwaschen konnte, war ihr Mann zurückgekommen und sah das Blut an dem Ei und sagte: „jetzt ist es aus mit Dir!" und führte sie ebenfalls in die Kammer und schnitt ihr den Hals ab.

Der Räuberhauptmann aber wußte sich so geschickt zu verkleiden und zu verstellen, daß, als er jetzt zum dritten Male zu dem Müller kam und um die jüngste Tochter anhielt, der Müller ihn nicht wieder erkannte, sondern ihn für einen ganz anderen Menschen hielt. Mit vieler Mühe bekam er endlich auch die dritte Tochter und machte es mit dieser nun ebenso wie mit ihren beiden Schwestern. Er untersagte ihr streng, das eine Zimmer aufzuschließen und gab ihr, wenn er ausgieng, jedesmal ein Ei, das sie be-

ständig tragen sollte. Diese Frau aber war vorsichtig und legte das Ei in ein Körbchen und ließ es darin liegen, wenn sie im Schloße umhergieng. So kam sie denn auch einmal an die verbotene Thür, die sie schon oft angesehen hatte, und dachte: ei, du sollst doch einmal zusehen, was wohl darin ist, und schloß die Thür auf. Aber wie erschrack sie da, als sie hier lauter Leichen fand und darunter auch die Köpfe ihrer beiden Schwestern, die sie noch erkennen konnte.

Schnell setzte sie sich nun hin und schrieb einen verstellten Brief, als ob ihr Vater schwer erkrankt sei und sie noch einmal vor seinem Tode zu sehen wünsche. Als darauf der Räuber nach Haus kam und die Frau ganz traurig fand, so fragte er sogleich nach dem Ei; das war zwar nicht zerbrochen, aber die Frau bat ihn um Alles in der Welt, daß er sie doch zu ihrem Vater bringe, der wolle sterben und wünsche, sie noch einmal zu sehen. Und als der Räuber den Brief gelesen, gab er endlich ihren Bitten nach und fuhr schon am andern Morgen mit ihr fort.

Die Frau aber hatte ganz heimlich die Köpfe ihrer Schwestern mit in die Kleiderkiste gepackt, die sie mitnahm, und kam deshalb in große Angst, als ihr Mann unterwegs noch einmal umkehren wollte; er habe vergeßen, nach seinen Vögeln zu sehen, sagte er. Die Frau konnte wohl denken, daß er damit die Todtenkammer meinte und sie fürchtete, daß er entdecken könnte, was darin vorgefallen war. Deshalb bat sie ihn so dringend und so zärtlich, ihre Reise nicht aufzuhalten, daß er endlich nachgab und sie zu ihrem Vater führte. Den trafen sie ganz gesund an; die Tochter aber

hatte sogleich die Knechte ihres Vaters bestellt; die umgaben das Haus und nahmen den Räuber gefangen. Der wurde dann vor ein Gericht gestellt und verurtheilt und hingerichtet.

Zugleich aber verlangte der Richter von der jungen Frau, daß sie seinen Leuten den Weg zu dem Räuberschloße zeigen sollte, damit auch die Gehülfen des gottlosen Mannes ihre Strafe bekämen. Das that die Frau auch sogleich und wies den Leuten den Weg in den Wald. Weil sie aber vorangieng, und die andern nicht recht Acht gaben und zurückblieben, so geschah es, daß sie plötzlich ihre Führerin verloren hatten und deshalb wieder umkehrten. Da irrte die Frau nun allein herum und stieß mit einem Male auf die Räuberbande und wurde gefangen genommen. „Da haben wir also das böse Weib, das unsern Hauptmann verrathen hat!" sagten die Räuber und beschloßen, sie lebendig in Harz zu sieden, und banden sie an einen Baum und begaben sich in den Wald, um Holz und Harz herbeizuschaffen.

Als die arme Frau nun bitterlich weinte, kam plötzlich die alte Mutter des geköpften Räubers zu ihr und band sie los, weil sie Mitleid mit ihr hatte. Dann eilte sie so schnell sie nur konnte, zum Walde hinaus, und traf auf der Straße einen Fuhrmann, der hatte Reife (Faßringe) geladen, und den bat sie, er möge sie doch aufsitzen laßen und unter den Ringen verstecken, weil die Räuber sie verfolgen könnten. Der Mann aber sagte: „das könnte mir Wagen und Pferde kosten! ich mag mit den Räubern nichts zu thun haben!" Da gieng die Frau fort und kam bald zu einem zweiten Fuhrmann, der hatte Fäßer auf dem Wagen und auch keinen

Muth, die Frau aufzunehmen. So lief sie wieder eine Strecke weiter, bis sie ganz ermattet zu einem dritten kam, der hatte Brunnentröge geladen, den einen immer größer als den andern, so daß mehre in einander gelegt werden konnten. Dieser Fuhrmann nahm sie auf und versteckte sie unter dem untersten Brunnenstein und legte die übrigen über sie her.

Als die Räuber nun aber mit vielem Holz und Harz zurückkamen und die Frau nicht mehr vorfanden, sprangen sie ihr nach. Da trafen sie den ersten Fuhrmann mit den Reifen und luden ihm den ganzen Wagen ab und eilten weiter, als sie die Frau bei ihm nicht fanden. Ebenso machten sie es dem zweiten und dann auch dem dritten Fuhrmann. Diesem letztern warfen sie die Brunnensteine einen nach dem andern herunter bis auf den untersten, unter welchem die Frau verborgen war. Da gerieth der Fuhrmann in Todesangst. Als nun aber grade Einer den Stein anfaßte, um ihn aufzuheben, da rief der neue Anführer: „wir wollen weiter gehn! da sitzt sie doch nicht drunter.“ Und so ließen sie den letzten Brunnenstein liegen und zogen ab. Der Fuhrmann aber lud eilig einige Steine wieder auf und brachte dann die Frau glücklich zu ihrem Vater.

Darauf hatten die Räuber einen so großen Zorn auf die Frau, daß sie mehrmals versuchten, des Nachts in die Mühle einzubrechen und Feuer darin anzulegen. Als sie aber zum dritten Male kamen, hatte man ihnen aufgepaßt und nahm alle gefangen.

Der Müller aber mochte in der Mühle nicht länger wohnen und zog mit seiner Tochter in die benachbarte Stadt.

Dort wohnte auch der brave Fuhrmann, der die Frau gerettet hatte, und zum Danke dafür und weil er ihr auch sonst gefiel, hat sie ihn geheirathet und beide haben noch lange glücklich mit einander gelebt.

---

64. Die drei Handwerksburschen.

Es saßen einmal drei Handwerksburschen ganz still und traurig in einem Wirthshause beisammen; denn sie konnten keine Arbeit bekommen und hatten nur noch fünf Kreuzer mit einander zu verzehren. Und wie sie nun so dasaßen, trat ein fremder Herr zu ihnen hin und fragte, warum sie denn so betrübt wären? Da klagten sie dem Manne ihre Noth, daß ihr Geld zu Ende sei und sie gar nichts verdienen könnten. Sprach der fremde Herr zu ihnen: „ei, deshalb dürft ihr nicht so traurig sein, da ist wohl noch Rath zu schaffen! Wenn ihr mir einen Gefallen thun wollt, so soll euch das Geld nie ausgehen.“ Da fragten sie: was denn das wäre? Darauf sagte der Fremde: „ihr dürft nichts weiter reden, man mag euch fragen, was man will, als diese Worte: der erste von Euch muß immer antworten: „„wir alle drei!““ der zweite: „„um's Geld!““ der dritte: „„und so ist's recht!““ Wenn ihr das thut, so werdet ihr keine Noth mehr leiden.“

Da sahen die Handwerksburschen sich verwundert an und wollten's nicht wagen, weil sie sich fürchteten; allein da der fremde Herr versicherte, daß ihnen kein Leid dadurch geschehen werde, so versprachen sie es ihm und erlaubten ihm sogar, daß er ihnen eine Ader aufschlug, worauf dann ein jeder mit seinem eigenen Blute dieß Versprechen unterschrieb. Darauf verschwand der Mann.

Die drei Handwerksburschen hatten aber, seitdem sie mit ihrem Blute unterschrieben, die Sprache verloren und konnten gar nichts mehr hervorbringen, als die Worte: „wir alle drei," was der eine sprach, worauf dann jedesmal der andere versetzte: „um's Geld!" und der dritte hinzufügte: „und so ist's recht!" Alsbald fühlten sie aber, daß ihre Taschen voll Geld waren; deshalb besuchten sie nur gute Gasthäuser und ließen sich das Essen und Trinken schmecken und bezahlten Alles wie vornehme Herrn, indem sie von dem hingegebenen Gelde, wenn's zuviel war, nichts wieder zurücknehmen wollten. — So kamen sie auch einmal in ein vornehmes Wirthshaus und setzten sich an den Tisch. Da fragte der Wirth, ob sie etwas zu trinken haben wollten? „Wir alle drei!" sagte der eine. „Das kann ich mir denken!" antwortete der Wirth. „Um's Geld!" versetzte der Zweite. „Ja freilich, sagte der Wirth; umsonst ist der Tod." — „Und so ist's recht!" fügte endlich der dritte Handwerksbursch hinzu. „Das versteht sich!" sprach der Wirth und lachte und gieng hin und holte für jeden einen Schoppen Wein. Und als sie den Wein getrunken hatten, fragte der Wirth wieder: ob sie auch etwas essen möchten? „Wir alle

drei!" sprach der erste, und dann der zweite: „um's Geld!" der dritte: „und so ist's recht!" — Da sah der Wirth groß auf, und auch die Gäste, die da waren und das mit anhörten, verwunderten sich über die sonderbaren Leute; denn sie brachten weiter nichts vor, als eben diese drei Redensarten.

In demselben Wirthshause übernachtete aber auch ein reicher Kaufmann, der führte viel Geld bei sich und schlief dicht neben ihnen an. Da hörten sie um Mitternacht ein Geräusch in dem Nebenzimmer und ein Geschrei, was aber alsbald still ward. Dann vernahmen sie ganz deutlich die Stimme des Wirthes, der befahl, daß man die Geldsäcke forttragen sollte, und sie konnten nun wohl denken, was da geschehen sein mochte, blieben aber mäuschenstill liegen, weil sie angst hatten. — Wie es nun Tag wurde und Alles aufstand, gieng der Wirth in das Zimmer, wo der Kaufmann geschlafen, und erhub ein Geschrei: „Mörder! Mörder!" und lief zum Gericht und zeigte es an, daß ein Kaufmann über Nacht in seinem Hause ermordet worden sei, und daß er schweren Verdacht gegen drei Handwerksburschen hege, die dicht neben dem Kaufmann geschlafen hätten.

Da kam das Gericht herzu und fand den Kaufmann in seinem Blute liegen, nahm dann auch sogleich die drei Handwerksburschen gefangen und fragte sie: ob sie den Mann ermordet hätten? Da sagte der erste: „wir alle drei!" der zweite: „um's Geld!" der dritte: „und so ist's recht!" — „Ei, ihr gottlosen Menschen!" rief der Richter, und befahl, daß man sie fortführte. Und weil man in ihren Taschen so viel Geld fand, wie man es sonst bei Handwerksburschen

nicht antrifft, und ſie ganz unverholen die Mordthat bekannten, ſo wurden ſie zum Tode verurtheilt und zum Richtplatze hinausgeführt. Als ſie nun aber geköpft werden ſollten, da rief eine unſichtbare Stimme: „halt!“ Und mit einem Male fühlten die Handwerksburſchen, daß ſie wieder reden konnten und erzählten nun Alles, wie es ihnen ergangen war und wie ſie nichts weiter, als die drei Antworten auf alle Fragen hätten geben können; zugleich aber zeigten ſie den Richtern an, daß der Wirth ſelbſt den Kaufmann umgebracht und ſeine Geldſäcke ihm weggenommen habe. Da wurde der Wirth feſtgeſetzt, und als man das Geld mit dem Namen des ermordeten Kaufmanns bei ihm fand und ſeine Schuld offenbar war, erhielt er ſeine Strafe; die drei Handwerksburſchen aber zogen nach der Angſt, die ſie ausgeſtanden, fröhlich von dannen und hatten nun Geld genug ihr Lebenlang.

---

65. Die drei Wünſche.

Unſer Heiland und der heilige Petrus kamen auf ihren Wanderungen eines Abends in ein Dorf und baten einen Mann, der ein großes ſchönes Haus hatte, um eine Nachtherberge. Der Mann aber wies ſie ab und gab ihnen noch böſe Worte mit auf den Weg. Da giengen ſie zu ſeinem nächſten Nachbar, der war ſehr arm und hatte nur eine

kleine Hütte, nahm aber die beiden Wanderer ſogleich freundlich auf, obwohl er ſie nicht erkannte, und theilte mit ihnen Alles, was er nur hatte.

Als die Fremden nun ausgeruht hatten und am andern Morgen fort wollten, ſagte der Heiland zu dem armen Mann und zu ſeiner Frau: ſie dürften drei Wünſche thun, die ſollten ihnen gewährt werden. Da wünſchten ſie ſich ein beſſeres Haus, eine Kuh nebſt Futter für dieſelbe, und drittens wünſchten ſie, daß ſie immer einen „übrigen Groſchen" in der Taſche haben möchten, damit ſie auch den Armen etwas abgeben könnten. Und wie die Leute ſich dieß gewünſcht hatten, ſo bekamen ſie es auf der Stelle. Die Fremdlinge aber reiſten weiter.

Als der Nachbar nun anſtatt der kleinen Hütte plötzlich das ſchöne neue Haus erblickte, verwunderte er ſich über die Maßen und ſchickte ſogleich ſeine Frau hinüber, daß ſie ſich erkundigen ſollte. Die erfuhr nun Alles, wie es gekommen war. Da ärgerte ſich der Mann, daß er die Reiſenden abgewieſen hatte und machte ſich ſogleich mit ſeiner Frau auf den Weg hinter ihnen her, holte ſie auch alsbald ein und bat, daß der Heiland doch ihm und ſeiner Frau ebenfalls drei Wünſche gewähren möchte. Der Heiland ſagte: ja, das wollte er wohl thun, was ſie ſich denn wünſchten? Da ſagte die Frau ſogleich: „ach, eine neue Hechel!" Und kaum hatte ſie es ausgeſprochen, ſo war auch die Hechel ſchon da. Ihr Mann aber ward unwillig, daß ſich die Frau etwas ſo Geringes gewünſcht hatte und verlangte, daß er die beiden andern Wünſche thun dürfe. Der Hei-

land sagte ihm: ja, er solle nur nach Haus gehen und was er sich wünsche, das werde ihm gewährt werden.

Als der Mann nun mit seiner Frau heimgieng und diese über ihre schöne Hechel eine große Freude bezeigte, so konnte es der Mann gar nicht verschmerzen, daß die Frau sich nicht etwas Beßeres gewünscht hatte und schalt sie recht tüchtig aus wegen ihrer Dummheit. Die Frau aber bekümmerte sich nicht darum und hielt ihrem Mann beständig die Hechel hin und sagte: „aber sieh doch nur diese schöne Hechel!“ Da sagte er endlich im Zorn: „ach ich wollte, daß Du auf deiner Hechel reiten müßtest, da würdest Du wohl still davon sein!“ Und mit Einem Male saß die Frau auf der Hechel und fieng ganz erbärmlich an zu schreien; denn die eisernen Spitzen stachen ihr den Allerwertheſten ganz wund und blutig, und sie war nicht im Stande, sich davon loszumachen.

Nun sah der Mann mit Schrecken, was für Unheil er durch seinen Wunsch angerichtet hatte, und suchte seine Frau zu trösten. „Sei doch nur still, sprach er, wir haben ja noch einen Wunsch und können uns die größten Schätze der Welt verschaffen!“ Die Frau aber schrie immer lauter und jämmerlicher und sagte: „was helfen mir alle Schätze, wenn ich solche Schmerzen ausstehen soll?“ und sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, als bis er den dritten Wunsch aussprach, um sie von der Hechel frei zu machen. „Ei, so hol der Henker deine Hechel!“ rief er endlich ganz zornig. Da war die Frau wieder frei, aber ihre schöne Hechel war fort,

alſo, daß ſie von ihren drei Wünſchen gar nichts mehr hatten, als Aerger und den Spott der Leute, und die Frau noch außerdem viele Wunden und Schmerzen am Allerwertheſten.

---

66. Die Geſchichte von einer Metzelſuppe.

In einem Dorfe hatten die Bauern ihren Pfarrer ſo gern, daß ſie ihm beinah alle, ſo oft ſie ein Schwein ſchlachteten, etwas von der Metzelſuppe ſchickten. Da geſchah es, daß der Pfarrer ſelbſt einmal ein Schwein gemäſtet hatte; als es aber geſchlachtet werden ſollte, fiel ihm mit Schrecken ein, daß er allen Bauern, die ihm ſonſt etwas geſchickt, nun ebenfalls ein Stück Fleiſch und ein paar Würſte ſchicken müße. „Dazu wird das eine Schwein kaum hinreichen, und für mich behalte ich gar nichts," dachte er, und begab ſich zu ſeinem Meßner und fragte den um Rath, wie er es doch machen ſolle, daß er den Bauern keine Metzelſuppe zu geben brauche. Da rieth ihm der Meßner: wenn er das Schwein geſchlachtet, ſo ſolle er es nur vor dem Hauſe hängen laßen bis es Nacht ſei, dann daſſelbe ſtill bei Seite ſchaffen und am andern Tage den Bauern ſagen: das Schwein ſei ihm geſtohlen worden, ſo werde Niemand eine Metzelſuppe von ihm erwarten. Dieſer Rath gefiel dem Pfarrer ſo gut, daß er ihn ſogleich in Ausführung brachte und das Schwein ſchlachten und vor dem Hauſe aufhängen ließ.

Als es nun dunkle Nacht war, kam der Meßner ganz heimlich, nahm das Schwein herunter und gieng damit fort in ſeine Wohnung. Darauf begab ſich der Pfarrer am andern Morgen zu dem Meßner und ſprach: „da iſt mir doch geſtern Abend ein arger Streich geſpielt worden; man hat mir mein Schwein geſtohlen!“ „Ja ja, ſprach der Meßner, ſo muß man ſagen, dann glauben's die Leute!“ „Nein in der That, es iſt kein Spaß, man hat mir ganz eigentlich mein Schwein geſtohlen!“ ſagte der Pfarrer. „So iſt's recht, ſo muß man ſagen, ſprach der Meßner und ich will ſchon helfen, daß es unter die Leute kommt.“ Als aber der Pfarrer gar nicht nachgab, ſagte endlich der Meßner: „Ach Herr Pfarrer, ich weiß ja Alles, ich habe ihnen ja ſelbſt dieſen Rath gegeben, bei mir bedarf's keiner Verſtellung!“ Da wurde der Pfarrer nur immer ungeduldiger, und weil das Betragen des Meßners ihm verdächtig vorkam, ſo bat er ihn zuletzt, ob er nicht eine Kiſte, die er im Augenblick nicht gut unterbringen könne, ihm einige Tage lang in ſeiner Stube aufbewahren wolle. Ja, das wollte er recht gern thun. In die Kiſte aber ſteckte der Pfarrer ſeine Schwiegermutter, die ſollte horchen und ausſpüren, ob nicht der Meßner das Schwein weggenommen habe; denn der Pfarrer meinte gewiß, daß er ſich wohl mit ſeiner Frau davon unterhalten würde. Dem Meßner aber ſagte er noch, daß er die Kiſte ja nicht öffnen ſolle.

Am nächſten Sonntag nun kochte die Frau des Meßners Sauerkraut und dazu ein Stück von dem friſchen Schweinsfleiſche; und als ſie bei Tiſch ſaßen und aßen, ſagte die Tochter

des Meßners: „Ach, wie ſchmeckt des Herrn Pfarrers ſein Fleiſch ſo gut!“ Das hörte die alte Schwiegermutter in der Kiſte und konnte das Lachen nicht verhalten, alſo, daß es der Meßner merkte. Da dachte er: wart, ich will Dir doch für deine Horcherei ein Andenken geben! und nahm eine Schwefelſchnitte, zündete ſie an und ſteckte ſie durch eine Ritze in die Kiſte hinein. Die Frau aber verhielt ſich ganz ruhig in der Kiſte und rief nicht um Hülfe, wie er erwartet hatte. Deshalb brach er nach einer Weile ſelbſt die Kiſte auf. Allein wie erſchrack er da, als die Frau von dem Schwefeldampfe erſtickt, todt dalag! Neben ihr lag Fleiſch und Brod, davon ſie gegeßen hatte. Da nahm der Meßner ſchnell ein Meßer, ſchnitt ein Stück von dem Fleiſche ab und ſteckte ihr das in den Hals und machte dann die Kiſte wieder zu.

Als nun der Pfarrer am folgenden Morgen die Kiſte zurückholen ließ und ſie aufmachte, da ſchlug er die Hände über ſich zuſammen und rief: „Ach Du lieber Gott, meine Schwiegermutter iſt erſtickt, was ſoll ich armer Mann nun anfangen!“ Dann ließ er den Meßner kommen und ſagte ihm: die Schwiegermutter ſei ſo plötzlich geſtorben, daß er fürchte, man werde ihm Vorwürfe machen, weil er keinen Arzt zu Hülfe gerufen habe. Deshalb möge er ſie doch heimlich begraben, er wolle ihm auch gern dafür einen Scheffel Dinkel geben, den er ſelbſt ſich einmeßen dürfe. Der Meßner war es zufrieden, nahm die Todte und trug ſie mit auf den Kornboden, wo er ſich den Scheffel Frucht einmaß, und als er damit fertig war, ſtellte er die Frau mitten in den Kornhaufen und gieng heim. Auf der Treppe

aber verzettelte er eine ganze Handvoll von dem Korn. Und als nun am andern Morgen die Magd die Treppe abkehren wollte und das Korn ſah, ſtrich ſie es zuſammen und trug es wieder in die Fruchtkammer. Kaum aber hatte ſie die Thür aufgemacht, ſo ſah ſie die alte todte Frau in dem Kornhaufen ſtehen und entſetzte ſich darüber ſo ſehr, daß ſie kaum die Treppe hinabſteigen und zu dem Pfarrer gehn und ihm ſagen konnte, was ſie auf dem Fruchtboden erblickt hatte. Der Pfarrer aber eilte zum Meßner und fragte ihn: ob er denn ſeine Schwiegermutter nicht begraben habe? „Ei, freilich hab ich ſie begraben!“ „Nicht möglich, ſprach der Pfarrer, ſie ſteht ja auf meinem Fruchtboden!“ „Die wird eine Hexe ſein, ſagte der Meßner, ſonſt wäre ſie wohl nicht wiedergekommen!“

Da bat der Pfarrer den Meßner ſo dringend und bot ihm hundert Gulden als Belohnung an, wenn er ſie noch einmal begraben wolle, ſo daß er endlich ſich dazu verſtand und die Leiche mitnahm und ſie in den Wald trug. In dem Walde aber traf er unter einem Baume einen Krämer, der war eingeſchlafen und hatte eine große Kiſte neben ſich ſtehen. Da rief ihn der Meßner an und ſchüttelte ihn; allein der Mann ſchlief ſo feſt, daß er davon nicht aufwachte.

Darauf öffnete der Meßner die Kiſte und nahm alle Waaren, die ſich darin befanden, heraus, verſteckte ſie in einem hohlen Baume und legte dafür die todte Frau hinein und ſchloß die Kiſte wieder zu. Dann hielt er ſich in der Nähe bis gegen Abend auf, wo der Krämer endlich wach wurde, und gieng zu ihm und fragte, was er da zu ver-

kaufen habe? Da sprach der Krämer: „Ich habe allerlei Waaren, besonders sehr schönes schwarzes Zeug; wißt ihr mir Niemand, der etwas kauft?“ „O ja, sagte der Meßner, geht nur da in's nächste Dorf zum Pfarrer, der hat Trauerkleider nöthig, weil ihm seine Schwiegermutter gestorben ist.“

Da begab sich der Krämer in's Pfarrhaus, bot seine Waare an, und als er sie sehen laßen wollte und die Kiste aufmachte, da rollte eine todte Frau heraus. „Um Gottes willen, rief der Pfarrer, da ist ja meine Schwiegermutter wieder!“ Der Krämer aber fiel vor Schrecken in Ohnmacht.

Nun ließ der Pfarrer sogleich wieder den Meßner holen und sagte: ob er denn seine Schwiegermutter nicht begraben habe? „Ei freilich, sagte er, schon zweimal; ich habe sie dießmal noch dazu in den Wald hinausgetragen; aber daran, daß sie immer wieder kommt, kann man recht deutlich sehen, daß sie eine Hexe gewesen sein muß.“

Der Pfarrer bat ihn, doch noch einmal die Schwiegermutter zu vergraben, was der Meßner denn auch für zweihundert Gulden endlich versprach und dießmal wirklich ausführte.

„Was bekomme ich denn für meine Waare?“ sprach der Krämer, der sich allmählig wieder erholte.

„Ich kann euch nichts geben, sagte der Pfarrer; ich habe von euch ja nichts bekommen!“ „Dann verklage ich euch, sagte der Krämer, und eure Schwiegermutter dazu; denn die hat mir meine Sachen gestohlen, die wenigstens zweihundert Gulden werth waren.“ „Nun so haltet nur reinen Mund und bringt meine Schwiegermutter nicht in

das Gerede der Leute, sprach der Pfarrer; ich will euch die zweihundert Gulden geben!“

Das ist die wahrhafte Geschichte von einer Metzelsuppe, die der Pfarrer für sich allein zu verzehren gedachte.

---

67. Ei so beiß!

Ein armer Holzhauer war das ganze Jahr hindurch mit seiner Frau im Walde und machte Holz; bei jedem Hiebe aber, den er mit der Art that, sagte er seufzend: „ei, so beiß!“ Da kam ein vornehmer Graf des Wegs daher und hörte dem Manne eine Weile zu, und fragte ihn endlich: weshalb er denn immer „ei so beiß!“ sage? Ach, antwortete er, hätte Eva nicht in den Apfel gebißen, so wären wir noch im Paradiese und ich brauchte hier kein Holz zu hauen! So oft ich daran denke, muß ich seufzen und werde bös auf die Eva.

Darauf nahm der Graf die armen Leute mit auf sein Schloß und gab ihnen Eßen und Trinken so gut, als sie es nur haben wollten. Einmal gab er ihnen auch ein Fest und hatte alles mögliche für sie kochen und auftragen laßen; darunter war auch eine verdeckte Schüßel, von der sagte der Graf, daß sie dieselbe ja nicht aufmachen sollten; sie dürften sie bloß ansehen! Dann ließ er sie allein in ihrem Zimmer. — Nun hätte die Frau aber gar zu gern gewußt

was in der verdeckten Schüßel war; bald dachte sie an dieß, bald an das. Endlich aber trieb sie die Neugier so sehr, daß sie nicht widerstehen konnte und den Deckel nur ein wenig aufhob. Aber in demselben Augenblick sprang auch eine Maus aus der Schüßel und als die Frau sie wieder fangen wollte, da war sie längst in ihrem Loche.

Als nachher der Graf kam und sah, daß die Maus fort war, so sprach er zu dem Manne: „jetzt beklage Dich nicht mehr über die Eva! deine Frau würde es ebenso gemacht haben!" Und dann behielt er die Leute nicht länger in seinem Schloße, und sie mußten wieder im Walde durch Holzhauen sich ihr Brod verdienen. Bei jedem Hiebe, den der Mann jetzt that, mußte er an das gute Leben auf dem Schloße und an die Fürwitzigkeit seines Weibes denken und sagte deshalb nicht mehr: „ei so beiß!" sondern: „ei so guck!" Und wenn er nicht aufgehört hat oder gestorben ist, so kannst Du ihn wohl noch im Walde hauen und klagen hören.

---

68. Die fünf Handwerksburschen auf Reisen.

Da zogen einstmals fünf Handwerksburschen aus einem Orte zusammen auf die Wanderschaft und hatten sich gegenseitig versprochen, daß sie sich nicht trennen wollten von einander. Wie sie nun schon ein gut Stück Wegs gegangen waren,

fiel's dem einen plötzlich ein, ob sie auch wohl noch alle fünf beisammen wären und er machte seine Kameraden aufmerksam darauf. Da standen sie alsbald still und der eine fieng an zu zählen: „das bin ich, eins, zwei, drei, vier!" Ach Gott, wie erschracken sie da, als Einer fehlte! Sie zählten nun einer nach dem andern und brachten immer nur vier heraus, weil der Zähler sich selbst übergieng. Da kam ein Fremder daher und fragte, was sie hätten. Sie sagten's ihm und baten, er solle doch suchen helfen. Der Mann aber rieth, sie sollten alle ihre Nasen einmal in dem Koth abdrücken und dann die Löcher zählen. Das thaten sie und da kamen richtig fünf Nasen heraus, und nun wußten sie gewiß, daß sie noch keinen Kameraden verloren hatten und setzten vergnügt ihre Reise wieder fort.

---

69. Die drei todten Schwestern.

Es waren einmal drei Schwestern; die eine starb am Abend, die andre um Mitternacht und die dritte am Morgen. Da kamen sie vor Petrus Thür. Petrus sprach: wer steht draußen? „Drei arme Seelen!" Zwei sollen herein kommen und eine soll draußen stehn! „Warum soll ich draußen stehn? hab ich denn eine Sünd gethan?" Hast Du nicht Vater und Mutter geschlagen. So gehe Du den rothen Weg! — Da kam sie vor Satans Thür. Satan machte geschwind auf

und blies drei feurige Kohlen auf und ſetzte ſie darauf. Da ſchrie ſie: o weh, o weh, wär ich bei meinen andern zwei Schweſtern!

Die ſind in Kirchen und Schulen gegangen,
Und ich bin vor dem Spiegel geſtanden.
Was hilft mir mein Haar zieren, mein Haar ſchmieren,
In der Hölle muß ich ewige Pein leiden.

---

70. Der Rathsherr und das Büble.

R. Büble, was greinſt?
B. Ha, lache wurd i nit.
R. Hat Dir der Wolf Dein Schäfle g'nomme?
B. Gebe han i's em nit.
R. Iſt er mit über de Bach?
B. Ha, unne durch nit!
R. Büble, ſei nit ſo grob, i bin a Rathsherr!
B. Na, ſo rath mal, was i in meiner Taſch han!
R. Ha, was wirſt Du drin han! a Stückle Brod?
B. Ja Dreckle! meine Hänſchich!

---

71. Der Tod des Hühnchens.

's iſt emal e Hühnle und e Gockeler gwä; (der Gockeler iſts Mannle gwä, und 's Hühnle ſein Weible;) die beid ſind emal ſpaziere gangen und ſind an e Waßer komme, und da iſt e Brückle nüber gange. Da hats Mannle zum Weible gſait: „gang Du z'erſte nüber, i komm dann nacher!" Da ſaits Weible: „gang Du nur z'erſte, Du biſt ſtärker, als i!" Da ſaits Mannle: „noi, Du mußt z'erſte nüber!" „Ach, i fürcht mir!" ſaits Weible. „O, 's gſchieht Dir nix! gang Du nur nüber!" ſaits Mannle; und da hats des Weible gwagt und hat wölle nüber gaun; is aber ins Waßer gfalle.

Da is des Mannle hingloffen und hat en Schubkarre gholt, und wie's de Karre über d' Straß ſchiebt, da ſind Ratten und Mäus und Haſen und Reh und älls Vieh zu em kommen und hent gſait: „derf i au mit?" Da hats Mannle gſait: „alls daher! alls daher!" und hat älles einſitze laun und hats mitgnomme; und da habet ſe mit enander des Weible außem Waßer zoge; da iſts aber todt gwä. Na habet ſe's uf de Karre glade und ſind mit fortgfahren und habets uf de nächſt Miſte vergrabe. Da hat der Gockeler die Leichered ghalte: „Kikeriki! Kikeriki!" und die andere Thierle habet dazu gſunge.

72. Der König Auffahrer des Meers.

Es war einmal ein junger König, den nannte man gewöhnlich: König Auffahrer des Meers, wahrscheinlich, weil er schon viel auf dem Meer herumgefahren. Diesem Könige träumte es einst drei Nächte hinter einander: er solle ein armes Mädchen heirathen, das keinen Kreuzer Geld besitze. Das erste Mal lachte er darüber. Als aber der Traum sich dreimal wiederholte, schien ihm die Sache doch ernstlich zu sein, und er dachte darüber hin und her und meinte endlich: er könne auch wohl mit einer solchen Frau glücklich werden, wenn sie sonst nur brav und lieb sei. Deshalb unternahm er alsbald eine große Reise, um sich in der Welt umzusehen und sich eine Frau auszusuchen.

Da geschah es, daß er eines Abends in ein Dorf kam und bei einem armen Schuster übernachten mußte. Der Schuster aber hatte eine junge hübsche Tochter, die machte für den König das Abendeßen und das Nachtlager zurecht, und gab dann dem Könige auf alle Fragen, die er an sie richtete, so gute und kluge Antworten, daß sie ihm überaus wohl gefiel und er noch an demselben Abend den Schuster bat: er möge ihm doch seine Tochter zur Frau geben. Der arme Schuster ward fast böse über diesen Heirathsantrag, indem er glaubte, der König wolle ihn zum Besten haben. Er sagte ihm deshalb: „Herr König, Ihr solltet meiner Armuth nicht spotten! Mein Kind ist zwar brav und gut; aber ich weiß recht wohl, daß ihm Alles fehlt, was die Gemahlin eines Königs besitzen muß.“ Als aber der König

mit allem Ernſt verſicherte, daß ſeine Tochter und keine andre ſeine Gemahlin werden müße: da ſagte der Schuſter: „nun, ſo will ich nichts mehr dagegen ſagen, und ihr müßt es mit meiner Tochter ausmachen.“ — Als nun der König am andern Morgen mit der Tochter allein im Garten war, und ihr verſicherte, daß er ſie ſein Lebenlang lieb haben und beſchützen wolle, da gab ſie ihm endlich ihr Wort, und bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert und die beiden lebten ſehr vergnügt mit einander.

Aber ſchon nach einem halben Jahre brach ein ſchwerer Krieg aus und der König mußte ſich an die Spitze ſeines Heeres ſtellen, und weit bis an die Gränzen ſeines Landes fortziehen. Wie er nun ſchon mehre Monate abweſend war, da kriegte ſeine Frau auf einmal drei wunderſchöne Kinder, zwei Buben und ein Mädchen, die hatten jedes ein goldenes Kreuz auf dem Rücken. Die Mutter des Königs aber war eine böſe Frau und konnte die junge Königin nicht leiden, weil ſie ſo arm und von ganz niederer Herkunft war. Deshalb nahm ſie ihr alsbald die drei Kinder weg und ſchrieb ihrem Sohne: ſeine Frau müße eine rechte Hexe ſein, denn ſie habe ihm drei Hunde geboren. Darüber wurde der König gar zornig und ſchrieb ſogleich zurück: man ſolle die Hunde nur in's Waßer werfen, ſeine Frau aber in einen tiefen Thurm einſperren, bis er ſelbſt zurückkomme. So geſchah es denn auch. Die Königin wurde feſtgeſetzt und bekam Waßer und Brod; die drei Kinder aber ließ die gottloſe Schwiegermutter in ein Faß verſchließen und ſo in's Waßer werfen. Das Faß aber ſchwamm auf dem Fluße

fort und kam endlich an eine Mühle. Da bemerkte es der Müller und zog es heraus und öffnete es, und wie verwunderte er sich da, als er drei wunderschöne Kinder darin fand. Die brachte er sogleich seiner Frau, und zog sie auf wie seine eigenen Kinder, deren er fünf hatte.

So waren beinah fünfzehn Jahre vergangen. Der König mußte beständig Krieg führen, seine Gemahlin blieb in dem Thurme sitzen und seine drei Kinder wurden in der Mühle groß gezogen. Nun geschah es aber, daß die Kinder des Müllers sich mit den Königskindern nicht gut vertragen konnten, indem jene sie oft von ihren Spielen ausschloßen und sie neckten, daß sie ja keinen Namen und keine Heimath hätten und bloß gefundene Kinder wären. Das verdroß die Königskinder endlich so sehr, daß sie sich verabredeten, die Mühle zu verlaßen, und eines Tages heimlich fortzogen weit weit in den Wald hinein. Da begegneten ihnen mancherlei Leute; sie giengen aber kecklich an allen vorüber und die Knaben zogen vor Niemanden ihr Käpplein vom Kopfe. Endlich kamen sie auch zu einer alten Frau, die war eine Zauberin, und als sie bei ihr sich nach dem Wege erkundigten, so sagte sie ihnen, sie sollten nur bei ihr bleiben, sie habe ihnen etwas Wichtiges zu entdecken, wodurch sie glücklich werden würden. Dann erzählte sie ihnen, daß hier im Walde ein verwünschtes Schloß stehe, und das könnten sie erlösen. „Ihr braucht bloß, sagte sie, den Käfig mit der Amsel aus dem Schloße zu holen; müßt Euch aber durch nichts aufhalten laßen und müßt eilen; denn nur Mittags zwischen 11 und 12 Uhr ist das Schloß zugänglich und

die Erlösung möglich. Wem die Erlösung gelingt, der bekommt das Schloß mit allen Schätzen darin."

Darauf zogen die beiden Prinzen das Loos, und der eine, den es traf, der machte sich sogleich auf den Weg, um das schöne Schloß zu gewinnen. Er kam auch richtig alsbald hin, und da es eben Mittag war, konnte er ungehindert hineingehen. Da konnte er nicht genug staunen über das prächtige Schloß und wollte sich die Zimmer einmal ansehen. In dem ersten, das er aufmachte, waren lauter Affen, in dem zweiten ein Löwe, in einem dritten ein Bär. Wie er diesen eben betrachtete, hörte er auf einmal eine so wunderschöne Musik, wie er in seinem Leben noch keine gehört hatte, und blieb ganz entzückt still stehen und horchte und horchte. Aber plötzlich that es einen mächtigen Knall, daß er vor Schrecken zusammenfuhr und meinte, das Schloß wolle einfallen. Es hatte nämlich eben zwölf geschlagen und so hatte er die Stunde der Erlösung versäumt. Zugleich aber waren alle Thüren fest verschloßen und er konnte nicht mehr hinauskommen.

Als er am folgenden Tage nicht zurückkam, sagte die Zauberin zu dem zweiten Prinzen: „nun kannst Du Dich auf den Weg machen und Dein Glück probiren; Dein Bruder hat die rechte Stunde versäumt und das Schloß nicht erlöst. Du darfst Dich ja nicht zu lang darin aufhalten!" Nein, das wollte er auch nicht, sagte der Prinz, und reiste ab und kam zu dem Schloße und sah die Thiere und hörte die wunderschöne Musik, und konnte sich gar nicht satt daran hören; und da gieng's ihm gerade so wie seinem

Bruder. Er verspätete sich, es that einen heftigen Knall und er war eingesperrt und konnte nicht mehr aus dem Schloße kommen.

Am andern Tage sagte die alte Zauberin zu der Prinzessin: „jetzt kannst Du noch wieder gut machen, was Deine Brüder versäumt haben, und kannst sie selbst zugleich aus dem verzauberten Schloße befreien.“ Dann wiederholte sie ihr noch einmal Alles genau, was sie zu thun hatte, und darauf gieng sie hin zu dem Schloße. Wie sie hineintrat, kamen ihr sogleich ihre Brüder entgegen und klagten ihr Unglück; sie aber gab ihnen keine Antwort und eilte, ohne auf die schöne Musik zu hören, von einem Zimmer in's andere, bis sie endlich im allerletzten den Käfig mit der Amsel fand; den ergriff sie schnell und eilte damit eben so flink zum Schloße hinaus, wie sie hereingekommen war. Kaum aber war sie draußen, so that's einen furchtbaren Knall und dann riefen eine Menge Stimmen mit einander: „Vivat hoch, jetzt sind wir erlöst!“ Darauf hatten die Affen, der Löwe und der Bär wieder ihre menschliche Gestalt bekommen und bedankten sich vielmals bei der Prinzessin, daß sie sie erlöst hatte. Ihre Brüder aber blieben bei ihr in dem Schloße und waren nun alle ganz glücklich.

Von diesem Schloße aber wurde in der ganzen Welt viel gesprochen, besonders aber von der Amsel, die darin war; denn die konnte sprechen wie ein Mensch und wußte Alles, was seit hundert Jahren geschehen war, und was in den nächsten hundert Jahren geschehen werde, weshalb oft-

mals vornehme Herren und Damen dahin zogen, um sie zu befragen.

Auch der König Auffahrer des Meers, der noch immer im Kriege war, hatte von dieser Amsel gehört, und als er nun nach einigen Jahren endlich Frieden machen konnte und auf seiner Heimreise in die Nähe des Schloßes kam, so kehrte er daselbst ein und wurde freundlich empfangen. — Nach einiger Zeit erkundigte er sich auch nach der wunderbaren Amsel, von der er gehört hatte, und wünschte sie zu sehen und eine Probe mit ihr anzustellen. Alsbald führte man ihn in das Zimmer, wo der Käfig mit der Amsel hieng. Wie die Amsel den König erblickte, grüßte sie ihn sogleich als „König Auffahrer des Meers," worüber der König sich nicht genug verwundern konnte und sprach: „nun, wenn Du meinen Namen und Stand kennst, so sag mir auch einmal, was mir vor achtzehn Jahren wiederfahren ist!"

Da begann die Amsel: „Herr König, vor achtzehn Jahren träumtet Ihr dreimal nach einander: Ihr solltet ein ganz armes Mädchen heirathen, das keinen Kreuzer Geld habe. Dann zoget Ihr aus und verspracht der Tochter eines armen Schusters unter freiem Himmel die Ehe und habt sie auch geheirathet und lieb gehabt. Bald aber mußtet Ihr in den Krieg. Indessen gebar Eure Frau drei Kinder zumal, zwei Knaben und ein Mädchen; Eure Mutter aber, die die junge Königin wegen ihrer Armuth haßte, schrieb Euch, sie habe drei Hunde geboren, und darauf befahlt Ihr, die Hunde in's Waßer, die Königin aber in einen tiefen Thurm zu werfen. Und das Alles hat Eure Mutter

auch ausführen laßen." Da weinte der König bitterlich und klagte: „ach, wie man berichtet wird, so richtet man!" — Die Amsel aber fragte ihn: ob er auch noch weiter wißen wolle, was aus seinen Kindern geworden sei? „Ach, die Armen werden elendiglich ertrunken sein!" sagte der König. Darauf erzählte die Amsel ihm die ganze Geschichte, wie der Müller die Kinder gefunden und aufgezogen, wie sie dann in ihrem fünfzehnten Jahre von den Kindern des Müllers angefeindet und heimlich weggegangen seien, und wie sie endlich in einem Walde ein verwünschtes Schloß mit der sprechenden Amsel erlöst hätten, und jetzt alle drei vor ihrem Vater stünden.

Da hätte man die Freude sehen sollen, die der König hatte, als er seine Kinder herzte und küßte, und wie die Kinder sich freuten, als sie zum ersten Male ihren Vater sahen! Dann aber fragte der König die Amsel: „was ist denn aus meiner Frau geworden?" „Die schmachtet, sagte die Amsel, seit siebzehn Jahren in dem Thurme bei Waßer und Brod, wie Du es befohlen."

Da reiste der König schnell ab und das erste, was er that, als er in seinem Schloße ankam, war dieß, daß er seine böse Mutter in zwei Stücke zersägen ließ. Dann holte er selbst seine arme Gemahlin aus dem Gefängniße und bat sie tausendmal um Verzeihung. Sie sagte: „ich vergebe Dir gern, was Du mir angethan; aber Deine Frau kann ich nicht länger sein; nimm Dir eine andere Königin." Und soviel der König sie auch bitten mochte, so

blieb sie doch bei ihrem Vorsatze und zog zu ihrer Tochter und ihren beiden Söhnen. Bei denen lebte sie nun in Frieden und Freude bis an ihr Ende.

---

73. Die drei Federn des Drachen.

Da sollte einmal ein Mann hingerichtet werden und bat den König um Gnade. „Ja, sagte der König, wenn Du auf den Glasberg gehen und den Drachen fragen willst, weshalb meine Tochter beständig krank sei, und wo der Schlüßel zu meiner Schatzkammer sich befinde, so soll Dir das Leben geschenkt sein.“ Dazu war der Mann denn gern bereit und machte sich sogleich auf den Weg.

Nach einiger Zeit kam er an ein tiefes Waßer und sah auch zugleich einen Mann in einem Schiffe daselbst, den bat er, daß er ihn doch hinüberfahren möchte. „Wohin geht die Reise?“ fragte der Schiffer. „Nach dem Glasberge!“ sagte der Mann. „So fraget doch einmal, versetzte der Schiffer, den Drachen auf dem Glasberge, weshalb ich immerwährend hier fahren muß?“ Ja, das wollte er wohl thun, sagte der Mann, und ließ sich überfahren und setzte seine Reise dann fort, bis er endlich auf den Glasberg kam. Ganz oben stand ein Haus; er gieng hinein und fand daselbst eine alte Frau, die fragte ihn, was er wolle, und warnte ihn vor dem Drachen, der ihn tödten werde, wenn

er ihn hier antreffe. Da erzählte der Mann ihr Alles, was er den Drachen fragen ſollte und ſagte dann: „es iſt einerlei, ob ich hier oben oder dort unten mein Leben verliere; laßt mich nur hier bleiben und wenigſtens einen Verſuch wagen!“

Da fühlte die alte Frau Mitleid mit ihm und ſagte: „ich will ſehen, daß ich Euch durchhelfe; gebt nur Achtung auf Alles, was der Drache in dieſer Nacht ſprechen wird!“ Darauf verſteckte ſie den fremden Mann hinter ihrem Bette. —

Als nun Abends der Drache nach Haus kam, rief er ſogleich: „ich rieche Menſchenblut!“ „Ach, wer weiß, was Du riechſt, ſagte die Frau; es ſind wohl geſtern einige Tropfen auf den Boden gefallen.“ Da war er zufrieden und legte ſich bald in ſein Bett und ſchlief ein. Die alte Frau aber mußte immer an ſeiner Seite ſchlafen, und wie er nun eben feſt ſchnarchte, da zog ſie ihm eine Feder aus, daß der Drache aufwachte und ganz unwillig rief: „Was zupfeſt Du mich denn ſo?“ „Ach, nimm's nicht übel, ſprach die Frau, ich hab es bloß im Traume gethan.“ „Na, was träumte Dir denn?“ fragte der Drache. „Ach, es iſt ein dummer Traum, ſagte die Frau; ich träumte, weshalb die Tochter des Königs wohl immer krank ſei.“ „Es iſt wahr, ſprach der Drache, ſie iſt ſchon lange krank; allein wenn ſie ihren erſten Geliebten heirathen wollte, ſo würde ſie bald geſund werden.“

Als der Drache nach einer Weile wieder eingeſchlafen war, zog die Frau ihm die zweite Feder aus, daß er ganz bös wurde und aufſprang und ſagte: „was willſt Du denn,

daß Du mich so zupfest?" — „Ach verzeihe, rief die Frau, ich wollte nichts, ich hab' es bloß im Traume gethan." — „Na, was träumte Dir denn schon wieder?" fragte der Drache. „Ach, sagte die Frau, es träumte mir, wo wohl der Schlüßel zur Schatzkammer des Königs geblieben sei." — „Es ist wahr, sprach der Drache, der König kann den Schlüßel nicht finden; denn er ist in seinem Sopha eingenäht und eingepolstert. Nun laß mich aber in Ruhe." — Nach einer Weile aber, wie der Drache abermals eingeschlafen war, riß sie ihm die dritte Feder aus. Da wurde er aber so wild, daß er die Frau packte und sie zum Bett hinaus werfen wollte. Als sie ihm aber sagte, daß sie es nur im Traum gethan habe, da gab er sich zufrieden und fragte: „was hat Dir denn jetzt schon wieder geträumt?" — „Ach, sagte die alte Frau, ich weiß gar nicht, was ich diese Nacht für dumme und seltsame Träume habe! denke Dir nur, ich träumte eben, auf dem und dem Waßer müße ein Schiffer beständig hin und her fahren und wiße gar nicht, wie er von seiner Arbeit erlöst werden könne." — „Es ist wahr, sprach der Drache, auf dem Waßer fährt der alte Schiffer schon viele hundert Jahre lang; aber der Narr sollte nur einmal einen andern, den er übergefahren, in seinem Schiffe laßen und selbst aussteigen und sagen: „jetzt fahr du!" so wäre er abgelöst. Wenn Du mich jetzt aber noch einmal im Schlafe störst, so werf ich Dich zum Bett hinaus." Nein, das wollte sie auch ganz gewiß nicht, sagte die Alte, und ließ ihn nun auch schlafen bis zum hellen Morgen; da flog er fort, wie gewöhnlich.

Jetzt zog sie den fremden Mann, den sie hinter ihrem Bett versteckt hatte, hervor und fragte ihn, ob er Alles gehört habe? Ja, er hatte Alles genau gehört und bedankte sich vielmals bei der alten Frau, und als er Abschied nahm, schenkte sie ihm noch die drei Federn, die sie dem Drachen ausgezogen; die würden ihm Glück bringen, sagte sie.

Als der Mann nun auf seiner Rückreise an das Waßer kam, fragte der Schiffer, was der Drache gesagt habe. „Fahr mich nur erst hinüber! dann will ich Dir Alles erzählen," sprach der andre. Und als er nun ausgestiegen war, sagte er zu dem Schiffer: „wenn ihr das nächstemal wieder einen überfahrt, so müßt ihr selbst vor ihm aussteigen und sagen: jetzt fahr du! so werdet ihr erlöst sein." Da bedankte sich der Schiffer und wünschte ihm Glück auf den Weg. — Es dauerte auch nicht lange, so kam er bei dem Könige an und berichtete, was der Drache gesagt hatte. Darauf wurde die Prinzessin sogleich mit ihrem ersten Geliebten verheirathet und war von Stund an ganz gesund. Sodann ließ der König sein Sopha auftrennen, und fand richtig darin den Schlüßel zu seiner Schatzkammer und war darüber so vergnügt, daß er den Mann, der ihm wieder dazu verholfen hatte, reichlich beschenkte. Dieser wurde aber auch außerdem durch die drei Drachenfedern ein so reicher Mann, daß er sein Geld gar nicht aufzehren konnte.

74. Der Knabe, der zehn Jahr in der Hölle diente.

In dem Dorfe Bodelshausen, das an der Straße zwischen Rotenburg und Hechingen liegt, war einmal ein Mann, dem starb seine Frau und hinterließ ihm sechs unerzogene Kinder. Da suchte der Mann eine Mutter für seine Kinder und heirathete eine zweite Frau, die war aber ein böses Weib und eine rechte Rabenmutter und quälte ihren Mann und ihre armen Kinder, und oft hörte man sie den Wunsch aussprechen: „wenn ihr nur alle beim Teufel wäret!“

Als nun der älteste Sohn konfirmirt war, wollte die Stiefmutter ihn sogleich aus dem Hause schicken und ihn bei fremden Leuten in Dienst geben. Ihr Mann sagte zwar: „der Knabe ist noch zu schwach, er kann noch nicht dienen, auch nimmt ihn jetzt noch Niemand.“ Aber das galt nichts, was der Mann sagte. Die Stiefmutter sprach: „ei was! er soll fort; ich will schon einen Herrn für ihn finden und sollt's auch nur der Teufel sein.“ Und dann packte sie ein kleines Bündelchen zusammen, das enthielt die Kleider und die Wäsche des Knaben, und so gieng sie mit ihm fort dem Oberlande zu.

Wie sie nun im Sigmaringer Walde waren, begegnete ihr ein Jäger, grüßte sie und fragte, wo sie mit dem Knaben hin wollte? „In's Oberland,“ sagte sie. „Und was soll er dort machen?“ fragte der Jäger. „Dienen muß er,“ sprach die Frau. Da meinte der Jäger, der Knabe sei noch viel zu klein und zu schwach und werde keinen Herrn bekom-

men. Die Frau aber sprach: „ich will schon einen für ihn finden, und sollt's auch nur der Teufel sein.“ Sprach der Jäger: „der Knabe dauert mich, laßt ihn mir, er soll's gut bei mir haben.“ Ja, die Stiefmutter war gleich damit zufrieden, und nachdem sie den Lohn für das Kind ausbedungen und ihm sein Bündelchen mit den Kleidern übergeben hatte, kehrte sie vergnügt um und fragte nicht einmal, wo der Jäger denn zu Haus sei. Der zog nun mit dem Knaben im Walde fort bis sie an eine Höhle kamen; in die giengen sie hinein, mußten mehre Stiegen hinabsteigen und kamen endlich an ein großes Thor, an das klopfte der Jäger, da gieng's auf, sie traten ein, das Thor ward wieder geschloßen und da merkte der Knabe bald, daß er beim Teufel in der Hölle war.

Sogleich wies der Teufel dem Knaben seine Arbeit an: er mußte Holz tragen und das Feuer, das unter den großen Keßeln in der Hölle brannte, beständig nachschüren: wenn er das versäumte, so kriegte er Schläge, sagte der Teufel. Auch verbot er ihm ganz streng, daß er niemals einen Deckel aufheben und in die Keßel sehen dürfte. — Als aber einstmals der Teufel nicht in der Nähe war und der Knabe gar zu gern gewußt hätte, wer wohl in den Keßeln sein möchte und er es endlich wagte, den einen Deckel aufzuheben: wie erschrack er da, als er seinen eigenen Großvater und seine Großmutter darin sitzen sah! Die heulten und jammerten und baten ihn: „er möchte doch unter diesen Keßel nicht so viel Holz legen, denn sie müßten gar zu fürchterliche Schmerzen leiden!“ — Da verschonte der Knabe so viel er nur

konnte, diesen Keßel und ließ das Feuer manchmal erlöschen; dafür hat er aber auch manchen buckelvoll Schläge bekommen.

Nach einiger Zeit sah der Knabe auch, wie zwei Teufel seine böse Stiefmutter brachten und erst auf einen glühenden Rost legten und dann in einen Keßel mit siedendem Oele steckten und sie braten ließen.

Da ward es ihm gar zu unheimlich in der Hölle, und als eben zehn Jahre herum waren, mochte er nicht länger dem Teufel dienen und passte auf, wo er den Schlüßel zum Höllenthor hinlegte, erwischte ihn dann einmal, schloß auf und schlich sich fort und war froh wie er wieder droben auf der Erde war. Von dem Rauch und Ruß aber, der ihm so lange um den Kopf geflogen war, sah sein Gesicht ganz schwarz aus, also, daß man ihn hätte für einen Mohren halten können.

---

75. Der Hahn mit den Goldfedern.

Es waren einmal zwei englische Offiziere, die hatten sich unter das preußische Militär aufnehmen laßen und dienten hier schon lange Zeit. Da gefiel's ihnen endlich nicht mehr und sie beschloßen, heimlich das Heer zu verlaßen, und besprachen eben ihre Flucht, als ihr Bedienter, der Bernhard hieß, zu ihnen wollte und an der Thür horchte und also ihren ganzen Plan erfuhr. Da besann er sich nicht lange,

sondern trat zu den Offizieren in's Zimmer und sagte: er habe Alles gehört, was sie vorhätten, und wenn sie ihn nicht auch mitnähmen, so würde er's dem General anzeigen, daß sie desertiren wollten. Da sagten sie: ja, sie wollten ihn wohl mitnehmen und machten sich gleich am andern Morgen ganz in der Stille auf und davon, und marschirten Tag und Nacht durch, obwohl das Wetter kalt und naß war. Weil sie aber nicht wagten, in ein Wirthshaus einzukehren, so mußten sie unter freiem Himmel übernachten.

So blieben sie auch einmal in einem Walde und ließen ein Feuer anmachen, um ihre Kleider zu trocknen, und legten sich nieder unter einen Baum und schliefen ein; der Diener aber mußte wachen und das Feuer unterhalten. Da war das Holz abgebrannt und der Bediente gieng hin, um frisches zu suchen und zu brechen; allein eh' er zurückkam, war das Feuer schon ganz erloschen, also, daß er den Platz, wo seine Herren ruhten, nicht wieder finden konnte und nun im Walde hin und her irrte, bis er endlich ein Licht sah und darauf zugieng und an ein großes Haus kam. Da freute er sich und hoffte, hier etwas zu eßen zu bekommen, denn schon seit mehren Tagen war Schmalhans bei ihm Koch gewesen, und außerdem war er durch das Wachen und das Marschiren bei dem schlechten Wetter ganz müd und matt geworden.

In dem Hause aber war keine menschliche Seele zu finden; alle Zimmer waren leer. Da legte sich endlich Bernhard in dem letzten Zimmer, in das er kam, nieder, um sich zu erholen, weil's hier so gut warm war, und wollte eben

einschlafen, als er einen Hahn krähen hörte. Da suchte er im ganzen Zimmer umher, aber nirgends war ein Hahn zu sehen. Nach einer Weile krähte der Hahn zum zweiten Mal; aber er mochte suchen so viel er wollte, es war kein Hahn zu finden. Wie er nun recht genau aufpasste, wo der Ton wohl herkomme, da krähte der Hahn zum dritten Mal und da merkte er deutlich, daß der Ton aus dem Tische kam und zog sogleich die Schublade auf und richtig: da saß ein „Gokeler" mit goldnen Federn darin. Nun zog er geschwind sein Meßer aus der Tasche und wollte den Hahn nehmen und schlachten und verzehren; denn er hatte großen Hunger; aber der Hahn redete ihn an wie ein Mensch und sagte: er solle ihn nicht umbringen, sondern sich nur eine Feder aus seinem Schwanze ziehen: mit der könne er sich Alles herwünschen, was er wolle; er brauche es bloß mit der Feder zu schreiben und sogleich werde es da sein. Darauf riß er dem Hahn eine Goldfeder aus und schrieb damit, daß er sich ein gutes Eßen wünsche. Und auf der Stelle war der Tisch mit den besten Speisen und Getränken besetzt, und nachdem er sich gesättigt und gestärkt hatte, schrieb er: er wünsche, daß das Feuer im Walde brenne und er bei seinen Herren wäre und daß diese gut schlafen und ihre Kleider trocken sein möchten. Und kaum war er mit dem letzten Worte fertig, so war er auch schon wieder bei den Offizieren, die schliefen noch fest und ihre Kleider waren getrocknet und das Feuer brannte hell und lustig. Dann weckte er die beiden und reiste mit ihnen weiter; sagte aber nichts von seiner goldenen Feder, weil's der Hahn ihm verboten hatte.

Nach einigen Tagen, als der große Wald noch immer kein Ende nehmen wollte, blieb der Bediente einmal zurück und schrieb flink mit seiner Feder: „er wünsche, daß er und seine Offiziere bald in die Gegend von England kommen möchten, wo sie zu Haus seien.“ Da dauerte es kaum eine Viertelstunde, da gieng der Wald zu Ende und sie befanden sich in einer freundlichen Gegend und der eine Offizier blieb stehen und sagte zu seinem Kameraden: „aber sieh nur die Berge und dieß Thal und die Stadt dort! wüßte ich nicht, daß wir hier noch auf preußischem Boden sind, so würde ich sagen, dieß wäre unsere Heimath.“ Der Andere sagte das Nämliche. Als sie aber im nächsten Dorfe einkehrten und nach den Namen der Ortschaften und des Landes fragten, da erfuhren sie, daß sie in England waren, ganz nahe bei ihrer Heimath, und konnten gar nicht begreifen, wie das nur möglich sei. — Bald darauf traten die Offiziere wieder in englische Dienste und wollten auch den Diener bereden, daß er bei ihrem Regiment dienen möchte; allein er sagte, er habe das Soldatenleben satt und wolle sein Glück anderswo versuchen und nahm Abschied von seinen Herrn und wanderte fort in die weite Welt hinaus.

Da kam er nach langer langer Zeit auch einmal in eine große schöne Stadt und hörte, daß die einzige Tochter des Königs schon viele Jahre lang krank sei und Niemand ihr helfen könne. Da ließ er beim König sich melden und gab sich für einen Doktor aus und verlangte die Prinzessin zu sehen und versprach, sie zu kuriren. Allein der König traute keinem Doktor mehr und mochte seine Tochter,

die am ganzen Leibe mit böſen Geſchwüren bedeckt war, nicht einmal mehr ſehen laßen und wies deshalb den fremden Doktor ab. Der aber ruhte nicht, bis der König endlich es zugab, daß er die Prinzeſſin beſuchen und ihr etwas verordnen durfte. Da ſchrieb er ihr mit ſeiner Goldfeder ein Getränk auf und wünſchte, daß es ihr darnach ein klein wenig beßer gehen möchte. Und ſo geſchah es auch, und die Freude in dem königlichen Schloße war groß. Dann verordnete er ein zweites Getränk und wünſchte, daß es danach allmählig immer beßer werden möchte, und da gieng's denn auch von Tage zu Tage beßer, ſo daß die Prinzeſſin es kaum erwarten konnte, bis ihr Doktor wiederkam. Als er ihr nun ein drittes Getränk gab, hatte er gewünſcht, daß ſie danach vollkommen geſund werden möchte, und da dauerte es nicht lange, da war ſie friſch und wohl wie der Fiſch im Waßer und wußte gar nicht, wie ſie ihrem Retter genug Dank und Liebe erweiſen ſollte, denn ſie hatte ganz feſt gemeint, ſie müße ſterben. Auch der König war über die Maaßen froh und bot dem Doktor ſo viel Geld und Gut, als er nur verlange; aber Bernhard wollte nichts nehmen. Als der König jedoch ihm keine Ruhe ließ und zuletzt faſt mit Gewalt ein goldenes Scepter ihm aufnöthigte, ſo nahm er's zwar hin, um nur fortzukommen; legte es draußen aber in ein Nebengäßchen nieder, weil's ihm nur Mühe machte, es zu tragen, und wanderte weiter.

Nach einiger Zeit ſagte die Prinzeſſin eines Tags ihrem Vater: „ich bin nun wieder geſund wie der Fiſch im Waßer und möchte nicht als alte Jungfer ſterben, ſondern hei-

rathen.“ Ei, da war der König so froh, daß er seiner Tochter gelobte und versprach: „sie sollte nur sagen, welchen Mann sie gern haben möchte, den sollte sie bekommen.“ Da sagte sie: „keinen andern, als den Doktor, der mich geheilt hat.“ —

Nun erschrack der König zwar nicht wenig und hätte gern sein Wort zurückgenommen, wagte es aber doch nicht, weil er seine Tochter sehr lieb hatte. Deshalb sandte er Boten aus, die suchten den Doktor und brachten ihn zum König, und der verlobte ihn dann mit seiner Tochter, und nicht lange nachher war die Hochzeit; die beiden Leute aber waren so vergnügt und glücklich mit einander, daß es eine rechte Freude war, sie nur zu sehen.

Von den unermeßlichen Schätzen, die Bernhard sich gewünscht hatte, um als Prinz leben zu können, baute er sich zuerst ein prächtiges Schloß und daneben eine große Kirche, die man nach seinem Namen die Bernhardskirche nannte, und stiftete in dieselbe ein großes Kreuzbild von lauterm Golde; in eine verborgene Röhre dieses Bildes legte er die goldne Hahnenfeder, der er all sein Glück verdankte; denn er glaubte reich genug zu sein für sein Lebenlang und wollte zugleich die Wunschfeder beseitigen, weil er versprochen hatte, Niemanden etwas davon zu sagen. — Als später aber seine Gemahlin ihm keine Ruhe ließ und gar zu gern gewußt hätte, durch welche Mittel ihr Mann sie geheilt habe, da widerstand er endlich ihren Bitten nicht länger und sagte ihr Alles wie es gekommen, und nannte ihr auch den Ort, wo er die Feder verborgen hatte.

In ihrer Herzensfreude erzählte die Tochter nun alsbald auch ihrem Vater diese Geschichte und ahnte nichts Schlimmes. Der König aber, der seinen Schwiegersohn nicht leiden konnte, faßte sogleich einen bösen Anschlag gegen ihn und gieng in die Kirche und ließ die Feder aus dem Goldbilde herausholen und schrieb dann damit: „er wünsche, daß ein Sturmwind käme und seinen Tochtermann bis an den äußersten Rand des Meers verschlage.“ Da erhob sich sogleich ein heftiger Sturm und führte den Schwiegersohn des Königs durch die Luft, weit weg über's Meer und warf ihn endlich auf ein Schiff; darin waren Seeräuber und die erschracken recht ordentlich, als da mit Einem Male ein ganz fremder Mensch in ihr Schiff geflogen kam. Doch nahmen sie ihn mit und verkauften ihn an einen Edelmann; da wurde er Bedienter. Nicht lange so machte ihn der Edelmann zu seinem Kammerdiener und er hatte es gut bei ihm, besonders weil die Tochter des Edelmanns so verliebt in ihn war und täglich ihren Vater mit Bitten angieng, daß er ihr doch den schönen Kammerdiener zum Manne geben möchte. Endlich erlaubte es der Edelmann und verheirathete seine Tochter mit dem Kammerdiener, und der mußte sich's gefallen laßen.

Als er nun eines Tags sich in einen leichten Kahn setzte und am Ufer des Meers spazieren fuhr, kam plötzlich ein starker Wind und trieb den Kahn mitten auf's hohe Meer, ohne daß er es hindern konnte, und trieb ihn immer weiter und weiter, bis er endlich nach mehren Tagen an der entgegengesetzten Seite des Meeres landen konnte und

ſich ganz nahe bei der Stadt befand, wo ſeine Gemahlin lebte. Da wollte er eilig zu ihr gehen; aber am Stadtthor wurde er von den Soldaten feſtgenommen, denn ſo hatte es der König befohlen; und als man dem König jetzt meldete, daß ſein Tochtermann wieder da ſei, ließ er ihn in einen tiefen Kerker werfen, wo weder Sonne noch Mond hinein ſcheinen konnten; ſeiner Tochter aber ſagte er nichts davon, obwohl ſie keine frohe Stunde mehr hatte, ſeit ihr Gemahl verſchwunden war und ſie gar nicht wußte, wo er ſein mochte.

Nachdem nun Bernhard lange Zeit in dem unterirdiſchen Loche geſchmachtet und ſchon die Hoffnung aufgegeben hatte, daß er noch daraus erlöſet werden würde, da ſchien eines Tags in ſein Gefängniß etwas Helles herab, das ſah aus wie ein Lichtſtrahl und rief ihm zu: „Bernhard, was machſt Du? Ich bin der Hahn, der Dir die Feder gegeben. Warum haſt Du nicht reinen Mund gehalten, wie ich Dir geboten hatte?“ Da klagte ihm Bernhard ſeine Noth und bat ihn dringend, daß er ihm doch noch einmal helfen möchte; und da gab der Hahn ihm endlich eine zweite Goldfeder, mit der er ſich Alles wünſchen konnte.

Nun ſchrieb er zuerſt: er wünſche, daß die erſte Goldfeder nie wieder an das Tageslicht kommen möchte; für's zweite wünſchte er ſich in's Schloß, in das Zimmer des Königs und ſagte hier ſeinem Schwiegervater: „weil er ſo bös und grauſam an ihm gehandelt, ſo ſolle er barfuß, mit dem Felleiſen auf dem Rücken als Handwerksburſch bei Tag und Nacht durch die Welt reiſen.“ Dann wünſchte er ſich

zu seiner Gemahlin und war im Augenblick bei ihr. Das war aber eine Freude! Nachdem er dann die Strafe für den alten König aufgeschrieben hatte, sah man ihn alsbald barfuß mit dem Ranzen auf dem Rücken zum Schloße herauskommen und fortwandern und hat ihn nie zurückkommen sehen. Da wurde Bernhard König und regierte viele Jahre lang zum Segen des Volkes und war glücklich mit seiner rechten Gemahlin bis an sein Ende.

---

76. Ein Lügen-Märchen.

Da war mal ein Mann, der hörte junge Vögel pipsen in einem hohlen Baume und stieg hinauf und wollte das Nest ausnehmen. Weil aber das Loch zu klein war, als daß er mit seiner Hand hätte hinein kommen können, — was that er? — er besann sich nicht lang und kroch flink mit seinem ganzen Leibe hinein und nahm sich das Nest. — Nun aber saß er in dem Baume und konnte durch das Loch nicht wieder heraus; denn das war nur gerade für einen Vogel groß genug, mußt Du wißen. — Was sollte er nun anfangen? Er mußte sich endlich dazu entschließen, in seine Wohnung zu gehen und sich eine Art zu holen, und dann kroch er wieder in den Baum und haute von innen heraus das Loch so groß, daß er mit seinem ganzen Leibe und mit

dem Vogelneſte in der Hand nun auch bequem wieder herauskriechen konnte. Das war aber ein Stück Arbeit; ja, das will ich meinen!

---

77. Die zwei Mädchen und der Engel.

Ein junges Mädchen wollte gern in den Wald, um Erdbeeren zu ſuchen. Da erlaubte es ihm die Mutter und gab ihm Kraut und Speck mit auf den Weg. Als das Mädchen an's Thor kam, ſaß da ein Engel und bat um etwas zu eßen. Da gab ihm das Mädchen ſogleich Alles hin, was es von der Mutter bekommen hatte, und gieng vergnügt weiter in den Wald und ſuchte ſich ein Körbchen voll Erdbeeren. Und wie es nun heimgieng und aus dem Walde trat, ſtand der Engel wieder da und bat um einige Erdbeeren. Die gab ihm das Mädchen gern. Dann ſprach der Engel: „wenn Du an's Thor kommſt, ſo wirſt Du eine Schachtel finden; die mußt Du mitnehmen, mußt ſie aber ja nicht eher aufmachen, als bis Du daheim biſt.“ — Nein, das wollte es auch nicht thun, ſagte es, und gieng hin und fand die Schachtel und trug ſie flink in das Haus ihrer Mutter und machte ſie dann auf: da war ſie ganz voll von koſtbaren Edelſteinen und von Goldſtücken, alſo, daß das Mädchen auf einmal ſehr reich geworden war.

Das hörte ein anderes Mädchen und wollte nun auch

in den Wald um Erdbeeren zu ſuchen, und bekam auch von der Mutter Kraut und Speck mit auf den Weg. Als es nun an das Thor kam, ſaß da der Engel und bat:

„Gib mir auch ein wenig Kraut und Speck!“

das Mädchen aber antwortete:

„Iß Du en Dreck!“

und gieng weiter und ſuchte ſich im Walde einen ganzen Korb voll Erdbeeren. Und als es aus dem Walde kam, war auch derſelbe Engel wieder da und bat:

„Gib mir auch ein paar Erdbeern!“

„Die Erdbeern eß' ich ſelber gern,“

ſagte das Mädchen und gab ihm auch dießmal nichts und gieng weiter, worauf der Engel ihr nachrief: „Nun ſo geh nur hin! am Thore wirſt Du eine Schachtel finden; die darfſt Du mitnehmen, mußt ſie aber zu Haus erſt aufmachen.“

Ei, wie konnte das Mädchen da laufen bis ſie an das Thor kam und die Schachtel fand! Da war ſie ganz außer ſich vor Freude. Als ſie aber nach Haus kam und die Schachtel aufmachte — was war darin? — lauter kleine ſchwarze Teufelchen.

78. Hui in mein' Sack!

Ein armer Handwerksburſch war ſchon lange auf der Wanderſchaft und hatte nur noch drei Kreuzer in der Taſche. Er gedachte im nächſten Orte ſich Taback dafür zu kaufen, als eben ein andrer Handwerksburſch daherkam und ihn um eine Gabe anſprach. Er gab ihm einen Kreuzer, und war nicht weit gegangen, als ein zweiter kam und ihn um eine Gabe bat. Er gab auch dieſem einen Kreuzer. Endlich kam noch ein dritter und ſprach ihn um eine Gabe an. Er ſagte, indem er in die Taſche langte und den letzten Kreuzer hervorzog: „das iſt alles, was ich noch habe; doch es ſei drum! da habt ihr ihn!" und gab den letzten Kreuzer dem armen Handwerksburſchen. Dieſer dritte aber war der liebe Gott ſelbſt. Der ſprach nun zu dem freigebigen Handwerksburſchen: „ich will Dir zum Dank für deine Gabe drei Wünſche gewähren; Du darfſt ſie nur ausſprechen!" Da wünſchte ſich der Handwerksburſch erſtens: daß ſeine Pfeife beſtändig voll Taback ſei und gleich von ſelbſt brenne, wenn er ſie anziehe. Zweitens wünſchte er, daß Alles in ſeinen Sack fahren müße, ſobald er rufe: „hui in meinen Sack!" Und drittens bat er um die ewige Seligkeit. Ja das ſei recht, ſagte der liebe Gott, es ſolle ihm das Alles gewährt werden und verließ ihn.

Alsbald nahm der Handwerksburſch ſein Pfeifchen aus der Taſche, ſteckte es in den Mund und fieng an zu ziehen, und da brannte es und dampfte es, daß es eine Luſt war, und wie lange er auch rauchte, ſo gieng ihm der Taback

nicht aus. Am Abend ſuchte er ein gutes Wirthshaus und aß und trank, was ihm ſchmeckte. Da ſaßen reiche Kaufleute da, und als ſie ihre Zeche bezahlten und Goldſtücke wechſeln ließen, dachte der Handwerksburſch: du ſollſt doch einmal den Sack probiren, und als die Kaufleute eben das Geld in den Beutel ſtecken wollten, ſo ſprach er leis: „hui in mein'n Sack!" und plötzlich fühlte er, daß ſein Sack ſchwerer geworden war und dachte, jetzt iſt es gut, nun biſt du ein gemachter Mann. Die Kaufleute aber merkten nichts davon. So verſchaffte ſich der arme Handwerksburſch Geld, ſo oft es ihm ausgieng und zog am Tage mit ſeiner Pfeife im Munde vergnügt in der Welt herum.

Da hatte er ſich einmal müd gelaufen und kam ſpät in einen Ort, darin nur ein einziges Wirthshaus war und wollte daſelbſt übernachten. Aber alles war ſchon von Fremden beſetzt. Er bat den Wirth recht dringend, er möchte ihn doch behalten, er könne nicht weiter. Der Wirth aber ſagte: „es iſt mir unmöglich; ich habe da zwar noch ein Schloß, das ſteht ganz leer, weil Niemand darin übernachten kann, ohne ſein Leben darin zu verlieren!" Der Handwerksburſch aber ſagte, er ſollte ihn nur hineinlaßen, es werde ihm nichts geſchehen. Darauf ließ er ſich in das Schloß führen und aß zu Nacht und ſchloß die Thür feſt zu und legte ſich zu Bett. Als es eben Mitternacht war und er feſt ſchlief, pochte es heftig an der Thür, daß er aufwachte und fragte: wer da? Er bekam aber keine Antwort, ſondern man pochte immer heftiger. Endlich ſprang die Thür auf und der leibhaftige Teufel trat herein und wollte den Hand-

werksburschen holen, hatte aber keine Macht über ihn, weil er sich die ewige Seligkeit gewünscht, und suchte ihn daher bloß zu quälen. Als dieß dem Handwerksburschen zu arg wurde, rief er nur: „hui in mein'n Sack!" und auf einmal war der Teufel ganz mäuschenstill und saß in dem Sack, während der Handwerksbursch ruhig fortschlief. Am andern Morgen aber nahm er seinen Knotenstock und schlug auf den armen Teufel im Sacke so lange los, als er sich nur rühren konnte, und als er meinte, er werde wohl genug haben, ließ er ihn los, worauf er eilig zur Hölle zurücklief. — Seitdem hat er sich in dem Schloße nicht wieder sehen laßen und aus Dankbarkeit behielt der Wirth den Handwerksburschen bei sich so lang er lebte.

Als er sein Ende herankommen sah, sagte er, sie sollten ihm doch den Sack mit in's Grab geben und unter sein Kopfkissen legen. Das geschah denn auch. Als er nun gestorben und begraben war und vor die Himmelsthür kam, wollte Petrus ihn nicht einlaßen, weil er leichtsinnig in die Welt hinein gelebt habe und wies ihn zur Hölle. Wie er dort ankam und anklopfte, öffneten zwei junge Teufel und packten ihn an. Allein der oberste der Teufel rief plötzlich: „laßt doch den fahren, sonst geht's uns Allen schlecht!" Denn er sah, daß er den Sack bei sich hatte, darin er so jämmerlich war geprügelt worden und schob ihn sogleich wieder zur Hölle hinaus. Er gieng wieder an's Himmelsthor und klopfte. Als Petrus aufthat, warf er sogleich seinen Sack hinein und rief: „hui in mein'n Sack!" Da war er darin und Petrus mußte ihn da laßen.

79. Die Reise zum Vogel Strauß.

Ein reicher Graf hatte einen Bedienten, der mußte ihn begleiten so oft er eine Reise machte, und weil der Bursch immer treu, flink, fleißig und freundlich war, so hatte er ihn sehr gern. Indes einmal, als er wieder auf Reisen war, begieng der Bediente ein kleines Versehen; darüber ward der Graf so zornig, daß er den Burschen nicht mehr vor Augen sehen mochte und ihn mit einem Briefe an seine Frau heimschickte. „In dem Briefe aber stand: „die Gräfin solle den Bedienten sogleich einsperren und ihm den Kopf abschlagen laßen."

Nun wußte der Bursch zwar nicht, was der Graf geschrieben, war aber doch sehr traurig, daß er so bös auf ihn geworden sei und ihn allein fortgeschickt hatte; und viel Gutes werde in dem Briefe auch wohl nicht stehen, meinte er. Und wie er nun nur noch eine Tagreise bis zum Schloß des Grafen hatte und in einem Wirthshause übernachtete, und Abends ganz niedergeschlagen dasaß, fragte ihn der Wirth, woher er komme und wohin er gehe und was ihm fehle. Da erzählte er seine ganze Geschichte und zog zugleich den Brief des Grafen hervor. Der Wirth aber war ein pfiffiger Mann und sagte: den Brief gäbe ich nicht ab, wenn ich nicht wüßte, was darin stände, und beredete den Burschen, daß er ihn endlich aufbrach und las. Da sah er nun, daß der Graf ihn wollte umbringen laßen. Sprach zu ihm der Wirth: „hat der Graf solche Gedanken gegen Dich, so wollen wir ihm einen noch ganz anderen

Streich spielen; jetzt laß Du mich nur machen." Und sogleich nahm der Wirth Papier und Feder und Tinte, und machte ganz genau die Handschrift des Grafen nach und schrieb an die Gräfin: „daß sie den Bedienten, sobald er heimkomme, mit ihrer Tochter verheirathen solle."

Das Ding schien dem Bedienten zwar gefährlich; allein da ihm der Graf doch einmal nach dem Leben trachte, so wolle er ihm auch erst einen rechten Anlaß geben und sich, wenn es angehen möchte, mit seiner Tochter verheirathen, meinte er; und wie er so an die junge Gräfin dachte, wurde er plötzlich wieder so vergnügt, daß er am andern Morgen ganz früh aufbrach, um so bald als möglich zu ihr zu kommen.

Nachdem er den Brief abgegeben, that die Gräfin sogleich, wie ihr Mann es befohlen; denn sie wußte, er war ein strenger Herr und konnte keine Widerrede leiden, sonst hätte sie ihm gar zu gern Vorstellungen darüber gemacht, daß sie doch ihre einzige Tochter nicht einem Bedienten zur Frau geben dürfe. Die Tochter aber war ganz wohl damit zufrieden, und so wurde sie richtig mit dem Bedienten ihres Vaters verheirathet.

Als der Graf nun nach einiger Zeit zurückkam und erfuhr, was seine Frau angerichtet, da hätte er vor Aerger und Zorn sich alle Haare ausreißen mögen und würde gewiß seine Frau umgebracht oder fortgejagt haben, wenn die Schrift nicht so treu nachgeahmt gewesen wäre, daß er gestehen mußte: „die Buchstaben sind so verdammt ähnlich, daß ich selbst den Brief hätte für echt halten können." — Nun

aber warf er einen noch viel größeren Haß auf den Bedienten, der sein Schwiegersohn geworden, und suchte ihn auf eine andre Art zu Grunde zu richten. Er that um der Leute willen, als ob er mit der Heirath einverstanden sei, zumal da die Tochter sich ganz glücklich fühlte, sagte aber zu seinem Schwiegersohne: „Ich gebe nur unter der Bedingung meine Einwilligung, daß Du mir nachträglich noch eine Feder aus dem Schwanz des Vogel Strauß holst.“ O, das wollte er recht gern thun, sagte der Schwiegersohn. „Und für mich,“ sagte die Gräfin, „frag den Vogel Strauß, wo mein Trauring geblieben sei.“ Das wollte er auch wohl thun, sagte er, und nahm Abschied von seiner jungen Frau und machte sich sogleich auf den Weg. Da freute sich der Graf schon im Stillen; denn er meinte nicht anders, als der Vogel Strauß werde ihn zerreißen und auffreßen.

Wie er nun schon ein gut Stück Wegs zurückgelegt hatte, kam er durch ein Dorf; und als die Leute ihn fragten, wo er hin wolle? und er es ihnen sagte, da baten sie ihn: „O frag doch den Vogel Strauß auch, warum denn unser Dorfbrunnen gar nicht mehr laufen will.“ Ja, das wollte er thun, sagte er und gieng weiter. — Nachdem er wieder eine weite weite Strecke gegangen war, kam er an einen breiten Fluß, über den führte keine Brücke; aber ein Mann stand da, der mußte jeden, der daher kam, hinübertragen und trug auch den Burschen sogleich hinüber und fragte ihn dann, wo er hinreise? „Zum Vogel Strauß,“ sagte er. „O so vergiß doch nicht und frag ihn, wie lange ich hier noch die Menschen hinüber tragen müße und wann ich endlich

erlöst sein werde?" Nein, er wollte es nicht vergeßen und ihn schon fragen, sagte er und gieng weiter.

Nun mußte unser Wandersmann zwar noch durch vieler Herren Länder; aber endlich und endlich kam er an ein kleines Häuschen, da traf er ein altes Mütterchen und das fragte er: ob hier nicht der Vogel Strauß wohnte? Ja, der wohnte da, sagte sie; er sei aber ausgegangen und das sei nur ein Glück, denn sonst würde er ihn gewiß zerreißen; deshalb solle er nur geschwind machen, daß er wieder fortkomme. Als der junge Mann ihr nun aber sagte, was er Alles von dem Vogel Strauß wißen sollte und daß er auch eine von seinen schönen Schwungfedern dem Grafen bringen müße und deshalb nicht fortgehen dürfe, da versprach das Mütterchen, es wolle ihm beistehen und ihm durchhelfen, und versteckte ihn dann unter dem Bett.

Als der Vogel Strauß nun nach Haus kam, rief er sogleich: „Du hast Menschenfleisch hier; ich riech's; gib's her!" „Nur gemach!" sagte das Mütterchen; „es ist freilich ein Mensch hier gewesen, der wollte Allerlei von Dir wißen, was Du ihm doch nicht hättest sagen können." „Das wäre doch!" sagte der Strauß. „Was wollte er denn wißen?" „Ach," sagte das Mütterchen, „die Frau des Grafen läßt Dich fragen, wo ihr Brautring geblieben sei und meint, das wüßtest Du?" „Nun, ich weiß es auch; die dumme Frau dürfte nur die Thürschwelle aufbrechen, so würde sie ihn finden; denn da ist der Ring durch einen Spalt hineingefallen. — Hat er sonst noch was wißen wollen?" „Ja, warum der Dorfbrunnen schon so lange nicht mehr laufe; aber das

weißt Du gewiß nicht.“ „Nun, ich weiß es freilich,“ ſagte der Strauß; „die einfältigen Bauern dürften nur den Froſch wegnehmen, der die Quelle verſtopft, da würde der Brunnen ſchon wieder laufen.“ „Was Du nicht Alles weißt!“ ſagte das Mütterchen. „Aber das hätteſt Du ihm doch gewiß nicht ſagen können, warum der Mann beſtändig die Leute über's Waßer tragen muß und wann ihn einmal Jemand ablöſen wird.“ „O der Narr!“ ſagte der Strauß; „er ſollte nur den Erſten Beſten, den er herüberträgt, in's Waßer werfen und ſagen: jetzt nimm Du meinen Platz ein! ſo wäre er frei. — Hat er weiter nichts gewollt?“ „O ja,“ ſagte das Mütterchen; „er wollte für den Grafen etwas von Dir geſchenkt haben; aber das war gar zu dumm, ich mag's nicht einmal ſagen.“ „O ſag's nur!“ rief der Strauß, „ich möchte es doch wißen.“ „Gibſt Du mir's, wenn ich es Dir ſage?“ ſprach das Mütterchen. „Ei warum nicht? ſag's nur ſchnell!“ Da ſprach das Mütterchen: „er wollte eine von deinen Schwungfedern.“ Da machte der Strauß zwar ein grimmig Geſicht; weil er's aber verſprochen hatte, ſo riß er ſich doch eine Feder aus und gab die dem Mütterchen und dachte nun nicht mehr an den Burſchen, der die Nacht ganz wohlgemuth unter dem Bette zubrachte.

Am andern Morgen, ſobald der Vogel Strauß ausgegangen war, rief das Mütterchen den Burſchen und fragte ihn, ob er auch alles wohl gehört und verſtanden habe, was der Strauß ihr geſagt? Ja, er hatte es gut gehört und ſich gemerkt. Dann gab ſie ihm die Feder und er bedankte ſich viel viel Mal und trat vergnügt ſeine Rückreiſe an.

Als er nun an das Waßer kam und der Mann ihn hinüber trug, fragte der, was der Vogel Strauß geſagt habe. „Bring mich nur erſt hinüber!“ ſprach der Burſch; und als er am andern Ufer ſtand, ſagte er: „den Nächſten, den Du tragen mußt, den wirf in's Waßer und ſprich: jetzt nimm Du meinen Platz ein! dann biſt Du erlöſt.“ „Das hätte ich eher wißen ſollen,“ brummte er vor ſich hin. Der Burſch aber gieng tapfer weiter und kam dann auch bald in das Dorf und ſagte den Bauern, ſie ſollten nur den Froſch aus dem Brunnen nehmen, und als ſie das thaten, lief der Brunnen wieder ganz prächtig. Da ſchenkten ſie dem Reiſenden dreihundert Gulden als Belohnung für ſeine Mühe.

Nach vielen vielen Wochen kam er endlich wieder in das Schloß, daß der Graf ſich nicht genug verwundern konnte. Dann ſagte er der Schwiegermutter: ihr Trauring liege unter der Thürſchwelle, und als ſie die aufbrechen ließ, lag er richtig da. Dem Grafen aber ſagte er: „der Vogel Strauß läßt Dich freundlich grüßen und ſchickt Dir da eine goldene Feder; wenn Du ſelbſt aber einmal zu ihm kommen möchteſt, ſo ſollteſt Du ſo viele Schätze haben, als Du nur mitnehmen könnteſt.“ Da dachte der Graf, die Einladung müße er annehmen, denn die goldne Feder war gar zu ſchön und er hätte gern deren noch mehre gehabt, ließ ſich deshalb von ſeinem Schwiegerſohne den Weg genau beſchreiben und trat ſogleich die Reiſe zum Vogel Strauß an.

Nun kam er auch glücklich bis an ein Waßer, über das keine Brücke führte; aber alsbald trat ein Mann hervor und fragte, ob er ihn hinüber tragen ſolle. Ja, er möchte

es doch thun, ſagte der Graf, denn er wolle zum Vogel Strauß. Da nahm ihn der Andere auf den Rücken und trug ihn bis in die Mitte und — plumps! warf er ihn in's Waßer und ſagte: „jetzt nimm Du meinen Platz ein!“ und machte, daß er fortkam. Der Graf krabbelte ſich zwar bald wieder heraus, konnte aber nicht weiter und mußte nun da bleiben und die Leute durch's Waßer tragen, und wenn ihn keiner abgelöſt hat, ſo muß er's noch heute thun. Sein Bedienter lebte indes ſeelenvergnügt mit der jungen Gräfin und bekam alsbald die ganze Grafſchaft, und wenn ihn Niemand daraus vertrieben hat und er nicht etwa geſtorben iſt, ſo lebt er noch darin.

---

80. Hähnle und Hühnle.

Es iſt emal a Gockeler und a Henne gwä, die ſind mit anander g'reiſt. Da ſind ſie an=en Grabe kommen und ſind nüber g'hopſt; da iſt dem Gockeler 's Bäuchle uf=gſprunge. Da ſind ſie zu em Schuhmacher gange:

Schuhmacher, gib Du mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht!

Der Schumacher ſait: „hol Du mir Borſt!“ Da ſind ſie zu=ere Sau gange:

Sau, gib mir Borſt!
Borſt i Schuhmacher gib,

Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Die Sau hat gſait: „gib Du mir Milch!“ Da ſind ſie zu=ere Kuh gange:

Kuh, gib mir Milch!
Milch i Sau gib,
Sau mir Borſt,
Borſt i Schuhmacher gib,
Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Da hat die Kuh gſait: „gib Du mir Gras.“ Da ſind ſie zu=ere Gräſere gange:

Gräſere, gib mir Gras!
Gras i Kuh gib,
Kuh mir Milch,
Milch i Sau gib,
Sau mir Borſt,
Borſt i Schuhmacher gib,
Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Die Gräſere hat gſait: „gib Du mir Weck!“ Da ſind ſie zum Beck gange:

Beck, gib mir Weck!
Weck i Gräſere gib,
Gräſere mir Gras,
Gras i Kuh gib,
Kuh mir Milch,
Milch i Sau gib.
Sau mir Borſt,
Borſt i Schuhmacher gib,

Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Der Beck hat gſait: „gib Du mir Mehl!“ Da ſind ſie zum Müller gange:

Müller, gib mir Mehl!
Mehl i Beck gib,
Beck mir Weck,
Weck i Gräſere gib,
Gräſere mir Gras,
Gras i Kuh gib,
Kuh mir Milch,
Milch i Sau gib,
Sau mir Borſt,
Borſt i Schuhmacher gib.
Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Der Müller hat gſait: „gib Du mir Frucht!“ Da ſind ſie zum Acker gange:

Acker, gib mir Frucht!
Frucht i Müller gib,
Müller mir Mehl,
Mehl i Beck gib,
Beck mir Weck,
Weck i Gräſere gib,
Gräſere mir Gras,
Gras i Kuh gib,
Kuh mir Milch,
Milch i Sau gib,
Sau mir Borſt,
Borſt i Schuhmacher gib,
Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Der Acker hat gſait: „gib Du mir Miſt!“ Da ſind ſie zu=ere Miſte gange:

Miſte, gib mir Miſt!
Miſt i Acker gib,
Acker mir Frucht,
Frucht i Müller gib,
Müller mir Mehl,
Mehl i Beck gib,
Beck mir Weck,
Weck i Gräſere gib,
Gräſere mir Gras,
Gras i Kuh gib,
Kuh mir Milch,
Milch i Sau gib,
Sau mir Borſt,
Borſt i Schuhmacher gib,
Schuhmacher mir Draht,
Daß i mei Bäuchle zunaht.

Die Miſte hat g'ſait: „gib Du mir Stroh!“ Da ſind ſie uf d' Heubühne gangen und habet Stroh 'runter gworfe und ſind au mit runter gfallen, und da ſind ſie dod gwä.

81. Kätzle und Mäusle.

's iſt emal a Kätzle und a Mäusle ſpaziere gange; da hat's Kätzle dem Mäusle 's Schwänzle runter biße. Da ſait 's Mäusle zum Kätzle: „gib mir mei Schwänzle wieder!" Da ſait 's Kätzle zum Mäusle: „wenn Du mir Käs holſt." Na iſt 's Mäusle zum Keller (Kellner) gangen und hat em gſait:

Keller, mir Käs! Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat der Keller gſait: „wenn Du mir a Meßer holſt." Na iſt 's Mäusle zum Schmid gangen und hat gſait:

Schmid mir Meßer! Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat der Schmid gſait: „wenn Du mir Horn holſt." Na iſt 's Mäusle zur Gais gangen und hat gſait:

Gais mir Horn! Schmid Horn,
Schmid mir Meßer, Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat d' Gais gſait: „wenn Du mir Heu holſt." Na iſt's Mäusle zum Mäder gangen und hat gſait:

Mäder, mir Heu! Gais Heu,
Gais mir Horn, Schmid Horn,
Schmid mir Meßer, Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat der Mäder gsait: „wenn Du mir Suppe holst.“ Na ist 's Mäusle zur Köche (Köchin) gangen und hat gsait:

Köche, mir Suppe! Mäder Suppe,
Mäder mir Heu, Gais Heu,
Gais mir Horn, Schmid Horn,
Schmid mir Meßer, Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat d' Köche gesait: „wenn Du mir Toffele holst.“ Na ist 's Mäusle zum Schuhmacher gangen und hat gsait:

Schuhmacher, mir Toffele! Köche Toffele,
Köche mir Suppe, Mäder Suppe,
Mäder mir Heu, Gais Heu,
Gais mir Horn, Schmid Horn,
Schmid mir Meßer, Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat der Schuhmacher gsait: „wenn Du mir Borst holst.“ Na ist 's Mäusle zur Sau gangen und hat gsait:

Sau mir Borst! Schuhmacher Borst,
Schuhmacher mir Toffele, Köche Toffele,
Köche mir Suppe, Mäder Suppe,
Mäder mir Heu, Gais Heu,
Gais mir Horn, Schmid Horn,
Schmid mir Meßer, Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat d' Sau gesait: „wenn Du mir Kleie holst.“ Na ist's Mäusle zum Müller gangen und hat gsait:

Müller mir Kleie! Sau Kleie,
Sau mir Borſt, Schuhmacher Borſt,
Schuhmacher mir Toffele, Köche Toffele,
Köche mir Suppe, Mäder Suppe,
Mäder mir Heu, Gais Heu,
Gais mir Horn, Schmid Horn,
Schmid mir Meßer, Keller Meßer,
Keller mir Käs, Kätzle Käs,
Kätzle mir mei Schwänzle wieder geä.

Na hat der Müller gſait: „wenn Du mir Waßer holſt.“ Na iſt's Mäusle an Bach gangen und hat wölle Waßer hole. Da iſt's nei gfallen und iſt verſoffe.

---

82. Jokele.

Es ſchickt der Herr des Jokele naus,
Soll die d' Bire ſchüttle;
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr a Hundle naus,
Soll des Jokele beiße.
's Hundle will net 's Jokele beiße,
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr a Prügele naus,
Soll das Hundle ſchlage.
's Prügele will net 's Hundle ſchlage,

's Hundle will net 's Jokele beiße,
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr a Feuerle naus,
Soll das Prügele brenne.
's Feuerle will net 's Prügele brenne,
's Prügele will net 's Hundle ſchlage,
's Hundle will net 's Jokele beiße,
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr 's Wäßerle naus,
Soll das Feuerle löſche.
's Wäßerle will net 's Feuerle löſche,
's Feuerle will net 's Prügele brenne,
's Prügele will net 's Hundle ſchlage,
's Hundle will net 's Jokele beiße,
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr a Oechsle naus,
Soll das Wäßerle ſaufe.
's Oechsle will net 's Wäßerle ſaufe,
's Wäßerle will net 's Feuerle löſche,
's Feuerle will net 's Prügele brenne,
's Prügele will net 's Hundle ſchlage,
's Hundle will net 's Jokele beiße,
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr a Metzgerle naus,
Soll das Oechsle metzge.
's Metzgerle will net 's Oechsle metzge,
's Oechsle will net 's Wäßerle ſaufe,

's Wäßerle will net 's Feuerle löſche,
's Feuerle will net 's Prügele brenne,
's Prügele will net 's Hundle ſchlage,
's Hundle will net 's Jokele beiße,
's Jokele will net d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet net falle.

Schickt der Herr den Henker naus,
Soll das Metzgerle henke.
Henker will ja 's Metzgerle henke,
's Metzgerle will ja 's Oechsle metzge,
's Oechsle will ja 's Wäßerle ſaufe,
's Wäßerle will ja 's Feuerle löſche,
's Feuerle will ja 's Prügele brenne,
's Prügele will ja 's Hundle ſchlage,
's Hundle will ja 's Jokele beiße,
's Jokele will ja d' Bire ſchüttle,
D' Bire wöllet ja falle.

---

83. Wie ein ehrliches Fräulein frühſtückt.

Guter Geſell, ich frage Dich,
„Was fragſt Du mich?"
Was hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den erſten Morgen alleinig?
„Ein Körnlein klein,
Das hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den erſten Morgen alleinig."

Guter Geſell, ich frage Dich,
„Was fragſt Du mich?“
Was hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den zweiten Morgen alleinig?
„Zwei Hanfvögelein,
Ein Körnlein klein,
Das hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den zweiten Morgen alleinig.“

Guter Geſell, ich frage Dich,
„Was fragſt Du mich?“
Was hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den dritten Morgen alleinig?
„Drei Täublein weiß,
Zwei Hanfvögelein,
Ein Körnlein klein,
Das hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Am dritten Morgen alleinig.“

Guter Geſell, ich frage Dich,
„Was fragſt Du mich?“
Was hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den vierten Morgen alleinig?
„Vier Hennen und einen Gockel,
Drei Täublein weiß,
Zwei Hanfvögelein,
Ein Körnlein klein,
Das hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den vierten Morgen alleinig.“

Guter Geſell, ich frage Dich,
„Was fragſt Du mich?“
Was hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den fünften Morgen alleinig?

„Fünf Haasen in einem Pfeffer,
Vier Hennen und einen Gockel,
Drei Täublein weiß,
Zwei Hanfvögelein,
Ein Körnlein klein,
Das hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den fünften Morgen alleinig.“

Guter Gesell, ich frage Dich,
„Was fragst Du mich?“
Was hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den sechsten Morgen alleinig?
„Sechs Paar Ochsen und eine Kuh,
Daran hat's noch nicht genug,
Fünf Haasen in einem Pfeffer,
Vier Hennen und einen Gockel,
Drei Täublein weiß.
Zwei Hanfvögelein,
Ein Körnlein klein,
Das hat ein ehrlichs Fräulein gefreßen
Den sechsten Morgen alleinig.“

---

84. Der Birnbaum auf der Haide.

Draußen auf grünester Haide
Dort steht ein Birebaum, trägt Laub.
Was wächst an selbigem Baume?
Ein wunderschöner Nast! (Ast.)
Nast am Baum, Baum in der Eck.
Draußen auf grünester Haide
Dort steht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt an ſelbigem Aaſte?
Ein wunderſchöner Zweig!
Zweig am Aaſt, Aaſt am Baum,
Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt an ſelbigem Zweige?
Ein wunderſchöner Stiel.
Stiel am Zweig, Zweig am Aaſt,
Aaſt am Baum, Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt an ſelbigem Stiele?
Eine wunderſchöne Bir'.
Bir' am Stiel, Stiel am Zweig,
Zweig am Aaſt, Aaſt am Baum,
Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt an ſelbiger Bire?
Ein wunderſchöner Butz.
Butz an der Bir, Bir am Stiel,
Stiel am Zweig, Zweig am Aaſt,
Aaſt am Baum, Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide,
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt in ſelbigem Butze?
Ein wunderſchönes Neſt.
Neſt im Butz, Butz an der Bir,
Bir' am Stiel, Stiel am Zweig,

Zweig am Naſt, Naſt am Baum,
Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide,
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt in ſelbigem Neſte?
Ein wunderſchönes Ei.
Ei im Neſt, Neſt im Butz,
Butz an der Bir, Bir am Stiel,
Stiel am Zweig, Zweig am Naſt,
Naſt am Baum, Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt in ſelbigem Ei?
Ein wunderſchöner Vogel.
Vogel im Ei, Ei im Neſt,
Neſt im Butz, Butz an der Bir,
Bir am Stiel, Stiel am Zweig,
Zweig am Naſt, Naſt am Baum,
Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

Was wächſt an ſelbigem Vogel?
Ein wunderſchöner Schnabel.
Schnabel am Vogel, Vogel im Ei,
Ei im Neſt, Neſt im Butz,
Butz an der Bir, Bir am Stiel,
Stiel am Zweig, Zweig am Naſt,
Naſt am Baum, Baum in der Eck.
Draußen auf grüneſter Haide,
Dort ſteht ein Birebaum, trägt Laub.

85. Eine Kinder-Predigt.

Heut ſchieß ich einen Haaſen,
Den bring ich meiner Baſen,
Meiner Baſen bring ich ihn,
Auf den Bäumen da wachſen Biren,
Biren wachſen auf den Bäumen,
Aus dem Leder macht man Zäume,
Zäume macht man aus dem Leder,
Die Gänſe hent Federn,
Federn hent die Gäns,
Die Hämmel hent Schwänz,
Schwänz hent die Hämmel,
Und i ſitz auf einem Schemel,
Uf einem Schemel ſitz i,
Die Nadel iſt ſpitzig,
Spitzig iſt die Nadel,
Der Fad' hat en Dradel (iſt zu ſehr gedreht),
En Dradel hat der Faden,
An Oſtern bächt man Fladen,
Fladen bächt man an Oſtern,
Im Wald da fliegen Droſteln,
Droſteln fliegen im Wald,
Im Winter iſt es kalt,
Kalt iſt es im Winter,
Die Hundstäg hol' der Schinder!

86. Noch eine Predigt.

Eins, zwei, drei,
Und alt iſt et neu,
Neu iſt et alt,
Die Gans hat ein'n Darm,
Ein'n Darm hat die Gans,
's Glöckle ſchlägt an,
An ſchlägt 's Glöckle,
's braune Mädle hat a Röckle,
A Röckle hat's braune Mädle,
Der Pflug hat a Rädle,
A Rädle hat der Pflug,
Die Reichen hent gnug,
Gnug hent die Reichen,
Der Weber iſt ein Schleicher,
Ein Schleicher iſt der Weber,
Im Sommer fliegen Käfer,
Käfer fliegen im Sommer,
Der Stier iſt ein Brummler,
Ein Brummler iſt der Stier,
Die ſchwarzbraunen Mädchen gefallen mir.

87. Kinder = Märlein.

Der Reiter reit't a Rößle,
In Stuttgart ſteht a Schlößle,
In Stuttgart ſteht a Guckehaus,
Gucket drei ſchöne Jungfere raus.

Die ein' ſpinnt Seide,
Die ander wickelt Weide,
Die dritt ſpinnt en rothe Rock
Für den liebe Herregott.

Sitzt a Kindle an der Wand,
Hat a Gakele (Ei) in der Hand,
Möcht's gern eßa,
Hat kei Meßer.

Fällt a Meßer oba runter,
Schlägt em Kind ſei Aermle runter;
D' Magd geht zum Balbierer;
's iſt Niemand zu Haus.

D' Katz kehrt d' Stuben aus,
D' Maus trägt de Kutter naus,
Sitzt e Gokeler auf em Dach,
Der hat ſe halba z'kropfet glacht.

88. Was die Gans Alles trägt.

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel?
Federgans!
Ein'n Huſar mitſammt dem Sabel
Trägt die Gans auf ihrem Schnabel,
Federgans.

Was trägt die Gans auf ihrer Haube?
Federgans!
Ein Paar ſchöne Turteltaube
Trägt die Gans auf ihrer Haube,
Federgans.

Was trägt die Gans auf ihrem Halſe?
Federgans!
Eine Kuh mitſammt dem Kalbe
Trägt die Gans auf ihrem Halſe,
Federgans.

Was trägt die Gans auf ihrem Rucken?
Federgans!
Einen Schuſter mitſammt der Brucken (Sitz)
Trägt die Gans auf ihrem Rucken,
Federgans.

Was trägt die Gans auf ihrem Bauche?
Federgans!
Einen Küfer mitſammt dem Schlauche
Trägt die Gans auf ihrem Bauche,
Federgans.

Was trägt die Gans auf ihrem Schwanze,
Federgans!
Eine Braut mitsammt dem Kranze
Trägt die Gans auf ihrem Schwanze,
Federgans.

---

89. Der Brief im Ei.

Es war einmal ein schöner Garten,
Hier ein Garten, da ein Garten,
War es nicht ein schöner Garten!

In dem Garten war ein Baum,
Hier ein Baum, da ein Baum,
War es nicht ein schöner Baum!

In dem Baum da war ein Nest,
Hier ein Nest, da ein Nest,
War es nicht ein schönes Nest!

In dem Nest da war ein Vogel,
Hier ein Vogel, da ein Vogel,
Was es nicht ein schöner Vogel!

In dem Vogel war ein Ei,
Hier ein Ei, da ein Ei,
War es nicht ein schönes Ei!

In dem Ei da war ein Dotter,
Hier ein Dotter, da ein Dotter,
War es nicht ein schöner Dotter!

In dem Dotter war ein Brief,
Hier ein Brief, da ein Brief,
War es nicht ein ſchöner Brief!

In dem Briefe ſtand geſchrieben:
Jedermann ſoll Jeſus lieben!

---

90. Die ſchmale Brücke.

Es war einmal ein Schäfer, der hatte eine große große Schaafheerde, mit der zog er fort über Berg und Thal, weit in die Welt hinaus. Da kam er an ein tiefes Waßer, über das führte zum Glück eine Brücke; die Brücke aber war ſo winzig klein und ſchmal, daß immer nur ein einzig Schaaf hinübergehen konnte; und eher durfte nie eins von den übrigen Schaafen das ſchmale Brücklein auch nur betreten, als bis das andre Schaaf drüben war; denn ſonſt hätte das Brücklein leicht brechen können. Da kannſt Du wohl denken, wie lange das dauert, ehe die vielen vielen Schaafe alle hinüber kommen. — Ja, ſiehſt Du, und jetzt müßen wir ganz ruhig ſo lange warten, bis ſie alle mit dem Schäfer drüben ſind; das wird wohl noch eine Weile dauern, und dann will ich die Geſchichte von dem Schäfer und ſeiner großen großen Schaafheerde Dir weiter erzählen.

„Ich möcht' mich der wunderſamen Hiſtorien, ſo ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie ſie mir vorkommen ſind in meinem Leben, nicht entſchlagen, um kein Gold."

Luther.

Anmerkungen.

Digitized by Google

1. Der Schäfer und die drei Riesen. Mündlich aus dem würtembergischen Oberlande. In denselben Kreis gehören Nr. 5. 29. 58. Verwandt ist bei Müllenhoff: Sagen u. s. w. aus Schleswig-Holstein, das Märchen vom Kupferberg, Silberberg und Goldberg, S. 432. In den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm entspricht Nr. 165. vgl. Nr. 60.

2. Das Vöglein auf der Eiche. Mündlich aus Derendingen. Verwandt ist das weit vollständigere Märchen der Brüder Grimm, Nr. 47: „Van den Machandelboom."

3. Der Räuber und die Hausthiere. Mündlich aus Derendingen von einem Handwerker, der dieß Märchen in Zürich gehört hatte. Verwandt ist in der Grimm'schen Sammlung Nr. 27, die Bremer Stadtmusikanten; Nr. 10, das Lumpengesindel und Nr. 41, Herr Korbes.

4. Aschengrittel. Mündlich aus Schwäbisch-Hall. Bei Geiler von Kaisersberg findet sich der Ausdruck Eschengrüdel für einen verachteten Küchenknecht. Vgl. die andere Erzählung: Eschenfidle, Nr. 43. In Grimm's Kinder-Märchen entspricht „Aschenputtel," Nr. 21. Im Italienischen, im Pentamerone das Basile I. Nr. 6, das Aschenkätzchen.

5. Der kranke König und seine drei Söhne. Mündlich aus dem würtembergischen Oberlande, aus der Gegend von Ulm. Bei Grimm entspricht Nr. 57, der goldene Vogel, besonders eine Erzählung in den Anmerkungen dazu, und bei Wolf, deutsche Hausmärchen: „die Königstochter in Muntserrat." Verwandt ist auch bei Grimm Nr. 97, das Waßer des Lebens, und in 1001 Nacht: der Sultan von Jemen und seine drei Söhne, Nacht 483—486 bei Habicht und v. d. Hagen.

6. Donner, Blitz und Wetter. Mündlich aus Kirchheim an der Teck. Wahrscheinlich sind hier drei verschiedene Götter ursprünglich gemeint mit drei verschiedenen Spielen, während jetzt Donner und Blitz Dasselbe treiben. Der Donnergott ist hier gar nicht zu verkennen.

Thor's Hammer (der Donnerkeil) hatte die Eigenschaft, daß er immer von selbst wieder in die Hand des Werfenden zurückkam wie hier die Kegelkugel. Zu beachten sind die Redensarten: Petrus kegelt und ähnliche, wenn es donnert. Vgl. bei Grimm die Bienenkönigin.

7. Von drei Schwänen. Mündlich aus Bühl. In Grimm's Kinder-Märchen entspricht im Allgemeinen Nr. 49, die sechs Schwäne; bei Wolf, deutsche Hausmärchen, S. 217, von der schönen Schwanenjungfer. In 1001 Nacht die Geschichte Asems und der Geisterkönigin, Nacht 455—457 der deutschen Uebersetzung von Habicht und Hagen.

8. Die vier Brüder. Mündlich aus Derendingen. In Grimm's Märchen ist verwandt Nr. 71, Sechse kommen durch die ganze Welt, und die sechs Diener; vgl. auch daselbst: das Waßer des Lebens; ferner in der Fortsetzung der 1001 Nacht von Chavis und Cazotte Bd. 8. die Geschichte des Hauptmanns „Bergspalter" und seiner Gefährten. Wie unser Hans trägt auch Simson ein ganzes Stadtthor fort.

9. Die Schultheißen-Wahl. Mündlich aus Derendingen. Auch sonst sehr bekannt, mit abweichenden Reimen.

10. Hans und der Teufel. Mündlich aus Bühl. Verwandt ist in den norwegischen Volksmärchen von Asbjörnsen und Moe, deutsch von Bresemann, 1847, Nr. 21 im 1. Bd., vom Schmid, der den Teufel nicht in den Himmel laßen durfte.

11. Christus und Petrus auf Reisen. Mündlich aus Bühl.

12. Die drei Schwestern. Mündlich aus Derendingen. Derselbe Schwank findet sich schon in Pauli's „Schimpf (= Scherz) und Ernst" aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

13. Die Sonne wird Dich verrathen. Mündlich aus Dußlingen. In Grimm's Märchen: „die klare Sonne bringt's an den Tag." Zu Grunde liegt hier wohl die uralte Idee von der göttlichen Natur der Sonne," die Alles durchschaut und die Menschen erspäht," wie es im Indischen, im Rigveda heißt.

14. Der Löwe, der Bär und die Schlange. Mündlich aus Bühl. Die Gesta Romanorum enthalten eine verwandte Erzählung; vgl. Grimm's Kinder-Märchen, Bd. 3. S. 375, und das deutsche Märchen von den treuen Thieren. Im Pentamerone entspricht Nr. 25, Käfer, Maus, Grille, und Nr. 31, Hahnenstein. In denselben Kreis gehört ferner in 1001 Nacht die Geschichte des Prinzen von Sind und der Fatime, Nacht 489 bei Habicht und v. d. Hagen.

15. Der Spielmann und die Wanzen. Mündlich aus Derendingen und sonst sehr bekannt.

16. Der Räuber Matthes. Mündlich aus Rotenburg a. Neckar und aus Bühl. — In der Erzählung aus Bühl ist die Verschreibung des Kindes nicht motivirt; es heißt bloß: ein fremder Herr habe den Mann dazu genöthigt. Auch wird hier die Scene nicht an einen bestimmten Ort verlegt. — Ein verwandtes Märchen steht in Mone's Anzeiger, 1837, S. 399. und ein walachisches in der Sammlung von Schott, Nr. 15, „der Versöhnungsbaum." Ferner gehört hieher der erste Theil des Märchens: „die eisernen Stiefel" bei Wolf, S. 198. — Der Stab, den der Knabe bekommt, ist der Stab des Wunsches, (Wünschelrute) und mahnt an den goldenen Friedensstab Merkurs, an den Caduceus, und näher noch an unsere Springwurzel, vor der alle Schlösser und Thüren sich öffnen. Sonst verleiht Wuotan diese Wunschdinge. Aber auch die alte Frick (d. i. Frigga, Wuotans Gemahlin) hat in dem ersten Märchen in Kuhn's Norddeutschen Sagen u. s. w. einen solchen Zauberstab. Statt ihrer wird in der christlichen Erzählung Maria genannt.

17. Die goldene Ente. Mündlich aus Derendingen. Bei Grimm entspricht Nr. 64, die goldene Gans. In Bechstein's Märchenbuch: Schwan, kleb an! Im Allgemeinen gehört dahin auch bei Wolf: „der Geiger und seine drei Gesellen," (Laufer, Bläser, Träger) mit deren Hülfe er eine Prinzessin gewinnt, indem er durch sein Spiel drei Schweine tanzen läßt und die Prinzessin dadurch zum Lachen bringt.

18. Der Büttel im Himmel. Mündlich aus dem Schwarzwalde.

19. Das Posthorn. Mündlich aus dem Schwarzwalde. Auch in Münchhausens Reisen, nach Volkserzählungen.

20. Der Himmelsreisende. Mündlich aus Bühl. In einer zweiten Erzählung wird statt des Sohnes der zweite Mann der Frau genannt. Er läßt sich ebenso anführen und gesteht zuletzt seiner Frau: „Du bist dumm, aber ich bin noch dummer." Eine dritte Erzählung aus Tübingen lautet so:

Es war einmal eine Frau, die kochte ihrem Manne Tag aus Tag ein nichts als Aepfelschnitzen und Speck. Da sagte der Mann ihr eines Tags: koch doch auch einmal etwas anders und heb die Schnitz' auf bis der lange Frühling kommt. Das hörte ein Fremder, der ein großer Mann war, hieng einen langen Sack um die Schulter und gieng zu der Frau. Wie die ihn sah, fragte sie: ob er der lange Frühling sei?

Ja, der sei er, sagte der Mann. Da gab ihm die Frau den ganzen Vorrath von Speck und Schnitzen, den sie noch hatte. — Der Mann gieng damit fort, und als er auf die Straße kam, blieb er stehen und guckte und guckte auf Einer Stelle in die Höhe, als wollte er ein Loch in den Himmel gucken. Das sah eine andre Frau und fragte ihn: was er da in der Luft suche? Ach, sagte der Mann, ich bin eben vom Himmel herabgestiegen und sehe nur genau zu, wo ich hergekommen bin, daß ich später den Weg wieder finde. Nun erkundigte sich die Frau und fragte, ob er auch ihren verstorbenen Hans Jörg kenne. „Ei freilich," sagte er. „Und wie geht's ihm denn?" „Er ist wohl auf," sagte der Mann, „aber der Verdienst ist schlecht; er hat halt kein Geld und sein Zeug sieht arg verrißen aus." Da gab ihm die Frau Geld und ein Dutzend Hemden für ihren Hans Jörg im Himmel, und der Reisende versprach, daß er Alles auf's Beste besorgen wolle, hat sich aber nie wieder blicken laßen.

In Westfalen (Schaumburg-Lippe) und sonst ist das Märchen bekannt. Vgl. auch Müllenhoff, Sagen u. s. w. aus Schleswig-Holstein. S. 413 ff. Norwegische Volksmärchen von Asbjörnsen und Moe, Bd. 1, Nr. 10: Es gibt noch mehr solche Weiber. Das genau entsprechende walachische enthält die Sammlung der walachischen Märchen von Schott, 1845, Nr. 45, die Botschaft vom Himmel. — Zu Grunde liegen vielleicht die alten Mythen über die Wanderungen der Götter auf Erden, die hier aber, nachdem sie nicht mehr geglaubt wurden, ihrer göttlichen Natur entkleidet, in einen Schwank rationalistisch aufgelöst erscheinen.

21. Der dumme Hans. Mündlich aus Bühl und Owen.

22. Fläschlein, thu deine Pflicht. Mündlich aus Lustnau. Es geht die Sage, daß Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim durch eine Goldtinktur jenes eingemauerte Fläschlein entdeckt und herausgezaubert habe; dadurch, sagt man, habe er allen Menschen helfen können und sei ein so berühmter Doktor geworden. — Verwandt ist in Grimm's Kinder-Märchen: Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack. Nr. 36. Ferner Nr. 54, der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein. Vgl. auch: der Geist im Glas, und dazu die Anmerkungen im 3. Bd. Im Pentamerone des Basile entspricht: der wilde Mann. In den norwegischen Volksmärchen von Asbjörnsen und Moe I. Nr. 7; von dem Burschen, der zu dem Nordwind gieng und das Mehl zurückforderte. Ferner ein walachisches Märchen bei Schott,

Nr. 20, die Wundergaben. — In 1001 Nacht die Wunderlampe in der Geſchichte von Aladdin, Nacht 316—348 bei Habicht.

23. Der arme Fiſcher. Mündlich aus Bühl. Anfang und Ende haben allgemeine Aehnlichkeit mit dem Märchen „von dem Fiſcher und ſine Fru," Nr. 19 bei Grimm. Vgl. Kuhn und Schwarz, norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 337, Nr. 10, die beiden gleichen Brüder. Unſre Erzählung iſt wohl nicht ohne Einfluß der „Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte" in 1001 Nacht entſtanden. Vgl. die Ueberſetzung von Habicht und Hagen, Nacht 8—11. 22. 31.

24. Die Rübe im Schwarzwalde. Mündlich aus dem Schwarzwalde. Vgl. in Grimm's Kinder-Märchen: der Dreſchflegel im Himmel, und die Rübe.

25. Der Sohn des Kohlenbrenners. Mündlich aus der Gegend von Ulm.

26. Der Schäfer und die drei Jungfrauen. Mündlich aus Derendingen. Die Erzählung gehört eher zu den Sagen, als zu den Märchen, in denen ſolche Erlöſungen in der Regel glücklich ausgehen, was in den mehr geſchichtlichen Sagen ſehr ſelten der Fall iſt. Weil ſich aber die obige Erzählung an keine beſtimmte Oertlichkeit knüpft, habe ich ſie unter die Märchen geſtellt.

27. So lieb wie das Salz. Mündlich aus Derendingen.

28. Hans ohne Sorgen. Mündlich aus Derendingen. Eine zweite Erzählung aus Bühl heißt: „der Biſchof ohne Kreuz." Dieß hatte ein Biſchof über ſeine Hausthür ſetzen laßen. Als der König das las, dachte er, wart, ich will Dir ſchon ein Kreuz aufladen, und ließ den Biſchof kommen und legte ihm drei Fragen vor: 1) Wie weit iſt es in den Himmel? 2) Wie tief iſt das Meer? 3) Wie viel Laub hat deine Linde? Dieſe drei Fragen ſollte ihm der Biſchof in drei Tagen beantworten; könnte er es aber nicht, ſo ſollte ihm der Kopf abgeſchlagen werden, ſagte der König. — Da hatte der Biſchof Kreuz genug; denn er mochte ſich beſinnen, wie er wollte, ſo brachte er doch nichts heraus. Da fragte ihn ſein Schäfer, weshalb er ſo traurig ſei. Er will's erſt nicht ſagen. Allein wie der Mann ihn zum dritten Mal fragte und ſeine Angſt immer größer wurde, geſteht er ihm Alles. Der Schäfer übernimmt dann die Beantwortung der Fragen und geht in den Kleidern des Biſchofs ſofort zum Könige. Der ſah zwar wohl, daß es nicht der rechte Mann war, wollte aber doch hören, was er zu ſagen wiße und fragte: Nun, wie weit iſt's in den Himmel? Sprach jener:

„eine Tagreiſe; denn es iſt noch Niemand unterwegs über Nacht geblieben.“ Und wie tief iſt das Meer? „Einen Steinwurf tief; denn wenn man einen Stein hineinwirft, ſo kommt er ſicher auf den Grund.“ Und wie viel Laub hat des Biſchofs Linde? „Grad ſo viel Blätter als ſie Stiele hat,“ ſprach der Schäfer. Der König war damit zufrieden und fragte weiter: „jetzt kannſt Du mir wohl auch noch ſagen, wie weit es iſt bis zur Armuth.“ Der Schäfer ſprach: „Eine Stunde weit; denn vor einer Stunde war ich noch ein armer Schäfer, nun aber bin ich Biſchof.“ „So ſollſt Du es auch bleiben,“ ſagte der König, und wer Schäfer iſt, ſoll Schäfer bleiben.“ Und ſo iſt es auch geſchehen. — Vgl. Bürger's bekanntes Gedicht und die zu Grunde liegende engliſche Erzählung: der König Johann und der Abt von Canterbury“ in den altſchottiſchen und altengliſchen Balladen, bearbeitet von W. Doenniges, 1852, S. 152 ff.

29. Hans und die Königstochter. Mündlich aus dem würtembergiſchen Oberlande. Hier nimmt Hans für kurze Zeit wie der Sohn des Kohlenbrenners Nr. 25, die Stelle eines männlichen Aſchenputtel oder Aſchenbrödel ein. Der Zug, daß ſich der wirkliche Sieger durch die abgeſchnittene Zunge ausweiſt, kommt öfters vor. Vgl. Nr. 58. Hans trennt ſich von der Königstochter wie Sigurd, der Drachentödter von der befreiten Brynhild. Ebenſo Nr. 58. — Verwandt iſt bei Wolf, S. 369, der Hinkelhirt (Hühnerhirt) der auf drei verſchiedenen Pferden eine Prinzeſſin von einem dreiköpfigen Drachen erlöſt, dann dreimal in einem Ringſtechen ſiegt und zuletzt an einer Wunde erkannt wird, wie bei mir in Nr. 1, der Schäfer und die drei Rieſen. Vgl. bei Grimm Nr. 60. die zwei Brüder. Eine zweite Erzählung aus Bühl hat manches Eigenthümliche:

Ein reicher Bauer hatte drei Söhne; von denen giengen zwei oft in's Wirthshaus; ſo oft ſie aber etwas ſagen wollten, hieß es immer: was wißt denn ihr? ihr ſeid ja noch nie hinter euers Vaters Brodtiſch weggekommen. Darüber ärgerten ſie ſich ſo, daß ſie endlich ihren Vater baten, er möge ſie reiſen laßen. Der Vater erlaubt es. Da will auch Hans, der jüngſte, mit, obwohl er ſonſt nie aus dem Hauſe gekommen war. Sie ziehen mit einander aus, verſtecken ihre Rohrſtöcke und machen aus, wer zuerſt heimkomme, der ſolle die Stöcke mitnehmen. Die Brüder ziehen zur Rechten und zur Linken, der Hans aber grad aus und kommt durch zwei Königreiche; in dem letztern findet er Arbeit und kriegt die Schaafe des Königs zu hüten. Das verſtand

er aber so gut, daß er die Schaafe exerciren ließ. Als er nun gegen Abend heimkam und die Schaafe alle aufrecht auf den Hinterbeinen giengen und im Schritt und Takt: „Eins, zwei!“ aufmarschirten, da mußte der König und Alles, was im Schloße war, laut lachen. Der König läßt ihn kommen und fragt ihn, wie er heiße? „Grad so wie mein Vater,“ sagt der Hans. „Wie heißt denn dein Vater?“ fragt der König. „Grad so wie ich,“ sagt Hans, so daß der König lachte und ihn gehen ließ. Nun verbot ihm aber der König einen Garten, darin seien drei Riesen, die würden ihn freßen. Das reizte aber den Hans, daß er gleich am andern Morgen mit seinen Schaafen dorthin marschirte. „Ich bin der Hans-fürcht-di-nit, so g'schieht-dir-nichts! und will doch sehen, wer mir da was thun könnte,“ sagte er. Aber Mittags kam ein großer Riese; Hans stellt sich auf einen Steinhaufen, läßt den Riesen nah kommen und ersticht ihn dann mit seinem kleinen Schwerte und schneidet ihm die Zunge ab. Ebenso macht er es noch zwei andern Riesen, die aber noch größer waren, als der erste. Der letzte hatte ein Bund Schlüßel bei sich; das nimmt Hans und sieht ein Schloß und hört Holz hauen und sägen und arbeiten um das Schloß herum. Das waren die Sclaven der Riesen. In dem Schloß trifft er die Tochter des Königs, die er erlöst hat, schickt die Sclaven nach Haus bis auf einen, der ihm das Schloß hüten muß. Ebenso entläßt er die Prinzeß zu ihrem Vater, während er mit seinen Schaafen heimkehrt. Indes zwingt der Mundschenk die Prinzessin, die er unterwegs trifft, zu sagen, daß er die Riesen erlegt habe. Nun läßt der König bekannt machen, wer in einem Ringstechen Sieger werde, der solle die Prinzessin zur Frau bekommen. Allein Niemand kann es. Hans, der Morgens mit seinen Schaafen exercirend ausgerückt war, geht in das befreite Schloß, läßt von dem Diener sich ein schönes Pferd und einen weißen Anzug bringen und reitet hin und siegt und geht unerkannt wieder fort. Ebenso das zweite Mal in einem blauen Anzuge und das dritte Mal in einem königlichen Kleide. Dann geht er in seiner Schäfertracht zu seinem Vater und muß dort die Gänse hüten. — Eines Abends, wie er mit den Gänsen heimzieht und auf einer Gais wie gewöhnlich hinter drein reitet, kommt der älteste Bruder in einem schönen Wagen daher gefahren. Hans erkennt ihn und grüßt ihn vergnügt; er aber sagt: „Ich habe keinen Gänsehirten zum Bruder,“ und will nichts von ihm wißen. Da ruft Hans: „Hettelse, Hettelse!“ (so lockt man gewöhnlich die Gais oder Hettel,) worauf alle Gänse sich erheben

und vor den Wagen fliegen, so daß der stolze Bruder nun langsam bis an sein elterliches Haus hinter den Gänsen her fahren muß, während Hans ganz lustig auf seiner Gais reitet. Ebenso machte er es bald darauf auch dem zweiten Bruder, der aus der Fremde heimkehrte und sich viel vornehmer dünkte, als Hans, der Gänsehirt.

Mittlerweile hatte die Prinzessin sich aufgemacht, um ihren Erretter selbst aufzusuchen und zog von Land zu Land, bis daß sie endlich auch zu Hans kam. Beide erkannten sich sogleich, und die Prinzessin merkte wohl, daß er nur vor den Leuten sich so verstellte und lachte daher über die Maßen bei all den Thorheiten und Tollheiten, die er machte. So warf er mehrmals die Eßschüßeln, die er auftragen sollte, auf den Boden. Als er zur Strafe dafür in den Gänsestall gesperrt wird, schlachtet er alle Gänse; als er darauf in den Keller geworfen wird, öffnet er alle Weinfäßer und läßt sie auslaufen. Dafür bekommt er von den Brüdern einen Buckelvoll Schläge, tröstet sich aber, daß er die Nacht bei der Prinzessin schlafen dürfe. Am andern Morgen erscheint er in seinem königlichen Anzuge, gibt seinem Vater 200 Mann Einquartirung, läßt seinen Brüdern die Schläge heimgeben und zieht dann mit seiner Prinzessin fort und bekommt mit ihr zugleich ein ganzes Königthum.

Die exercirenden Schaafe kommen auch in einem Märchen bei Wolf. S. 327 vor.

30. Die Brautschau. Mündlich aus Derendingen. Ebenso in Grimm's Kinder-Märchen: die Brautschau. Vgl. Müllenhoff's Sagen, Märchen u. s. w. S. 413 und 586.

31. Das Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht. Mündlich aus dem würtembergischen Oberlande. Durch die vier wunderbar begabten Gesellen: den Schützen, den Langohr, den Schnell-Läufer und den Zapfenmann oder Vielfraß hat es Verwandtschaft mit den vier Brüdern in Nr. 8. — Dasselbe Märchen ist im Ditmarschen bekannt, wie Müllenhoff, a. a. O. S. 357 Not. bemerkt. Verwandt ist ebenda Rinroth, S. 453 ff. Vgl. Grimm's Märchen, Nr. 64. Noch näher entspricht eine Erzählung in Wolf's deutschen Märchen und Sagen, Nr. 25. und im Norwegischen bei Asbjörnsen und Moe 1. Bd. Nr. 24. Hier bekommt Lillekort ein Schiff, das über Süßwaßer und Salzwaßer, über Berg' und tiefe Thäler fährt. — Der altnordische Gott Freir, deutsch Fro (der erfreuende), der Gott der Fruchtbarkeit, des Friedens u. s. w. erhielt ebenso von kunstfertigen Zwergen ein

wunderbares Schiff, das ſich wie ein Tuch zuſammenfalten ließ. Vgl. Grimm's deutſche Mythologie I. S. 197.

32. Die zwölf Geiſter im Schloße. Mündlich aus Tübingen.

33. Der angeführte Teufel. Mündlich aus Derendingen.

34. Der Schneider und die Sündflut. Mündlich aus Wurmlingen.

35. Der Schneider im Himmel. Mündlich aus Wurmlingen. Verwandt iſt in Grimm's Kinder-Märchen Nr. 35, der Schneider im Himmel. Vgl. Wolf's deutſche Sagen und Märchen Nr. 16, Jan im Himmel. — Nach heidniſcher Vorſtellung hatte Odhin einen Thron, von dem aus er Alles ſehen und hören konnte, was auf Erden vorgieng. Dieſer Thron heißt Hlid-ſkialf, d. i. Thürbank. Grimm's Mythologie, S. 124 ff.

36. Die Tochter des Armen und das ſchwarze Männlein. Mündlich aus Derendingen. Verwandt iſt in Grimm's Kinder-Märchen Nr. 3, das Marienkind, beſonders die Erzählung in den Anmerkungen. In den norwegiſchen Volksmärchen von Asbjörnſen und Moe 1. Bd. Nr. 8, die Jungfrau Maria als Gevatterin. Hier wird das Mädchen aus dem Himmel verſtoßen und wird ſtumm, weil ſie drei verbotene Thüren geöffnet und einen Stern nebſt Sonne und Mond hatte herausſchlüpfen laßen. Wegen ihrer Schönheit heirathet ſie ein Prinz. Ihre drei Kinder holt aber die Gevatterin. Doch als ſie deshalb verbrannt werden ſoll, gibt Maria ihr die Kinder nebſt der Sprache wieder.

37. Das tapfere Schneiderlein. Mündlich aus Heubach. Mehrfach abweichend und ausführlicher in den Märchen der Brüder Grimm, Nr. 20. In Kuhn's märkiſchen Sagen das 11te Märchen.

38. König Blaubart. Mündlich aus dem würtembergiſchen Oberlande. Verwandt iſt der Räuberhauptmann und die drei Müllerstöchter, Nr. 63. Daſſelbe Märchen im Franzöſiſchen bei Perrault, le barbe bleue. — Das Verbot eines Zimmers oder auch mehrer, kommt öfters vor, z. B. bei Grimm im Marienkind, wo die 13te Himmelsthür verboten wird; ferner im treuen Johannes. Ebenſo in 1001 Nacht, in der Erzählung des dritten Kalenders von dem Magnetberge, Nacht 57—66 bei Habicht und v. d. Hagen. Zuweilen ſollte durch dieſe Enthaltſamkeit wohl wie in Nr. 36 eine Erlöſung bewirkt werden. Urſprünglich aber läßt ſich in der verbotenen Zimmerthür Odhin's Hochſitz nicht verkennen. Das „rothe" Gold der Märchen, das hier in einem Keßel kocht und von dem Finger, der es berührt hat, nicht wegzubringen iſt,

entſpricht ganz dem rothen, unvertilgbaren Blut der Räubergeſchichten. — Die Pfeife, deren Schall die Wälder bewegt und die entfernten Brüder zum Beiſtande aufruft, mahnt an Heimdalls Giallarhorn, deſſen Klang in allen Welten gehört wird und die Götter zum letzten Kampfe zuſammenbläſt.

39. Der Engel auf Erden. Mündlich aus Kuſterdingen. Es erinnert an die Wanderungen der Götter wie folgende Erzählung.

40. Der Arme und der Reiche. Mündlich aus Bühl. In Grimm's Märchen entſpricht Nr. 87, wo der Reiche ebenfalls drei Wünſche thun darf, die aber alle zu ſeinem Nachtheil ausſchlagen, wie in der andern ſchwäbiſchen Erzählung Nr. 65. Vgl. auch bei Hebel: „drei Wünſche." Chriſtus, für den ſonſt auch der liebe Gott genannt wird, vertritt hier die Stelle Wuotans, des Wunſch-Gottes.

41. Der Müller Hillenbrand. Mündlich aus Derendingen. Vollſtändiger bei Grimm: der alte Hildebrand.

42. Der Sohn des Kaufmanns. Mündlich aus dem Oberlande. Bei Wolf entſpricht des Todten Dank, S. 243. Eine entfernte Verwandtſchaft hat der „Dummling" in den Nächten des Strapparola. Vgl. die Kinder-Märchen der Brüder Grimm, Bd. 3. S. 275.

43. Eſchenfidle. Mündlich aus Heubach; es iſt nur eine andre Ausführung von Aſchengrittel Nr. 4. (Für den Ausdruck: Eſchenfidle d. i. Aſchenarſch, vgl. Aberſel, Abärſchel für einen Aſchenbrödel.) In den norwegiſchen Volksmärchen von Asbjörnſen und Moe entſpricht im 1. Bde. Nr. 19, Kari Träſtak (d. i. Holzrock). Der Baum unſers Märchens erinnert an die fünf Bäume in Indra's himmliſchem Paradieſe, die jeden Wunſch gewährten.

44. Der erlöſte Kapuziner. Mündlich aus Bühl.

45. Der Kloſterbarbier. Mündlich aus Bühl. Muſäus hat ein ähnliches Märchen in die Erzählung: „Stumme Liebe" verflochten.

46. Die ſchwarzen Männlein. Mündlich aus Tübingen. Vgl. Mone's Anzeiger, 1839. S. 183.

47. Wie ein Schneider von Einer Elle Tuch fünf Viertel geſtohlen. Mündlich aus Dußlingen.

48. Die junge Gräfin und die Waßerfrau. Mündlich aus Heubach. Verwandt iſt in Grimm's Märchen Nr. 65, Allerlei-Rauch. Im Norwegiſchen bei Asbjörnſen und Moe 1. Bd. Nr. 19, Kari Träſtak. Im Pentamerone II, 6. die Bärin. Vgl. auch Aſchengrittel und Eſchenfidle.

49. Die drei Raben. Mündlich aus Bühl. Bei Grimm entsprechen: die sieben Raben, Nr. 25. Die zwölf Brüder, Nr. 49, und die sechs Schwäne Nr. 9. In den märkischen Sagen von Kuhn, das Märchen Nr. 10: vom Mädchen, das seine Brüder sucht. Ferner Sagen, Märchen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen von E. Sommer, Nr. 11, die beiden Raben. Im Norwegischen bei Asbjörnsen und Moe Bd. 2, Nr. 3, die zwölf wilden Enten. Im Pentamerone Nr. 38, die sieben Tauben.

50. Der Schatz im Keller. Mündlich aus Derendingen. Verwandt sind die zwölf Geister im Schloß Nr. 32. Der erlöste Kapuziner Nr. 44. und der Klosterbarbier Nr. 45.

51. Der faule Frieder. Mündlich aus Dußlingen.

52. Hans holt sich eine Frau. Mündlich aus Bühl. In Grimm's Märchen entspricht Nr. 32, der gescheidte Hans.

53. Simson, thu dich auf. Mündlich aus Pfullingen. Leider unvollständig. Die Bedeutung der Königin, wer sie eigentlich gewesen u. s. w., war der Erzählerin nicht mehr klar. In Grimm's Märchen entspricht der Simelisberg, worin 12 Räuber hausen. Das Märchen scheint aus einer deutschen Zwergsage entstanden zu sein, jedoch wohl nicht ohne Einwirkung der arabischen Erzählung von den 40 Räubern. Der Name „Semsi" (bei Grimm) und Simson erinnern zu stark an den arabischen Felsen Sesam. Vgl. 1001 Nacht, 374—386.

54. Der lustige Ferdinand, oder der Goldhirsch. Mündlich aus Bühl. In Wolf's deutschen Hausmärchen stimmt damit überein „der goldene Hirsch." Wahrscheinlich liegt ein alter Göttermythus zu Grunde, dessen Deutung ich im Folgenden kurz versuchen will.

Der goldene Hirsch wäre wohl mit dem goldborstigen Eber zu vergleichen, den der nordische Freir, der deutsche Fro, besitzt, zumal auch sonst der Hirsch, wie es scheint, dem Freir als dem Gott der Jagd heilig war. Dieser Gott, heißt es in der Edda: „herrscht über Regen und Sonnenschein und über das Wachsthum der Erde; ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden." Freir ist nicht eigentlich Sonnengott, obwohl er in inniger Beziehung zur Sonne steht. Er ist vielmehr die in den Erdschooß herabstrahlende, die Winterriesen besiegende und die Erde befruchtende Sonnenkraft; oder, er ist die die Erde durchdringende Zeugungskraft der Sonne, eine Anschauung, welche der goldborstige, erdwühlende Eber trefflich symbolisirt. Seine Gemahlin Gerda, deren

Bruder Beli er erſchlagen, erſcheint als eines Rieſen Tochter, die von ihren Verwandten zurückgehalten wird (vgl. Skirnirs Fahrt Str. 12) und nur gezwungen dem übermächtigen Gotte ſich verſpricht und dann in dem Hain Barri, d. i. dem grünenden (alſo im Frühling) ihre Vermählung mit ihm feiert. Vgl. die Edda, überſetzt von Simrock, S. 348 ff. Gerda iſt wohl nur eine andre Form der mütterlichen Erde überhaupt, der Nerthus bei Tacitus, die ſchon ihrem Namen nach mit Freir's Vater, Niördr, identiſch iſt. — (Niördr beherrſcht den Gang des Windes, ſtillt Meer und Feuer. Schiffer und Fiſcher rufen ihn beſonders an. Das Wort entſpricht genau dem ſanskritiſchen Nritu, Tänzer, Stürmer, in den Veda's ein häufiges Beiwort Indra's und der Maruts, der verheerenden Winde. Auch Nritû (Nominativ Nritûs) als Erde kommt im Wörterbuch bei Wilſon vor und ſtimmt vollkommen zu Nerthus, obwohl das Wort als männlich bezeichnet iſt.) — Zu beachten iſt für die Deutung jenes Mythus die ſchwediſche Sitte, daß Freir's verhüllter Wagen (hier wohl ſein Hochzeitswagen) im Frühjahr durch das Land gezogen wurde, ganz wie es Tacitus von der terra mater erzählt. So erklärt ſich nun die große Schönheit der Geliebten des Freir, indem die Luft und alle Waßer vom Scheine ihrer weißen Arme widerſtrahlen, wobei wir gewiß nicht an den „Nordſchein," ſondern eher an den glänzenden Blüthenſchmuck des Frühlings zu denken haben. — Das ſchöne Eddalied, Skirnisför, ſtellt die glückliche Werbung Freir's um die ſchöne Rieſentochter durch ſeinen Diener Skirnir dar. Daſſelbe Thema enthält wahrſcheinlich auch das räthſelhafte Lied von Fiölſwidr. Ein Fremdling, Swipdagr, (d. i. Schnelltag) der Sohn Solbiarts (des Sonnenglänzenden) kommt unter dem Namen Windkaldr (der Windkalte) zu der hohen, von zwei Hunden gehüteten feſten Burg, wo in einem von Flammen (d. i. von Gold vgl. Str. 5) umſchlungenen Saale ſeine Verlobte Menglada (die Schmuckfrohe) wohnt (vgl. Skirnirs Fahrt Str. 8. 9. 11.). — Der Wächter der Burg, Fiölſwidr (Vielwißer) beantwortet all ſeine Fragen und meldet ihn dann bei ſeiner Herrin. Er entſpricht Freir's Diener Skirnir. — Die Hunde ſchmeicheln dem Gaſte, die Thüren thun ſich ihm auf und die Geliebte, die lang ſeine Rückkehr erwartet hat, erkennt und empfängt ihn mit offenen Armen. Während das andre Lied Freir's erſte Verbindung mit Gerda feiert, ſcheint dieß zweite ſeine Rückkehr und erneute Vermählung mit der im Winter verlaßenen Gattin darzuſtellen, wobei die einzelnen Nebenzüge minder weſentlich ſind und

wohl nur eine entfernte Beziehung zu dem urſprünglichen Naturmythus haben.

Hier ſei nur noch kurz angemerkt, daß unſer Märchen die Elemente des eddiſchen Mythus, wie es ſcheint, vollſtändig enthält. Der goldborſtige Eber wie der goldene Hirſch mit ſeinem Geweih werden die ſtrahlende Sonnenkraft des Freir oder überhaupt den Gott der Fruchtbarkeit vorſtellen. Die Königstochter wird gehütet und abgeſperrt wie Gerda in ihren umflammten, umzäunten und von wüthenden Hunden bewachten Saale; aber der in dem Goldhirſch verborgene fröhliche Soldat findet den Weg zu ihrem Herzen und Schooße und befruchtet ſie. Zu beachten iſt, daß der luſtige Ferdinand gerade ein ganzes Jahr gebraucht, aber 6 Monate lang ſich um die Prinzeſſin nicht kümmert, was vielleicht eine Beziehung auf den natürlichen Verlauf der beiden großen Jahreshälften hat. Auch der Zug, daß der Goldhirſch Muſik macht, iſt wohl bedeutſam und würde, wenn die obige Deutung richtig iſt, an uralte Sagen von dem Klang der auf- und untergehenden Sonne erinnern. Tacitus Germ. 45. Grimm's Mythologie 703.

Einen andern Zug aus dem Eddaliede über Freir's Brautwerbung enthält, wie Wolf (Beiträge zur deutſchen Mythologie S. 102 f.) richtig hervorgehoben das Märchen vom getreuen Johannes, bei Grimm Nr. 6. Hier erblickt der Königsſohn in einem verbotenen Zimmer das Bild „der Königstochter vom goldenen Dache" und wird von heftiger Liebe zu ihr ergriffen, ganz wie Freir von Odhins Hochſitze aus die ſchöne Jungfrau in dem Rieſenlande erblickt und in leidenſchaftlicher Liebe zu ihr entbrennt. — Wir ſind zu dieſen Erklärungen jener Märchen um ſo mehr berechtigt, da ſich auch ſonſt beſtimmte Erinnerungen an Freir oder Fro erhalten haben. Namentlich iſt in ſchwäbiſchen Sagen von weißen Schweinen, die zu Weihnachten umgehen, Freir's Eber nicht zu verkennen. Vgl. auch Nr. 31, das Schiff, das zu Waßer und zu Lande geht, und die Anmerkung dazu.

55. Der kluge Martin. Mündlich aus Owen. Verwandt iſt der Meiſterdieb in den norwegiſchen Volksmärchen von Asbjörnſen und Moe, Bd. 2. Nr. 4; und in Wolf's Hausmärchen der Räuberhauptmann Hans Kühſtock S. 397.

56. Die geſcheidte Ziege. Mündlich aus dem Schwarzwalde.

57. Drei Roſen auf Einem Stiel. Mündlich aus Tübingen. Verwandt iſt bei Grimm das Löweneckerchen, Nr. 88, und weiter auch

im Allgemeinen: Hans mein Igel und das Eselein. Im Pentamerone entspricht das Zauberkästchen II, 9.

58. Der Drachentödter. Mündlich aus Bühl. Der Erzähler hatte dieß leider nicht ganz vollständige Märchen vor 30 Jahren in der Schweiz gehört. Vgl. Nr. 1. und 29. In Grimm's Märchen entspricht Nr. 60, die zwei Brüder.

59. Der langnasige Riese und der Schloßergesell. Mündlich aus Owen. Vgl. Wolf's Märchen: Hans ohne Furcht, S. 328, wo ebenfalls die Nase eines Riesen in den Schraubenstock geklemmt wird. Dasselbe geschieht dem Teufel bei Wolf in dem Märchen: „Fürchten lernen." S. 408.

60. Die Schlange und das Kind. Mündlich aus Derendingen und sonst in vielen Sagen. Der letzte Zug mit dem Kranze war der Erzählerin nicht mehr ganz treu im Gedächtnis geblieben.

61. Das Nebelmännle. Mündlich aus Engen. In diesem Nebelmännle wie sonst im Graumännle, Graale, ist Wuotan, Odhin, der nur von Wein lebt, nicht zu verkennen. Das christliche Läuten verscheucht die heidnischen Götter. Auch das Entrücken durch die Luft führt auf Wuotan.

62. Bruder Lustig. Mündlich aus Derendingen. Bei Grimm Nr. 81. Dem Märchen liegen alte Mythen zu Grunde. Die Wanderer sind zwei Götter, wobei Petrus wie gewöhnlich an die Stelle Donars, des Donner- und Regengottes getreten ist. Der Bruder Lustig aber, wie J. Grimm bemerkt, entspricht schon wegen des Herzeßens dem listigen Loki, dem auch die Edda eben diese Dieberei zuschreibt. Wir haben hier deutlich den Mythus, wie Thor und Loki auszogen, bei einem Bauer über Nacht blieben, Thor seine Böcke schlachtete und verzehren ließ, die Knochen dann zusammenlegte und wieder belebte. — Den Bock vertritt hier das Lamm; die Belebung aber wird nicht an dem Thier, sondern an den abgekochten Beinen einer Jungfrau vorgenommen. — Das Schwellenlaßen des Stroms passt gut für den Regengott. Vgl. weiter Grimm deutsche Mythologie XXXVI. ff. und Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie S. 88. 142. — In unserm Märchen haben sich auch noch andre Züge dem Mythus angehängt. So verleiht die Wunschdinge sonst Wuotan, während der Schmid, der auf den Teufel im Ranzen loshämmern muß, Donar ist. Ebenso führt das Spiel um Seelen in der Hölle auf Wuotan, dem Erfinder des Würfelspiels. Vgl. das Fabliau: Saint Pierre et le jongleur, worin

erzählt wird, wie Petrus vom Himmel in die Hölle steigt, um einem verstorbenen Spieler die Seelen, die er daselbst bewachen muß, abzugewinnen.

63. Der Räuberhauptmann und die Müllerstöchter. Mündlich aus Derendingen und Bühl. In der Erzählung aus Bühl fehlen die Eier, welche die Frauen tragen sollen. Bei der ersten will die Thür nicht wieder zu; die zweite verräth sich durch ihre Verwirrung. Die dritte veranlaßt ihren Mann, nachdem sie die entsetzliche Entdeckung gemacht hat, ihre Eltern zu besuchen. Dort wird ein großes Fest veranstaltet. Die Frau läßt die Köpfe ihrer Schwestern gebraten auf den Tisch bringen und fragt den Räuber: was dem Mann gebühre, der zwei Schwestern umgebracht. Er spricht sich selbst sein Urtheil und wird hingerichtet. Damit schließt die Erzählung aus Bühl. — Dieß Märchen soll einzeln gedruckt in Schwaben ziemlich verbreitet sein. Ich habe aber ein derartiges fliegendes Blatt nicht erhalten und nicht vergleichen können, wie weit es auf die obige Erzählung eingewirkt haben mag. Meine Erzählerin so wie der Erzähler, ein Blinder, kannten sie nur durch mündliche Ueberlieferung. Verwandt ist der König Blaubart, Nr. 36. s. d. Anmerk. dazu, und bei Grimm Nr. 40, der Räuberbräutigam und Nr. 46, Fitchers Vogel.

64. Die drei Handwerksburschen. Mündlich aus Lustnau. Bei Grimm entspricht das vollständigere und im Einzelnen abweichende Märchen: die drei Handwerksburschen. Vgl. Müllenhoff a. a. O. S. 150, der betrügerische Wirth, und S. 457, die drei gelernten Königssöhne.

65. Die drei Wünsche. Mündlich aus Rotenburg a. Neckar. Vgl. der Arme und der Reiche, Nr. 40, und dazu die Anmerk.

66. Die Geschichte von einer Metzelsuppe. Mündlich aus Lustnau und Bühl.

67. Ei so beiß. Mündlich aus Derendingen, Bühl, und sonst sehr bekannt.

68. Die fünf Handwerksburschen auf Reisen. Mündlich aus Bühl. Ebenso aus Schleswig-Holstein bei Müllenhoff a. a. O. Nr. 111, von den Büsumern.

69. Die drei todten Schwestern. Wörtlich so aus Heubach. Es ist eine in Prosa aufgelöste Ballade, die unvollständig auch im Schwäbischen noch vorkommt. Vgl. Müllenhoff a. a. O. S. 496 f.

70. Der Rathsherr und das Büble. Mündlich aus Brackenheim und Neuffen.

71. Der Tod des Hühnchens. Mündlich aus Tübingen.

72. Der König Auffahrer des Meers. Mündlich aus Bühl. Die goldenen Kreuze, die sonst auf der Stirne stehen, sind Zeichen edler Abkunft. Das Aussetzen der Kinder mahnt an uralte Sagen. Vgl. Mose; Siegfried (Sigurd) nach der Wilkina-Sage. Eine merkwürdige Verwandtschaft hat die Erzählung in 1001 Nacht: von den beiden auf ihre jüngste Schwester neidischen Schwestern. Nacht 426—436 in der Breslauer Uebersetzung. In Wolf's Hausmärchen: die drei Königskinder, S. 168 ff. stimmen ganz zu der arabischen Erzählung: der Baum mit goldenen Früchten (statt des singenden Baums), der sprechende Vogel und das springende (tanzende) Waßer, das sich als Waßer des Lebens erweist. Zwei Kinder sehen sich um, als sie diese Dinge auf Anreizung der böslichen Großmutter holen wollen und werden in Salzsäulen verwandelt. Der jüngsten Schwester gelingt's, zugleich erweckt sie mit dem Waßer die Salzsäulen. Im Arabischen steht dafür ein schwarzer Stein. Statt der drei Hunde der schwäbischen Erzählung hat die arabische: einen Hund, eine Katze und ein Stück Holz, die als drei verschiedene Misgeburten angegeben werden. Bei Grimm entspricht Nr. 96: de drei Vügelkens." Vgl. besonders die Anmerknngen dazu. In den Nächten des Strapparola: „die drei Königskinder." Nr. 44 in der Ueberf. von Schmidt.

73. Die drei Federn des Drachen. Mündlich aus Bühl. Verwandt ist Nr. 79, die Reise zum Vogel Strauß, und bei Grimm Nr. 29, der Teufel mit den drei goldenen Haaren. In Wolf's deutschen Märchen und Sagen Nr. 28, des Teufels drei Federn; in Wolf's Hausmärchen: die fünf Fragen S. 184.

74. Der Knabe, der zehn Jahr in der Hölle diente. Mündlich aus Rotenburg a. Neckar. Verwandt ist bei Grimm: des Teufels rußiger Bruder.

75. Der Hahn mit den Goldfedern. Aus Nördlingen.

76. Ein Lügenmärchen. Mündlich.

77. Die zwei Mädchen und der Engel. Mündlich aus Bühl. Verwandt mit dieser dürftigen Erzählung ist die weit reichere bei Grimm Nr. 24, Frau Holle, womit namentlich die in den Anmerkungen mitgetheilten Variationen zu vergleichen sind. Bei Kuhn, norddeutsche Sagen u. s. w. das 9. Märchen. Im Norwegischen bei Asbjörnsen

und Moe, I. Nr. 15, die Tochter des Mannes und der Frau. Im Pentamerone IV, 7, die zwei Kuchen.

78. Hui in mein'n Sack. Mündlich aus Kiebingen. Verwandt ist der Bruder Lustig, Nr. 62. Hans und der Teufel, Nr. 10; auch der Arme und der Reiche, Nr. 40.

79. Die Reise zum Vogel Strauß. Mündlich aus Bühl. Verwandt ist Nr. 73, die drei Federn des Drachen. — Der Vogel Strauß steht hier statt des Greifen oder Drachen. — In Wolf's deutschen Hausmärchen entspricht: der Jüngling im Feuer und die drei goldenen Federn S. 312. Im Norwegischen bei Asbjörnsen und Moe I. Nr. 5, der reiche Peter Krämer. Hier findet sich dieselbe Einleitung wie in der schwäbischen Erzählung und stimmt zu der Sage vom Kaiser Heinrich III, der in der Mühle zu Hirschau (Hirsau) geboren sein soll.

80. Hähnle und Hühnle. Mündlich aus Derendingen. Vgl. bei Grimm Nr. 80, von dem Tod des Hühnchens, und des Knaben Wunderhorn Bd. 3. Anhang, S. 23. (1. Ausgabe.)

81. Kätzle und Mäusle. Mündlich aus Brackenheim und Tübingen. Vgl. A. Stöber, Elsäßisches Volksbüchlein, 1842, S. 95: Vom Kätzchen und vom Mäuschen.

82. Jokele. Mündlich aus Derendingen, Tübingen, Wurmlingen und sonst allgemein bekannt. Anstatt des Henkers heißt es in der Mittheilung aus Wurmlingen: „a Teufele," und die zweite Zeile lautet: „soll das Metzgerle hole." Der Schluß heißt allemal: „d' Bire weand it (wollen nicht) falle." — (Bire, vom lat. pira, ist Birne mit unorganischem n.) Vgl. aus Deßau bei Fiedler, Volksreime u. s. w. Nr 36: „der Bauer schickt den Gepel aus," aber unvollständig, ohne Schluß. Englisch bei Halliwell: The nursery rhymes of England, 2. ed. 1843, p. 219—224, in mehren Versionen, die, wie ähnliche Häufungsreime, uralte Verwandtschaft beurkunden.

Ein sehr ähnliches und dem Thema nach offenbar verwandtes Lied findet sich chaldäisch in den gewöhnlichen jüdischen Hagada's für das Passah; es ist das letzte Stück dieser zusammengestellten Festlieder und Vorträge und wird am Schluß des Osterfestes gesungen. Es beginnt: chad gadjâ, chad gadjâ, dezabbîn abbâ bitrê zuzê, chad gadjâ u. s. w. deutsch:

1. Ein Böckchen, ein Böckchen,
   Das kaufte der Vater für zwei Silberstück,
   Ein Böckchen.

2. Da kam die Katz und fraß das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberstück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

3. Da kam der Hund und biß die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberstück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

4. Da kam der Stock und schlug den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberstück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

5. Da kam das Feur und verbrannte den Stock,
Der geschlagen den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberstück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

6. Da kam das Waßer und löschte das Feuer,
Das verbrannt den Stock,
Der geschlagen den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberstück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

7. Da kam der Stier und trank das Waßer,
Das gelöscht das Feuer,
Das verbrannt den Stock,
Der geschlagen den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberstück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

8. Da kam der Schlächter und schlachtete den Stier,
Der getrunken das Waßer,
Das gelöscht das Feuer,
Das verbrannt den Stock,

Der geſchlagen den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberſtück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

9. Da kam der Todesengel und ſchlachtete den Schlächter,
Der geſchlachtet den Stier,
Der getrunken das Waßer,
Das gelöſcht das Feuer,
Das verbrannt den Stock,
Der geſchlagen den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberſtück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

10. Da kam der Heilge, der geſegnet ſei! und erſchlug den Todesengel,
Der geſchlachtet den Schlächter,
Der geſchlachtet den Stier;
Der getrunken das Waßer,
Das gelöſcht das Feuer,
Das verbrannt den Stock,
Der geſchlagen den Hund,
Der gebißen die Katz,
Die gefreßen das Böckchen,
Das gekauft der Vater für zwei Silberſtück,
Ein Böckchen, ein Böckchen.

Im Wunderhorn, 3. Bd. Anhang S. 44, ſteht eine Ueberſetzung, wie ſie in jüdiſchen Hagáda's vorkommt. Die Diminutive kennt das Original nicht. Halliwell hat eine hiſtoriſch-allegoriſche Deutung beigefügt, wie ſie von dieſem Liede zuerſt P. N. Leberecht, im „Chriſtlichen Reformator," Leipzig, 1731, vol. XVII. p. 28 aufgeſtellt haben ſoll. Danach iſt der Vater = Gott; das Böckchen iſt das hebräiſche Volk; die zwei Silberſtücke (Drachmen) bezeichnen Moſe und Ahron. Dann folgen judenfeindliche Völker von den alten Aſſyrern bis auf die Türken, deren Macht (d. i. den Todesengel) der Heilige,

d. i. Gott ſelbſt, in der meſſianiſchen Zeit vernichten wird!! Ein ähnliches engliſches Sprechlied ſteht p. 222:

1. Dieß iſt das Haus, das Haus gebaut.

2. Dieß iſt das Malz,
Das lag im Haus, das Haus gebaut.

3. Dieß iſt die Ratz',
Die fraß das Malz,
Das lag im Haus, das Haus gebaut.

4. Dieß iſt die Katz',
Die tödtete die Ratz',
Die fraß das Malz,
Das lag im Haus, das Haus gebaut.

Die Katze wird dann vom Hunde zerrißen, der Hund von der Kuh geſtoßen, die Kuh von einer Jungfer gemelkt, die Jungfer von einem ganz verlumpten Mann geküßt, beide von einem ganz abgeſchabten und geſchornen Prieſter getraut u. ſ. w.

Genauer entſpricht dem „Jokele" im Engliſchen die proſaiſche Erzählung von der alten Frau, die beim Auskehren einen halben Schilling findet, dann auf den Markt geht und ein Schwein kauft. Auf dem Heimwege kommt ſie an eine Steige; das Schwein will nicht hinüber; ſie bittet einen Hund, das Schwein zu beißen; der Hund will nicht. Dann bittet ſie weiter einen Stock, den Hund zu ſchlagen; ein Feuer, den Stock zu brennen; Waßer, das Feuer zu löſchen; einen Ochſen, das Waßer auszutrinken; einen Metzger, den Ochſen zu ſchlachten; einen Strick, den Metzger zu hängen; eine Ratte, den Strick zu zernagen; eine Katze, die Ratte zu tödten. — Die Katze will es, wenn ſie ein Schälchen Milch bekommt; die Kuh will die Milch geben für eine Handvoll Heu und gibt ſie. Die Katze trinkt ſie und will nun die Ratte tödten, da fängt die Ratte an, den Strick zu zernagen u. ſ. w., bis endlich das Schwein über die Steige ſpringt.

Ebenſo in den oldenburgiſchen Spielen, Reimen und Räthſeln „Aus der Kinderſtube," 1851. S. 64; nur endet es hier damit, daß die Katze ſich ebenfalls weigert, die „Maus" zu freßen.

83. Wie ein ehrlichs Fräulein frühſtückt. Mündlich aus Bühl. Dieß Sprechlied erinnert an alte Sagen von vieleßenden Rieſentöchtern.

Zu vergleichen ſind die altdäniſchen Lieder, wo die Braut ebenfalls wie hier ganze Ochſen verzehrt und dazu aus Tonnen trinkt.

84. Der Birnbaum auf der Haide. Mündlich aus Bühl. Aehnlich bei Fiedler, Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Deßau, 1847. Nr. 38. Daſſelbe aus dem Oldenburgiſchen in den Spielen, Reimen und Räthſeln „Aus der Kinderſtube," 1851, (von Thöle und Strakerjan) S. 70. Ein plattdeutſches aus Iſerlohn bei Woeſte: Volksüberlieferungen aus der Grafſchaft Mark, 1848, S. 19. Ein verwandtes engliſches bei Halliwell: The nursery rhymes of England, 2. ed. Nr. 242: This is the key of the kingdom, in that kingdom there is a city u. ſ. w.

85. Eine Kinderpredigt. Mündlich aus Wurmlingen. Vgl. A. Stöber, Elſäßiſches Volksbüchlein, Nr. 44.

86. Noch eine Predigt. Mündlich aus Wurmlingen. Vgl. Büſching's wöchentliche Nachrichten, I. S. 210. Müllenhoff's Sagen u. ſ. w. S. 477.

87. Kinder-Märlein. Aus Groß-Heppach, Brackenheim, und ſonſt ſehr bekannt. Vgl. in meinen ſchwäbiſchen Kinderreimen die Reiterliedchen Nr. 14. 15. 66; und ähnliche Kindergeſchichten daſelbſt, Nr. 38—40. — In einer ſchriftlichen Mittheilung aus Stuttgart lautet der Schluß des obigen Märleins:

Fällt a Meßerle oba rab,
Schlägt em Kindle 's Aermle rab;
D' Magd geht zum Balbierer,
's iſt Niemand daheim;
D' Katz kehrt d' Stub aus,
D' Vögel traget da Kutter naus,
Sitzt a Täuble auff-em Dach,
Des ſich halba kropfig lacht.

88. Was die Gans Alles trägt. Mündlich aus Brackenheim. Vgl. des Knaben Wunderhorn, Bd. 3. Anhang (1. Ausg.) S. 52. ff. Hoffmann v. Fallersleben, Schleſiſche Volkslieder mit Melod. 1842. S. 80—82, wo drei verſchiedene Lesarten um 3, 4 und 5 Strophen länger. Daſſelbe aus Deßau bei Fiedler a. a. O. Nr. 37, nur 3 Strophen lang. Hier ſteht für „Federgans" jedesmal: „Dank ſei der Gans," und dazu am Schluß der Zuſatz:

Dank ſei der Gickel-Gackel,
Hinten geht es wickel-wackel,
Vorne geht es Fli-Fla-Flederwiſch.

89. Der Brief im Ei. Aus Tübingen. Vgl. bei Fiedler a. a. O. Nr. 46 das Räthſel: „Stangenbohnen“:

Hier en Baum un da en Baum un dort en Baum,
Hier en Neſt un da en Neſt un dort en Neſt;
In das Neſt da lak en Ei,
Hier en Ei un da en Ei un dort en Ei.

90. Die ſchmale Brücke. Mündlich aus Bühl; ein ſehr altes Vezir-Märchen. Ein ganz ähnliches trägt Sancho Panza höchſt ergötzlich dem Don Quixote vor, I. Kap. 20. Die 300 Ziegen werden in einem kleinen Schiffe, das jedesmal nur Eine Ziege faßen kann, über den Fluß geſetzt. „Jetzt, gnädiger Herr, zählt mir die Ziegen ordentlich, die der Fiſcher hinüberbringt; denn wenn ihr eine einzige vergeßt, ſo iſt meine Erzählung zu Ende und es iſt mir nicht möglich, noch ein Wort davon zu ſagen.“

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Druckfehler.

S. 285. Zeile 11 von unten, lies: Soll die Bire ſchüttle.

S. 302. zu Nr. 11 füge hinzu: verwandt iſt der Schwank von Sankt Peter mit der Gais bei Hans Sachs.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.
RECEIVED
NOV 13 '75
CIRCULATION DEPT.
JUN 03 1986
AUTO DISC CIR
JUL 2 2 1986
LD 21A-50m-8,'74
(S7556s10)476-A-32
General Library
University of California
Berkeley

G.E. HEWLEY LIBRARIES
UNIVERSITY OF
CHELMSFORD